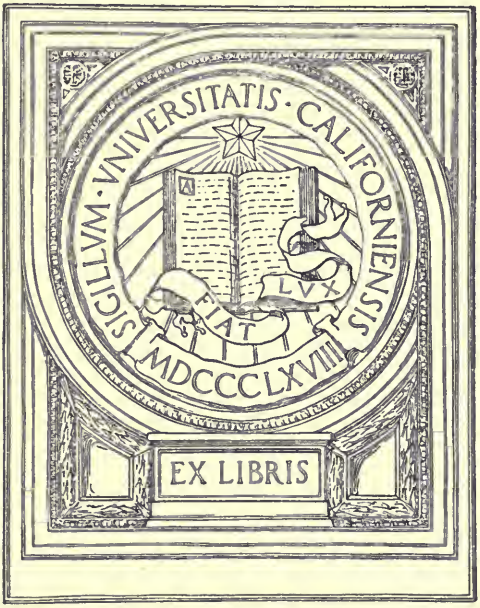
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
AT LOS ANGELES



Digitized by the Internet Archive
in 2007 with funding from
Microsoft Corporation

http://www.archive.org/details/samtlichewerke13schiiala

Schillers

Sämtliche Werke

Säkular-Ausgabe in 16 Bänden

In Verbindung mit Richard Feſter, Guſtav Kettner,
Albert Köſter, Jakob Minor, Julius Peterſen,
Erich Schmidt, Oskar Walzel, Richard Weißenfels
herausgegeben von Eduard von der Hellen

Stuttgart und Berlin
J. G. Cotta'ſche Buchhandlung Nachfolger

Schillers

Sämtliche Werke

Säkular-Ausgabe

Dreizehnter Band

Historische Schriften

Mit Einleitung und Anmerkungen von Richard Fester

Erster Teil

Stuttgart und Berlin
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

UNIV. OF CALIFORNIA
LOS ANGELES LIBRARY

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

2465
Z5H3
v.13
cop.2

Einleitung

in Schillers historische Schriften

Schillers historische und philosophische Versuche verbinden und trennen die Dichtung seiner Jünglings- und Mannesjahre. Der Weg vom „Don Carlos" zum „Wallenstein" führt durch die Geisteswissenschaften. Der Historiker Schiller löst den Dramatiker ab. Der Philosoph wird von dem mündig gewordenen Dichter verabschiedet.

Die Verständigung über die philosophischen Verdienste Schillers kann heute nicht schwer fallen. Obwohl Goethe von den Naturwissenschaften herkam, fanden sich beide Dichter, als sich endlich ihre Wege kreuzten, wie von selbst in dem Medium der Schillerschen Ästhetik. Die von dem Ästhetiker Schiller geprägten Begriffe naiv und sentimentalisch leben in der leichten Schlegelschen Umprägung klassisch und romantisch heute noch fort. Der Dichter hat der Philosophie nicht nur durch seine poetischen Werke zu tun gegeben. Unter den Begründern der modernen Ästhetik steht sein Name an der Spitze. Die Geschichte der Philosophie kann an ihm nicht vorübergehen, wenn er auch selbst im Vollgefühle seiner künstlerischen Reife geneigt war, seine ganze Elementarästhetik „für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben".

Selbst seiner Geschichtsphilosophie ist heute ihre begrenzte, aber feste Stellung innerhalb des Rahmens der

275103

idealistischen Philosophie angewiesen, weil sie eine notwendige Ergänzung seiner Ästhetik bildet. Schon „Die Künstler" werfen die Frage auf nach dem Verhältnis der Kunst zu der Kulturentwicklung der Menschheit. Die Geschichte als Erfahrungswissenschaft ist nicht im stande, sie zu beantworten. Vergebliche Anläufe dazu in den universalhistorischen Vorlesungen haben lediglich die Bedeutung, Schillers Studium der Geschichte und der Philosophie näher aneinanderzurücken. Alle geschichtsphilosophischen Fragen müssen sich schließlich der energischen Frage nach der Aufgabe der Kunst unterordnen. Ihre Lösung ist die von der gemeinen Wirklichkeit der Dinge völlig abgewandte ästhetische Erziehung. Künstlerische Ideale waren der Ausgangspunkt, künstlerische Postulate sind das Ergebnis seiner Geschichtsphilosophie. Die Historie hat als Existenzschilderung nichts mit beiden zu schaffen. In der Geschichte des deutschen Idealismus machen sie Epoche. Für die historiographische Würdigung Schillers kommen sie nicht in Betracht.

Begegnet somit das tiefere Eindringen in den innersten philosophischen Gehalt seiner Werke zwar mannigfachen in der menschlichen Aufnahmefähigkeit begründeten Schwierigkeiten, so sind doch alle Voraussetzungen einer wissenschaftlichen Verständigung über seine Philosophie längst vorhanden, während die Urteile über seine Geschichtschreibung in Ermanglung einer ebenso soliden Basis ähnlichen Schwankungen unterworfen scheinen wie die von den irrationalen Geschmackswandlungen abhängige Schillerverehrung.

Mit einmütiger Begeisterung begrüßen Publikum und Sachverständige das erste Erscheinen seiner historischen Arbeiten. Der Göttinger Spittler schöpft aus der Lektüre

des „Abfalls der Niederlande" 1789 die Überzeugung, daß Schiller auf dem Wege sei, „einer unsrer vortrefflichsten deutschen Geschichtschreiber" zu werden. Johannes v. Müller rühmt an der „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" ihren nationalen Gehalt, ihre kritische Zuverlässigkeit und Unparteilichkeit. Das Erstaunen der Zunft über die Verwandlung des Dramatikers in den Historiker macht sich zunächst mehr in kritischen Bemerkungen über die historische Prosa Schillers als in sachlichen Einwänden bemerklich. Spittler und Müller tadeln an den historischen Schriften des künftigen „Shakespeare Germaniens" nur das, was ihnen bis auf den heutigen Tag die Gunst des großen Publikums erhalten hat.

Man ist daher versucht, den ungeheuren Fortschritt der deutschen Geschichtswissenschaft durch Niebuhrs römische Geschichte zur Erklärung des plötzlichen Umschlages heranzuziehen, wenn man Niebuhrs eigenes Urteil über den „Dreißigjährigen Krieg" mit der Kritik Müllers vergleicht. Nicht einmal den Fluß der Erzählung will Niebuhr 1809 gelten lassen. Ganz unbegreiflich erscheint es ihm, daß man eine solche Schrift, deren Erzählung „nie fortströme, sondern poltere und stolpere", zu einem „klassischen Werke gestempelt" habe. „Die Zeit", prophezeit er, „werde freilich Recht üben und das Ding unter die Bank stecken." Aber es gibt doch zu denken, daß auch ein von den methodischen Fortschritten gänzlich unberührter Veteran wie der 1743 geborene Erlanger Meusel dem ersten Brockhaus selbst die Anführung des Schillerschen Buches in dem Artikel über den Dreißigjährigen Krieg zum Vorwurfe macht. Als W. v. Humboldt 1830 seinen Briefwechsel mit Schiller herausgibt, hat er sich bereits mit denen auseinanderzusetzen, die

Schillers historische Arbeiten „nur als Zufälligkeiten in seinem Leben und als durch äußere Umstände hervorgerufen" ansehen wollen.

Über diese Verurteilung hinaus wieder zu einem Urteil zu gelangen, ist man seitdem in zwei Richtungen bemüht gewesen. Gervinus und seine Nachfolger glaubten die Frage nach dem wissenschaftlichen Werte der historischen Versuche Schillers ganz ausschalten zu dürfen. Nach Gervinus „wußte Schiller bald, daß die Arbeit in der Geschichte ihm größere Dienste geleistet habe, als er der Geschichte. Sie ward" — meinte der Vater der wissenschaftlichen deutschen Literaturgeschichte — „eine Übung und Stärkung seines Geistes, und seine späteren dichterischen Werke bezeugen es überall, wie groß er durch sie gewachsen ist." Auf der anderen Seite haben seit der Schillerfeier von 1859 O. Lorenz, J. Janssen, Boxberger und neuerdings Kükelhaus Schillers Quellenstudien und Arbeitsmethode näher beleuchtet, um auch auf diesem Gebiete den festen Boden der Quellenkritik unter die Füße zu bekommen.

Wie man sieht, fehlen hier die notwendigsten Voraussetzungen einer wissenschaftlichen Verständigung. Dem Philosophen liegt die Entwicklungsgeschichte der idealistischen Philosophie klar vor Augen. Die Historiker besitzen noch keine neuere Historiographie, die sich mit den zahlreichen Bearbeitungen der Geschichte der neueren Philosophie auch nur annähernd vergleichen ließe. Die Philosophen haben sich längst darüber geeinigt, was Schiller zur Philosophie hingetrieben hat, während die kritischen Beurteiler seiner Geschichtschreibung den Kern der Frage nach Schillers historischen Interessen nicht zu erfassen vermögen. Und doch hat diese Frage allen

andern voranzugehen. Niemand wird es heute einfallen, dem Dichter ein wirkliches philosophisches Bedürfnis abzusprechen. Man findet es selbstverständlich, daß dieses Bedürfnis rein ästhetischer Natur war. Es tut der Philosophie Schillers keinen Abbruch, daß sie die Philosophie eines Dichters ist. Er darf sie verabschieden, sobald sie seinen Zwecken gedient hat. Was auch immer seine Tendenz war, seine wissenschaftlichen Verdienste können dadurch nicht geschmälert werden. Denn die Ästhetik hat er doch rein um ihrer selbst willen geliebt und gepflegt. Ein relativ einfaches Verhältnis zwischen Dichter und Wissenschaft ist relativ rasch erkannt und gewürdigt worden.

Die Geschichte aber ist Spezialwissenschaft. Sie wird daher an ihre Jünger andere Ansprüche stellen wie die Philosophie. Der Trieb, das Menschenwesen in allen seinen Beziehungen und Verzweigungen kennen zu lernen, ist an sich noch kein historischer, wenn er sich auch bei der Kürze der Zeitspanne, die wir selbst überschauen, auf die Beschäftigung mit der Vergangenheit erstreckt. Zu der Konstruktion des Weltbildes verwenden wir im allgemeinen unterschiedslos Tatsächlichkeiten, Gedachtes und Erfundenes. Die Mehrzahl der Gebildeten wird sogar in der Regel das Erfundene dem Tatsächlichen, den Roman aus dem Leben einem Bericht über wirklich Gesehenes und Erlebtes, einen historischen Roman der packendsten Erzählung eines historischen Verlaufes vorziehen. Historisches Bedürfnis ist nur da vorhanden, wo sich das intensive Verlangen regt, die faktischen Grundlagen des heutigen Weltzustandes innerhalb eines größeren oder engeren Rahmens aufzudecken. Ist dieser Trieb ein gemäßigter, so wird er sich mit jenem allgemeineren

ohne gegenseitige Störungen vereinigen lassen. Beherrscht er den ganzen Menschen, so wird ihm auch Erfundenes und Gedachtes zum Tatsächlichen. Mit anderen Worten, auch in einem Romane oder einem philosophischen Buche sieht er dann nur noch Bausteine zur Geistesgeschichte der Menschheit. Die ganze Welt wird sozusagen historisiert.

Es mag unerörtert bleiben, ob der historische Trieb in dieser Übertreibung nicht zu einer illiberalen Weltanschauung führt. Als ausgemacht darf wohl so viel gelten, daß die historischen Interessen eines Dichters niemals diesen Stärkegrad erreichen werden, wenn er seine eigene Natur nicht verleugnen soll. In der Anwendung auf Schiller dreht sich alles zunächst um die Frage, ob seine Beschäftigung mit der Vergangenheit in seinen historischen Arbeiten eine andere gewesen ist wie in seinen Dramen, ob es ihm an sich nicht völlig gleichgültig war, wie die Menschenwelt in anderen Zeiten einmal ausgesehen hat.

Da aber zeigt es sich erst, wie sehr jene schon von Humboldt erwähnten „Zufälligkeiten" die Antwort erschweren. Das organische Wachstum der Philosophie Schillers bezeugen seine Werke und Briefe. Gegen ein organisches Wachstum seines historischen Interesses scheinen zahlreiche Selbstbekenntnisse zu sprechen. In der Tat kann nicht geleugnet werden, daß sich Schiller mit dem „Abfall der Niederlande" eine Professur erschreiben möchte, daß er sich von Göschen für den historischen Damenkalender um des Honorars willen einfangen läßt, daß er auf die Herausgabe der „Memoires" seine junge Haushaltung gründet. Auf keinem Gebiete ist seine Tätigkeit eine so ausgebreitete wie auf dem historischen, aber an der Geschäftigkeit klebt der Verdacht des Geschäftes.

Eine Ausgabe der historischen Schriften Schillers, auch eine vollständige wie die unsere, kann von dem Gesamtumfange dieser Tätigkeit keine rechte Vorstellung geben. Gleichzeitig mit dem „Abfall" läßt er eine von ihm angeregte „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen" erscheinen. Von den 33 Bänden der Sammlung der „Memoires" hat er acht selbst redigiert, die übrigen wenigstens überwacht. In zwei Bänden legt er dem Publikum einen Auszug aus Vertots Maltesergeschichte, in mehreren Horenbeiträgen eine freie Bearbeitung der Memoiren Vieillevilles vor. Wie sein Räuber Moor bricht er an der Spitze einer sehr zweifelhaften Gesellschaft von Helfern und Schülern in die historische Provinz ein. Die dilettierenden Freunde Huber und Körner, die Schwäger Reinwald und Wolzogen, die Landsleute und Halbtheologen Paulus und Niethammer, ein auf literarischen Nebenverdienst erpichter sächsischer Rittmeister, ein bald in einen Schauspieler verwandelter Student, ja, wenn es möglich wäre, Frau und Schwägerin werden ohne jeden inneren Beruf auf die Historie losgelassen. „Der philosophische Kopf" scheint die Geschichte einschließlich seiner rasch verwerteten Vorlesungen nur als Brotstudium zu betreiben.

Man könnte das alles zugestehen, ohne dem Dichter daraus den geringsten Vorwurf zu machen. Mittellos, schuldenbelastet, einer unsicheren Existenz gründlich überdrüssig zieht er eine freie gewinnverheißende Schriftstellerei immerhin der ihm angebotenen Schweinfurter Ratsherrnstelle oder ähnlichen Versorgungsposten vor, bis ihn die Freigebigkeit seiner nordischen Freunde über die gemeine Not des Tages erhebt. Wir sagen uns, daß er in Erwartung besserer Tage, um sich seine stolze Un-

abhängigkeit zu erhalten, wohl auch Holz hacken würde. Warum sollte er also die Beschäftigung mit trockenen historischen Materien verschmähen, wenn sie ihn über Wasser hält. Nicht er trüge in erster Linie die Verantwortung dafür, daß sein Talent auf Abwege gerät. Seine geistige Entwicklung bis zum „Abfall" scheint doch in genügender Weise zu erklären, weshalb er sich gerade die Historie zur Krücke seiner materiellen Bedürftigkeit erkoren hat. War die Geschichte nach seinen eigenen Worten „das Magazin seiner Phantasie", so lag es offenbar nahe, aus diesem Magazin außer dem Hausbedarfe des Dramatikers auch das Nötigste für seinen leiblichen Menschen zu holen.

Auch in der geistigen Entwicklung des jungen Schiller spricht manches für diese Ansicht. Die Karlsschule war keine Pflanzschule historischen Sinnes. Die alte Geschichte wurde von Schillers Lehrern noch ganz im Sinne der Renaissance als Unterlage rhetorischer Übungen über menschliche Tugenden und Laster behandelt. Plutarchs historische Helden stehen für den Dichter der „Räuber" in einer Reihe mit Miltons Satan und Klopstocks Adramelech. Als Stoff- und Ideensucher liest der junge Dramatiker wahllos Memoiren und Romane, historische Darstellungen und philosophische Schriften. Die historischen Vorstudien zum „Fiesco" und „Don Carlos" sind weiter nichts als Zeugnisse seines Poetenfleißes. Als ihm Bougeant in die Hände fällt, vergißt er über dem Blick auf die geöffnete Weltbühne des großen Kriegstheaters die Trockenheit des Erzählers. Der „Don Carlos" vollends läßt ihn erkennen, wieviel er aus einer umfassenderen Geschichtskenntnis für den Beruf, für den er geboren ist, noch zu lernen hat. Wenn er seinen

Marquis Posa zum Sprecher der flandrischen Provinzen macht, so war er damals noch nicht im stande, ein Volk und seine Wünsche auf die Bühne zu bringen. An das Studium der Verschwörer reiht sich daher das Studium der Verschwörungen. Von dem Repräsentanten einer historischen Idee wie seinem Philipp II. führt ihn sein Weg zu der Beschäftigung mit dem Zeitalter, das nach der Idee der Gegenreformation benannt wird.

In alledem würde an sich nichts auf das hindeuten, was wir unter dem historischen Triebe verstehen. Auch andere Dichter haben ohne eigentliches historisches Interesse geschichtliche Studien getrieben. Die äußeren Umstände Schillers würden also an sich hinlänglich erklären, weshalb er seine Vorstudien in der Form historischer Erzählungen in die Öffentlichkeit gebracht hat, wenn nicht die Art seines Studiums den vollgültigen Beweis lieferte, daß der Übergang vom „Don Carlos" zum „Abfall der Niederlande" und seinen historischen Nachfolgern sich durch „Zufälligkeiten" niemals erklären läßt.

Diesen Beweis bis ins einzelste zu führen, ist die Aufgabe der Anmerkungen zu unserer Ausgabe. In Band 14 und 15 knüpfen sie an Vorarbeiten an. Für den 13. Band lagen nur vereinzelte quellenkritische Untersuchungen vor, während Schillers Dozententätigkeit und sein universalhistorischer Arbeitsplan bisher noch keine auf das Ganze gerichtete Würdigung erfahren hatten. Mag noch das oder jenes Detail hinzukommen, so kann doch schon heute nicht mehr bezweifelt werden, daß Schiller sich dem Studium der Geschichte mit heiligem Ernste gewidmet hat, daß er das zeitgenössische Lob der Gewissenhaftigkeit nach Maßgabe seiner physischen Kräfte vollauf verdiente. Wer sich nie selbst mit historischen

Studien befaßt hat, macht sich in der Regel keinen Begriff von der ungeheuren Massenbewältigung, die den Historiker vor anderen Gelehrten erwartet. Das Gefühl, in dem Ozean von Tatsachen, Quellen und Bearbeitungen zu versinken, die Furcht des jungen Dozenten, daß seine Hörer mehr wissen möchten als er selbst, die physische Erschöpfung, ja sogar ein Zusammenbruch der geistigen Widerstandskraft — das alles sind typische Erscheinungen, die wir auch an dem Historiker Schiller beobachten können, weil er eben mehr war als der flüchtige Bearbeiter seiner dramatischen Vorstudien. Wenn er in seinen Briefen an Körner mit der größten Offenheit von der materiellen Fruktifizierung dieser Studien spricht, so dürfen wir nicht vergessen, daß dieser treue Freund, ganz erfüllt von dem Dichterberufe Schillers, für historiographische Erörterungen kein Ohr und keinen Sinn hat. Immer wieder sucht Schiller ihn darüber zu beruhigen, daß er im Begriffe steht, aus einer Nebensache eine Hauptsache zu machen. Während er von leichter Arbeit und müheloſem Verdienste spricht, werden aus zwölf schließlich sechzehn tägliche Arbeitsstunden, bis 1791 die längst vorbereitete Katastrophe den historischen Vorlesungen ein jähes Ende macht und die historische Schriftstellerei nach monatelanger völliger Arbeitseinstellung nur mühsam und stockend, nicht ohne Einspringen der Freunde, bis zu einem gewissen Abschlusse gebracht wird.

Schon die Tatsache, daß gewaltige Überarbeitung in der Krankheitsgeschichte Schillers eine nicht zu übersehende Rolle spielt, beweist, daß er nicht freiwillig seine schwache Gesundheit zum Opfer gebracht hat. Der Arzt kann in diesem Falle nur eine einseitige Diagnose stellen.

Der Historiker zieht aus der Arbeitsleistung Schillers den berechtigten Schluß, daß wir heute um den größten Teil seiner historischen Schriften ärmer wären, wenn er bereits 1789 einen Augustenburger gefunden hätte. Für die Ausdehnung seiner historischen Schriftstellerei gibt es keine andere Erklärung als die Zwangslage des anfangs gar nicht, später kümmerlich besoldeten verheirateten Professors. Über die innere Beschaffenheit seiner historischen Bücher und Aufsätze sagen die wirtschaftlichen Momente auch nicht das mindeste aus. Es liegt auf der Hand, daß Aufgaben, die ein ganzes Menschenleben beanspruchen, in wenigen Jahren sich nur durch eine mehr skizzenhafte Art der Behandlung bewältigen lassen, daß sich die Kunst, aus wenigem viel zu machen, mit der Kunst der Stoffbezwingung vereinigen muß, wenn das Arbeitsergebnis auch den Kenner befriedigen soll. Stilistische Ungleichheiten und sachliche Widersprüche wird auch das größte Genie nicht ganz vermeiden können, wenn ihm die Zeit nicht gegönnt ist, die Früchte seines Fleißes reifen zu lassen. Die Mängel der Geschichtschreibung Schillers sollen nicht geleugnet noch beschönigt werden. In den meisten Fällen wird sich nicht einmal sagen lassen, daß sie die Fehler seiner Tugenden seien. Aber um so mehr muß betont werden, daß der Ernst, mit dem er seine Aufgabe anpackt, ebensosehr wissenschaftlicher wie künstlerischer Ernst ist. Der auf Körner berechneten Äußerung aus dem Januar 1788, daß er wenigstens das Publikum zum Glauben an seine gründliche Gelehrsamkeit zu bekehren hoffe, steht das freimütig stolze Bekenntnis gegenüber, daß es nur von ihm selbst abhänge, Deutschlands größter Historiker zu werden. Auch an Materien, die dem Interessenkreise des Dichters

naturgemäß ferner liegen, geht er nicht vorüber. Die Göttinger Juristen nehmen ihn in die Schule, bevor er noch das Katheder betreten hat. Die saubere Methode des Rechtshistorikers Pütter hat dem Dichter historischer Dramen gar nichts, desto mehr aber dem angehenden Dozenten zu sagen. Den naheliegenden Gedanken, sein erstes Buch für sein erstes Kolleg zu verwerten, um Zeit zu ersparen, gibt er bald wieder auf, so sehr seinem Verleger damit gedient wäre, wenn er durch eine Vorlesung der sehnlich erwarteten Fortsetzung des „Abfalls" vorarbeitete. Seine Vorlesungen werden zu Eroberungszügen in unbekannte Weltteile. Kaum daß er die universalhistorischen Einleitungen seiner Memoirensammlung zu den Vorlesungen in Beziehung setzt. Auch die ganz unhistorischen Urteile und Ansprüche seiner nächsten weiblichen Umgebung lassen ihn nicht vergessen, daß die Historie eine Männerwissenschaft ist. Das einzige Zugeständnis an den nachmals in den „Xenien" verspotteten Feminismus, das Erscheinen seines zweiten historischen Buches in einem Damenkalender macht er dadurch wieder wett, daß er seinen „Mitbürgerinnen" im zierlichsten Taschenformat den männermordenden Krieg auftischt und den friedlichen Zeichenstift eines Chodowiecki und Penzel zwingt, seine packende Erzählung einer fürchterlichen Zeit mit ungewollten Karikaturen zu begleiten.

Die Renaissance hat allseitige Ausbildung des Menschen gefordert und begünstigt. Der moderne Zunftgeist gönnt jedem produktiven Menschen nur eine Sphäre. Wie bitter haben es Grillparzer und Fontane zeitlebens empfunden, daß man den einen auf seine „Ahnfrau", den anderen auf seine märkischen Wanderungen sozusagen festnageln wollte. Wer mit einer Meisternovelle debütiert,

darf kein Dramatiker sein. Von den historischen Arbeiten Platens und Schacks hat die Zunft überhaupt keine Notiz genommen. Das Zeitalter Schillers war noch liberaler, aber auch Körner hat dem Freunde noch 1789 technische Hilfsmittel empfohlen, obwohl ihm ein genaueres Studium des „Abfalls" hätte zeigen müssen, daß Schiller den historischen Kinderschuhen bereits entwachsen war. Die gelehrte Welt hatte alle Ursache, zu staunen, als der „Abfall" erschien, aber doch nur, weil sich ein Dichter in diesem Buche tatsächlich als tüchtiger Gelehrter einführte. Für die Jenenser Studenten war der Professor, der am 26. Mai 1789 seine Antrittsrede hielt, trotzdem nicht mehr und nicht weniger als „das Exzgenie", das die „Räuber" in die Welt gesetzt hatte. An dem verminderten Zulauf der nächsten Semester haben wir das sprechendste Zeugnis, daß müßiggängerische Neugierde auch in dem Hörsaal Schillers nicht auf ihre Rechnung kam. Die bequeme akademische Übung, die in Preußen damals Zwang war, nach einem gedruckten Grundriß zu lesen, hat Schiller ebenso verschmäht wie das geisttötende Diktieren, das dem Hörer die Zeit raubt, die es dem Dozenten erspart. Der akademischen Gedankenzucht sollte er sich um so zugänglicher erweisen. Als ob er von Haus aus Gelehrter und nichts anderes wäre, ist es ihm mehr darum zu tun, sich selbst, als sein Publikum zu orientieren. Sogar die Einleitungen zu den „Memoires" sind nicht so sehr durch die Erwartungen des Lesers als durch seine eigenen universalhistorischen Interessen diktiert. Wie in den Vorreden zu Vertot und Pitaval seine dramatischen, werden in den „Übersichten" seine wissenschaftlichen Bedürfnisse in den Vordergrund gestellt.

Wann dieser wissenschaftliche Sinn in Schiller er-

wacht ist, läßt sich auf Tag und Stunde nicht angeben. Der Keim dazu aber war schon vorhanden, als ihn sein „Carlos" nach Flandern führte. Was uns die „Zufälligkeiten" seiner historischen Schriftstellerei verhüllten, was auch der Gang seiner Geistesentwicklung bis zum „Don Carlos" nicht auf den ersten Blick erkennen ließ, darf jetzt endlich ausgesprochen werden. Schillers Geschichtschreibung ist kein Nebenschößling gewesen. Genau so organisch wie seine Philosophie erwächst sie aus den Postulaten seines Genius. Wie Goethe durch seine Naturandacht auf seine morphologischen und optischen Studien geführt wird, bringt Schiller der historischen Welt eine Neigung entgegen, die schließlich ein dauerndes Verhältnis zu der historischen Wissenschaft begründet. Für die Philosophie kam der Tag, an dem sie ihm nichts mehr zu sagen hatte. In der Unerschöpflichkeit der Geschichte lag auch in seiner letzten sorgenfreieren Lebensperiode ein Antrieb zu immer erneuter Beschäftigung. Gegen W. v. Humboldt hat er noch 1802 die Historie als das Altenteil bezeichnet, auf das er sich zurückziehen wolle, wenn einmal seine dichterische Produktionskraft nachlassen werde. Am Ende der langen Reihe der dramatischen Entwürfe, die hinter dem Riesentorso des „Demetrius" auftauchen, steht der Plan einer Geschichte des alten Rom.

Die Geschichte der neueren Historiographie wird deshalb an Schiller ebensowenig vorübergehen dürfen, wie die Geschichte der Philosophie an seiner Ästhetik oder wie die Geschichte der Naturwissenschaft an Goethes Morphologie und Optik. Die moderne Neigung, auf historiographischem Gebiete lediglich seine schriftstellerischen Verdienste anzuerkennen, stellt die Sache auf den Kopf.

Der historische Stil ist nur das letzte und feinste Resultat der Faktoren, aus denen sich eine historiographische Potenz zusammensetzt. Die Eigenart des Schillerschen Stiles ist erst in der „Belagerung von Antwerpen" und in der Charakteristik Vieillevilles zu voller Entfaltung gelangt. Seine Anfänge sind recht eigentlich stillos. Der Karlsschüler verrät sich zunächst in den rhetorischen Schnörkeln, der Nachahmer der Franzosen in der Vorliebe für blendende, aber eintönige Antithesen. „Die schöne Leichtigkeit" eines Voltaire und Montesquieu muß er sich erst nach Spittlers sachkundigem Ratschlag erschreiben. Namentlich die „Französischen Unruhen" können als gelungene Stilprobe nach französischem Muster gelten. Aber das alles tritt hinter ein anderes Moment zurück, das in Deutschland Epoche machte und von Johannes v. Müller schon geahnt wurde, als er meinte, die alten Historiker hätten die poetischen Bilder Schillers in ihre Reden, aber nicht in ihren historischen Stil aufgenommen.

Aus der deutschen Historiographie war vor Schillers Auftreten jeder Schmuck der Rede gewichen. Die meisten Universitätshistoriker waren zugleich Professoren der Eloquenz, aber ihre Beredsamkeit verbarg sich schamhaft in den Redeopfern an offiziellen Festtagen. Ihre Geschichtschreibung war schwunglos und trocken. Der Grundriß und das Diktat haben sich an fast allen gerächt. Ein so feiner Kopf auch Spittler ist, wird er doch nicht selten, sobald er sich freier bewegt, trivial. Der erste zünftige moderne Stilkünstler in deutscher Sprache ist Johannes v. Müller, und seine „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft" erschienen seit 1786, also gleichzeitig mit dem „Abfall". Aber auch er hat nicht mit solcher Entschlossenheit wie Schiller die Dämme zwischen der in die

Reden verbannten Rhetorik und der eigentlichen Geschichtserzählung durchstochen. Denn das ist das Neue an dieser Art, Geschichte zu schreiben, daß die lebendige Persönlichkeit des Historikers jetzt alle Teile seines Buches durchdringt. Die Reden der Alten sind ihre subjektiven Oasen. Die deutsche Geschichtschreibung wird nach Schillers Vorgang, ohne sich von dem Objekt zu entfernen, durch und durch subjektiv. Der moderne Mensch verzichtet auch hier auf die Objektivität einer überwundenen Kulturstufe. Indem die deutsche Historie wieder den künstlerischen Anforderungen der Verarbeitung und Komposition zu genügen sucht, erfährt sie an sich dasselbe wie die deutsche Dichtkunst. Der längst verloren gegangene Begriff des Naiven wird durch den Begriff des Sentimentalischen ersetzt. Die Klassiker taugten für Hellas und Rom. Die deutsche Geschichtschreibung wird zu einer Tochter der Romantik.

Damit aber sollte die deutsche Historiographie den Anschluß an die weit vorausgeeilte Geschichtschreibung des Auslandes überhaupt erst erreichen. Auch die Universitätskollegen Schillers sind in ihrer Weise im Auslande in die Schule gegangen. Die französischen und englischen Geschichtschreiber ersten Ranges und fast noch lieber die des zweiten oder dritten Ranges haben sie eifrig übersetzt und gewissenhaft berichtigt und erweitert. Der Geist eines Robertson, Hume oder Gibbon, eines Voltaire oder Montesquieu ist ihnen fremd geblieben. Das kräftige Anpacken eines Themas, die wirkliche Bewältigung der Stoffmassen, ihre Wiedergeburt in dem Geiste des gestaltenden Autors ging gegen ihre Natur und ihr Vermögen. Für die Filiation der Quellen haben sie schon zuweilen ein überraschend feines Verständnis. In den

Quellen den Menschen zu entdecken, ist ihnen nicht gegeben. Auch in der historischen Psychologie wirkt Schiller, hier von Müller schon kräftiger sekundiert, bahnbrechend.

Auf dem Gebiete der alten Geschichte würde er freilich auch dann keine Erfolge erzielt haben, wenn seine philologische Vorbildung gründlicher gewesen wäre. Der barocke Faltenwurf der Toga verdeckte der aus Livius und Plutarch gespeisten Historiographie der Renaissance den Römer. Erst Niebuhr hat den römischen Bauer aus Fleisch und Blut in den Trümmern der Überlieferung wieder entdeckt, nachdem ihm Justus Möser mit der Entdeckung des deutschen Bauern in der westfälischen Annalistik vorausgegangen war. Auch in der Völkerpsychologie muß Schiller hinter Herder zurücktreten, so glänzend sein erster Versuch — die Schilderung der normannisch-sizilischen Kultur — ausgefallen ist. Seine Stärke und sein Ruhm sind seine Menschen- und Massenschilderungen. Der Dramatiker war schon ein Menschenbildner gewesen. Der Historiker lernt die Kunst hinzu, die Abstraktionen Volk und Partei, Adel und Bürger in ihre konkreten Bestandteile zu zerlegen und diese zu beleben, in Bewegung zu setzen und aufs neue zu gruppieren.

In seiner Schweizergeschichte charakterisiert Johannes v. Müller Rudolf von Habsburg folgendermaßen: „Rudolf war von Statur sehr groß und schlank von Gliedmaßen; seine Nase hatte eine starke Ausbeugung; den Haarwuchs hatte er frühzeitig verloren; von Angesicht sah er blaß; in seinen Zügen war hoher Ernst, aber sobald jemand mit ihm reden wollte, erweckte er Zutrauen durch zuvorkommende Freundlichkeit. Sowohl in Zeiten als er mit geringer Macht große Geschäfte tat, als da ihm nach-

mals die Menge öffentlicher Sorgen oblag, war er eines munteren und ruhigen Geistes und gefiel sich in Scherzen. Im Leben liebte er die Einfalt; köstliche Speisen aß er nie, und noch mäßiger war er im Trinken; im Feld hat er einst mit rohen Rüben seinen Hunger gestillt. Er pflegte einen blauen Rock zu tragen; mit jener Hand, welche zu vierzehn Siegen den Befehlstab geführt, haben ihn die Kriegsleute sein Wams flicken gesehen. Es ist aufgezeichnet worden, daß er Frau Gertruden, seiner Gemahlin, von der er zehen Kinder gezeuget, nicht allezeit getreu gewesen, aber er genoß die Lust, ohne ihr zu dienen; daher ihm nie weder zur Arbeit noch zur Freude die Zeit, und im hohen Alter zu keiner Kriegstat Gesundheit fehlte." Zu jedem dieser scheinbar absichtslos aneinandergereihten Satzteile zitiert Müller in einer Anmerkung seine Quelle. Markante Züge illustrieren die Popularität und Anspruchslosigkeit des Königs. Der Autor fürchtet und vermeidet Abstrakta. Wie ein kräftiger Pinselstrich den Beschauer eines Porträts nur in der Nähe stört, verläßt er sich darauf, daß seine Mosaikstifte im ganzen plastisch wirken. Rankes feine Porträtkunst stammt aus diesem Meisteratelier.

Die Porträtkunst Schillers ist eine andere. Ausnahmen bestätigen nur die Regel. In der wundervollen Gegenständlichkeit der Charakteristik Wallensteins (Bd. 15, S. 149) wetteifert er vielleicht nicht ohne Absicht mit Johannes v. Müller, aber er hat gerade hier seine Mosaikstifte nicht mühsam zusammengesucht. Eine einzige Quelle liefert ihm fertig, was er an konkretem Stoffe braucht. In der Regel muß er sich begnügen, aus den Taten auf den Charakter zu schließen. Korrespondenzen Philipps II. und Granvellas, Egmonts und Oraniens, Gustav Adolfs

und Wallensteins stehen ihm ebensowenig zur Verfügung wie Berichte der Zeitgenossen über das Tun und Treiben dieser Männer. Um mit wenigen sicheren Strichen eine Figur hinzustellen wie Müller und später Ranke, hätte er mehr wissen müssen, als er meist wußte und wissen konnte.

Denn wir dürfen, um Schillers Charakteristik eines Philipp oder Oranien zu würdigen, nicht vergessen, daß seine Zeit von den Staatsmännern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts nicht viel mehr wußte als wir von Karl oder Otto dem Großen. Die Charakteristiken in Schillers Quellen, einem Strada oder Grotius, sind nicht mehr so schablonenhaft wie die meisten mittelalterlichen, aber sie sind weit kürzer und allgemeiner gehalten als die Tizianischen Porträts in den gleichzeitigen, zuerst von Ranke verwerteten Finalrelationen der Botschafter Venedigs. Die meisten Darsteller des früheren Mittelalters haben es deshalb wie Schiller gemacht, wenn sie nicht ganz auf Charakteristiken verzichteten. Erst in jüngster Zeit ist in Haucks Kirchengeschichte ein genialer Versuch gemacht worden, auch dieses Gebiet der Rankeschen Porträtkunst zu erobern. Eine gewisse Farblosigkeit der meisten Charakterschilderungen Schillers erklärt sich also sehr einfach aus den Materialien, die ihm jeweils zur Verfügung standen.

Weit eher könnte man ihm zum Vorwurf machen, daß er zu viel mit Kategorien operiert, daß er philosophische und historische Psychologie verwechselt und daher weitschweifig wird, wenn nicht sein Wallenstein und etwa seine Katharina von Medici (Bd. 13, S. 196 f.) bewiesen, daß er nicht blind gegen diese Fehler gewesen ist. Der allmähliche Fortschritt in seinen historischen

Schriften ist auch da unverkennbar. Den letzten Schritt zur höchsten Gegenständlichkeit hat er erst als Dramatiker getan. Sein Philipp II. wird schon durch die Lektüre Watsons im „Don Carlos" aus dem „Dämon des Südens" ein Mensch. In seinem Mortimer und Paulet ist das individuelle Moment noch stärker herausgearbeitet, und dennoch repräsentiert der eine zugleich die Gegenreformation, der andere den englischen Puritanismus. Ein Vergleich Paulets mit den unlebendigen Nebenfiguren im „Abfall" und im „Dreißigjährigen Kriege" zeigt neben dem Fortschritte, was der historisch geschulte Dramatiker, sobald er frei erfinden darf, vor dem Historiker voraus hat, aber er beweist auch, daß der Historiker Schiller nach Überwindung seiner philosophischen Untugenden von seiner mächtigen Phantasie keinen unerlaubten Gebrauch gemacht hat.

Eine andere Bewandtnis hat es dagegen mit den Massenschilderungen. Hier versagt die musivische Technik Müllers und Rankes vollständig. Es ist kein Zufall, daß dem jungen wie dem alten Ranke die Fürsten besser gelingen als die Völker. Die Orgien des Bauernkrieges greifbar zu schildern, ist weniger seine Sache. Wenn Schillers Zeit für Massencharakteristiken über eine beschränktere Zahl von Mosaikstiften verfügte, so wirkt die ungeheure Fülle heute eher verwirrend. Wer hier nicht die Waffen strecken will, darf vor einem keckeren Gebrauche der Phantasie nicht zurückschrecken. Es ist Schillers Verdienst, in seiner Schilderung der Bilderstürmerei oder des französischen Bürgerkriegs der Welt zum ersten Male gezeigt zu haben, wie weit der Historiker darin gehen darf. Hier erobert er sich recht eigentlich eine neue Provinz. In der Einleitung zum „Abfall" hat er den

Kopf noch voll von den abstrakten Begriffen Tyrannei und Freiheit. Aber wie verflattern diese Abstraktionen, als die historischen Freiheitshelden, die Geusen Brederodes und die Bilderstürmer den Schauplatz betreten. Das sind wirkliche Massen, die er in Bewegung setzt. Wir hören das Dröhnen ihrer Tritte, wir sehen, wie aus dem Schritte Sturmschritt wird. Obwohl der lebhaften Phantasie des Amerikaners Motley eine weit größere Zahl von Mosaikstiften zur Verfügung stand, kann sich das Bilderstürmerkapitel Schillers noch heute neben dem seinigen sehen lassen.

So lernt man die so häufig rätselhafte Gunst des Publikums in diesem Falle verstehen. Einen alleinseligmachenden historischen Stil gibt es nicht. Der Stoff und die Persönlichkeit des Autors entscheiden über die Formengebung. Am Anfang und am Ende seiner historiographischen Laufbahn hat Schiller den Stoff nicht immer so auf sich einwirken lassen, wie es von dem Historiker verlangt werden muß. Die Rhetorik der Karlsschule, die Antithesenjagd der Franzosen und die barocken Schnörkel eines Burgundius oder Strada sind ihm namentlich im „Abfall" verhängnisvoll geworden. Im „Dreißigjährigen Krieg" hat er sich ganz anders in der Gewalt. Die Verstöße gegen eine gute Prosa sind darin weit seltener. Aber man merkt es ihm an, daß er der Prosa überhaupt überdrüssig ist, daß nur der Zwang der Umstände ihn noch bei der Historie festhält. Er läßt sich etwa durch den Gedanken der tragischen Nemesis fortreißen, oder er vergißt zeitweilig, daß er kein Epos, sondern Geschichte zu schreiben hat. Sowohl die Antithesen wie das Herausfallen aus der Rolle sind Mängel, die der Leser mit in Kauf zu nehmen hat. Aber um so

mehr muß betont werden, daß die Eigenart seiner historischen Rhetorik nicht durch die Ausartungen bestimmt wird. Wie seine historischen Interessen sich in organischem Wachstum entwickelt haben, erwächst auch sein historischer Stil von innen heraus. Der fortreißende Schwung seiner Erzählung, die Wucht seiner Massenschilderungen sind nichts Gemachtes. Was man die schriftstellerischen Vorzüge der Geschichtschreibung Schillers genannt hat, ist in Wahrheit der ganze Mann.

An dem Portale der deutschen Historiographie steht kein Klopstock. Friedrich der Große hätte ihr werden können, was der Sänger des „Messias" der deutschen Dichtung geworden ist, wenn der König nicht dem Schriftsteller und der Verbreitung seiner Schriften im Wege gestanden hätte. Der Blüte der nationalen Geschichtschreibung im neunzehnten Jahrhundert geht eine lange Zeit der Vorbereitung voraus. Der Samenkörner des achtzehnten Jahrhunderts sind viele. Schlözer, Herder, Justus Möser und Johannes v. Müller pflegt man immer zu nennen, wenn von Schlosser, der romantischen Schule, Niebuhr und Ranke die Rede ist. Auch an Schiller in diesem Zusammenhange zu erinnern, würde schon das Phänomen Heinrichs v. Treitschke hinreichenden Anlaß geben. Wer sich in Treitschkes deutscher Geschichte von der Erzählung der Erhebung von 1813 tief ergriffen und erhoben fühlt, möge nicht vergessen, daß Schiller zuerst solche Töne fand, daß er der historischen Kunst auch in Deutschland eine Heimstätte bereitet hat.

So ist es denn nicht nur erlaubt, sondern geboten, Schiller mit den ersten Historikern der neueren Zeiten zu vergleichen, um seinen Rang und seine Eigenart noch genauer zu bestimmen. Vor allem der „Abfall" lädt zu

Vergleichen ein, weil das Thema immer wieder von Meisterhand bearbeitet worden ist, im siebzehnten Jahrhundert durch Strada und Grotius, im neunzehnten durch Motley und Treitschke. Zwischen den Vertretern der Spätrenaissance und der Neuzeit steht Schiller als der Repräsentant seines philosophischen Jahrhunderts. Jeder ein sprechendes Zeugnis der Vorzüge und Schwächen seines Zeitalters. Jeder auch in der Tiefe seines Blicks und der Weite seines Horizontes repräsentativ. Urkunden, aus denen wir lernen können, was und wie jede Zeit gesehen hat.

Selbst für das bereits erörterte Problem der Form ergibt sich aus dieser Zusammenstellung ein neuer Gesichtspunkt, indem wir einsehen lernen, daß die eine Zeit billigt, ja fordert, was die andere verwirft. Das Kapitel über Schillers Rhetorik wäre unvollständig, wenn man nicht auch seiner Reden gedächte, und eben diese werden nur durch Vor- und Rückblicke verständlich. Motley hielt es noch 1860 nicht für überflüssig, seine Leser zu versichern, daß er in seinem Buche keine der handelnden Personen etwas sprechen oder schreiben lasse, was sie nicht nach sorgfältigster Prüfung der Überlieferung wirklich gesprochen oder geschrieben habe. Heute würde diese Erinnerung überflüssig sein. Die Zeitgenossen eines Strada, Burgundius und Bentivoglio fanden es dagegen ganz selbstverständlich, daß der Historiker nach antikem Muster seiner Erzählung mehr oder weniger frei komponierte Reden einfügte. Schiller aber steht an einem Wendepunkt. Für bewegte Rede und Gegenrede hat er als Dramatiker eine begreifliche Vorliebe, aber zur freien Erfindung fehlt doch auch dem Geschichte schreibenden Dichter die manierierte Unbefangenheit des Renaissance-

menschen. Wo er Reden vorfindet, benutzt er sie gern und bekämpft dann wohl durch Echtheitsgründe seine aufsteigenden kritischen Zweifel. Noch im „Dreißigjährigen Kriege" ist ihm Mauvillon so willkommen wie früher Burgundius, weil er ihm gestattet, seinen Lieblingshelden Gustav Adolf redend einzuführen. Aber selbständig erweitert hat er seine Vorlage doch nur in vereinzelten Fällen wie in einer Rede des Civilis an die Bataver (Bd. 14, S. 17 f.). Da genügt ihm das knappe Referat des Tacitus ebensowenig wie einem Niebuhr die Andeutungen Ciceros über eine Rede des Appius Claudius. Denn so mächtig ist der Reiz der antiken Rhetorik auf ihrem eigenen Gebiete, daß selbst der kritische Verfasser der römischen Geschichte es sich nicht versagen kann, den Appius so reden zu lassen, wie er den Umständen nach vermutlich gesprochen haben würde.

Auch die Neigung Schillers zu Reflexionen hört für uns auf, ein spezifisches Kennzeichen des philosophischen Jahrhunderts zu sein, wenn wir Strada durch und durch sententiös finden und die historisch-politische Sentenz bei Grotius und Treitschke, die ethische Sentenz bei Schiller und Motley in Parallele setzen. Auch da erkennen wir, daß Schiller einem Bedürfnis seiner Zeit entgegenkam, indem er ebenso wie seine Vorgänger und Nachfolger sich nicht begnügte, die Genesis und den Verlauf des niederländischen Aufstandes festzustellen, sondern sich und seinem Publikum zugleich von dem großen Freiheitsthema Rechenschaft zu geben suchte. Da rücken Treitschke und Grotius aneinander, insofern dem konstitutionellen Deutschen die Entwicklung des deutschen Staatenbundes zum Einheitsstaate noch 1869 ein ebenso großes Anliegen ist, wie dem holländischen Patrizier die ganz unmoderne

ständische Selbstgenügsamkeit seiner Union, während Motley die Erhebung der Holländer, die englische Revolution und den amerikanischen Befreiungskrieg als Glieder einer Kette ansieht und damit, wenn auch in angelsächsischer Umbildung, an die revolutionären — auch von Schiller verkündeten — Freiheitsgedanken aus der Epoche vor dem Bastillesturm anknüpft. Da reichen sich Treitschke und Motley in der Nationalitätenfrage die Hand, der eine als der Herold der deutschen Einheit der andere als leidenschaftlicher Bewunderer der langen Wurzeln angelsächsischer Macht und Freiheit, während Schiller mit dem römischen Jesuiten Strada vor allem die ästhetische Bewunderung des ungleichen Riesenkampfes zwischen dem spanischen Weltreiche und dem kleinen Fischer- und Krämervolke gemein hat.

Nach der landläufigen Ansicht veraltet selbst der berühmteste Geschichtschreiber, sobald neue Quellen über sein Thema erschlossen werden und seine Auffassung sich als rückständig erweist. Auch das Urteil Schillers wäre damit gesprochen. Wie es eigentlich gewesen ist, wird heute niemand von ihm lernen können, und der Rationalismus der Aufklärung scheint durch den Sieg der historischen Weltanschauung endgültig überwunden zu sein. Als Aufklärer macht Schiller heute ebensowenig Eindruck wie Motley, und man fragt nicht viel danach, daß der Rationalismus bei jenem in der französischen, bei diesem in der natürlicher gewachsenen englischen Aufklärung wurzelt. Und doch könnte uns der von dem handfesten Konfessionalismus eines Strada und Grotius nur wenig verschiedene ausgesprochen protestantische Konfessionalismus Motleys und Treitschkes darüber aufklären, wieviel geistige Freiheit das neunzehnte Jahrhundert mit Vol-

taire und mit dem rationalistischen Idealismus Schillers über Bord geworfen hat.

Nicht als ob sich die historische Toleranz Schillers mit unserer Vorstellung von historischer Gerechtigkeit deckte. Das achtzehnte Jahrhundert hatte in dem Menschen und der menschlichen Vernunft einen Maßstab aller irdischen Dinge gefunden. Alle Erscheinungen der geschichtlichen Welt wurden vor den Richterstuhl einer Vernunft gefordert, die nicht begreifen wollte, daß sie die Vernunft ihres Jahrhunderts war. Eine hohe geistige Kultur sah stolz und spöttisch auf die überwundenen Wahnvorstellungen früherer Generationen herab. Jeder Gebildete kennt heute Voltaire als den vornehmsten Repräsentanten dieser überheblichen illiberalen Auffassung der Geschichte. Viel weniger bekannt ist die andere Tatsache, daß der Rationalismus einmal einen ungeheuren Fortschritt bedeutet hat. Solange die christliche Historiographie sich bei den Antworten der Theologie auf die Frage nach dem Woher und Wohin beruhigte, hatten die Weltmonarchien des Propheten Daniel und ihre Abwandlungen bis zur Gegenwart ausschließlich das historische Denken der europäischen Menschheit beschäftigt. Erst mit der Renaissance beginnt der Prozeß der Säkularisation unserer Wissenschaft. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert bereitet sie sich vor. Kühne Bahnbrecher der Weltlichkeit erobern der Geschichte neue Provinzen, doch beweisen die Rückfälle des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, daß die Geschichte aus eigener Kraft sich niemals von der Theologie losgemacht und auf ihre eigenen Füße gestellt haben würde, wenn ihr nicht die siegreiche anthropozentrische Weltanschauung des Zeitalters Lockes und Voltaires zu Hilfe gekommen

wäre. Wie auch immer die Aufklärung über den Verlauf und Wert der Kulturentwicklung denken mag, das eine hat sie vor allen früheren Jahrhunderten entschieden voraus, daß ihr nichts Menschliches fremd bleibt. Der historische Trieb wird zum ersten Male ein unbegrenzter. Er macht nicht mehr vor den Dingen halt, die außerhalb des spezifisch christlichen Ideenkreises liegen. Die emsige Sammelarbeit des siebzehnten Jahrhunderts wird fortgesetzt und durch energisches Sichten fruchtbar gemacht.

Auf dieser breiten Basis erhebt sich die historische Weltanschauung unserer Tage. Wie sie ohne den vielgeschmähten Rationalismus nicht denkbar wäre, verdankt sie ihre Möglichkeit ausgesprochenen Rationalisten. Die Selbstüberhebung der Aufklärung überwindet Kant, indem er die Grenzen der reinen Vernunft bestimmt. Die Anmaßlichkeit der rationalistischen Geschichtsauffassung bekämpft Herder, indem er die rationalistischen Vernunftpächter auf die relative Vernünftigkeit jeder Kulturstufe hinweist. Für Philosophen und Historiker sind sie Erzieher zur Bescheidenheit geworden. So tief sie selbst noch im Dogmatismus stecken, fängt doch mit ihnen eine neue Epoche an.

Schiller aber steht am Anfang jener Epoche. Die Selbstberauschung der Aufklärung tritt namentlich in seinen Vorlesungen stark hervor. Die schlichte genetische Erklärung des damaligen Weltzustandes genügt ihm nicht. Alle Faktoren der Geschichte müssen ihm Rede stehen, ob sie der Aufklärung förderlich oder hinderlich gewesen sind. Das Papsttum von 1790 erscheint ihm in seiner Ohnmacht wie ein „vorübergehendes Phantom" (Bd. 13, S. 122). Auf die lange Nacht des Mittelalters ist die

Morgenröte der Reformation gefolgt (Bd. 13, S. 116 u. ö.). Tag aber sollte es erst werden, als auch die finsteren Wolken des Fanatismus verzogen waren. Das konfessionelle Moment spielt in dieser Ansicht der geschichtlichen Welt des Mittelalters und der Neuzeit keine Rolle. Das ganze aufgeklärte Jahrhundert, Katholiken wie Protestanten, eine dünne, aber die tonangebende Oberschicht, ist mit Schiller darin einig, daß die historische Gerechtigkeit in einem festen Werturteile über die Vergangenheit vom Standpunkte des Rationalismus besteht.

Wie aber allemal der Wunsch, Unbegreifliches zu begreifen, der erste Schritt zur Gerechtigkeit ist, wird auch Schiller einer humaneren Auffassung immer zugänglicher. Schon aus seiner historischen Periode stammt die 1793 in einem Briefe an den Augustenburger formulierte Einsicht, daß „der zahlreichere Teil der Menschen durch den harten Kampf mit dem physischen Bedürfnis viel zu sehr ermüdet und abgespannt werde, als daß er sich zu einem neuen und innern Kampf mit Wahnbegriffen und Vorurteilen aufraffen sollte". Der ästhetische Erzieher weiß, daß der Mensch „warm wohnen und satt zu essen haben muß, wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll". Der Historiker weiß, daß auf Toleranz nicht zu rechnen ist, solange es dem Menschen nicht freisteht, seinen Vernunftgebrauch selbst zu regeln. Den Westfälischen Frieden hat er nur deshalb gefeiert, weil er in ihm eine Haupt-Etappe auf dem Wege zur höchsten Humanität erblickte. Die Hand des Fleißes — meinte er wohl — habe unvermerkt alle Spuren des Dreißigjährigen Krieges wieder ausgelöscht; aber die wohltätigen Folgen, von denen er begleitet war, seien geblieben (Bd. 15, S. 4). So wenig galt diesem verarmten, genügsamen Geschlechte

der geschwundene materielle Wohlstand der Nation, und so viel die gegenseitige Duldung! Man darf hier wohl an die Gedenktafel erinnern, die um dieselbe Zeit (1790) der Domherr Graf Joseph Starhemberg an dem Kanonialhof in Passau zum Gedächtnis des in seinen Räumen 1552 abgeschlossenen Vertrages, „des ersten Grundsteines zur christlichen Religions Duldung", anbringen ließ, um es gebührend zu würdigen, daß gerade jenes Buch Schillers wegen seines Grundgedankens in ganz Deutschland als eine nationale Tat begrüßt wurde.

Nichts scheint selbstverständlicher als der Satz, daß jedes Ding seine zwei Seiten habe. Es kann von keinem Subjekte erwartet werden, daß es die zwei Seiten eines Objektes so erfasse, wie sie wirklich sind. Auch die Objektivität des Historikers ist weiter nichts als der prinzipielle Verzicht auf subjektive Einseitigkeit. Die Aufklärung hat sie von Haus aus nicht besessen. Die deutsche Renaissance kommt ihr durch das Medium der Humanität sehr nahe. Selbst die befremdlichsten Werturteile Schillers verlieren ihre Schärfe durch die Erkenntnis der Wechselwirkung in allen Dingen dieser Welt. Das barbarische Mittelalter darf sich einer Kraft rühmen, die wir in den neueren Zeiten vergeblich suchen (Bd. 13, S. 277 ff.). Mit dem Fanatismus verbindet sich eine den Söhnen des achtzehnten Jahrhunderts unfaßbare heroische Aufopferungsfähigkeit. Die Hierarchie des Mittelalters ist zu schwach, um die Welt ganz zu unterjochen, aber stark genug, „Unterdrückung zu hindern" (Bd. 13, S. 122). Der Religionsfriede setzt voraus, daß die Heftigkeit und lange Dauer der Religionskriege der europäischen Menschheit ihre Intoleranz gründlich verleideten. Das Gleichgewicht der Bekenntnisse ist nicht denkbar ohne das

aus verzweifelten Machtkämpfen hervorgegangene Gleichgewicht der europäischen Staaten (Bd. 15, S. 4 ff. 11 f.).

Ein Schritt weiter freilich, und der Historiker Schiller steht da, wo die Geschichtsphilosophie des Idealismus wieder in die verlassenen Pfade der Theologie einlenkte, bei der Deutung der göttlichen Weltvernunft in der Erziehung des Menschengeschlechtes. Der Gefahr, sich in unfruchtbare Spekulationen zu verlieren, ist Schiller niemals näher gewesen als in seiner ersten universalhistorischen Übersicht über die Kreuzzüge (Bd. 13, S. 117 f.). Den Ausschlag hat dann schließlich doch jenes Moment gegeben, das ihn in die Historie hineingetrieben hatte. Das Bedürfnis nach Vielseitigkeit ist in ihm so stark, daß es Parteilichkeit überhaupt nicht aufkommen läßt. Er macht als Aufklärer kein Hehl daraus, daß er nicht vor jeder einmal wirksam gewesenen historischen Idee den gleichen Respekt hat, aber er sieht sich auch mit unbestechlichem Urteil die Träger der Ideen scharf an und reißt ihnen die Maske vom Gesicht, sobald er gewahr wird, daß ihnen Nebenzwecke eigentlich Hauptzwecke gewesen sind. Auch da kommt es, um es zu wiederholen, gar nicht darauf an, ob seine Urteile objektiv richtig sind. Für seine subjektive Objektivität aber gibt es kein schöneres Zeugnis als die Tatsache, daß sowohl Katholiken wie Protestanten an vielen seiner Urteile Anstoß genommen haben.

Wem unter den Erzählern des „Abfalls" die Krone gebührt, kann wohl kaum zweifelhaft sein. Treitschkes Schrift „Die Republik der vereinigten Niederlande" genießt nicht nur des Vorteiles, daß sie uns zeitlich näher steht. Sein politischer Gesichtspunkt mag vielleicht enger sein als der alle Weltbeziehungen umfassende Blick eines

Ranke, aber er trägt trotz der politisch-didaktischen Tendenz in den Stoff kein fremdes Element hinein und findet in der Entwicklung des Staatenbundes zum Einheitsstaate des neunzehnten Jahrhunderts den sicheren Leitfaden durch die Geschichte der Niederlande. Für alles, das Große wie das Kleine, das Erhabene wie das Komische, hat er ein Auge und weiß, was er gesehen hat, durch eine unvergleichliche Anschaulichkeit der Sprache seinen Lesern ebenso anschaulich zu machen. Als Ganzes und im Einzelnen ist sein Aufsatz ein holländisches Kabinettstück, das sein urkräftiges Behagen an dem Gegenstande auch dem Beschauer mitteilt. Schillers Fragment scheint daneben auf den ersten Blick, obwohl es „den dramatischen Reiz der Anfänge der Revolution" für sich hat, zu verblassen. Liest man aber bei Treitschke die an einen Vergleich der religiösen Malerei des Rubens und Rembrandts anknüpfende Bemerkung über den „unendlichen Abstand zwischen dem konventionellen Glauben und der schlicht menschlichen, protestantischen Empfindung" und vergleicht man damit Schillers gelassene Beobachtung, daß „die katholische Religion im ganzen mehr für ein Künstlervolk, die protestantische mehr für ein Kaufmannsvolk tauge" (Bd. 14, S. 42), so wird wohl keine Frage sein, wer von beiden den anderen an historischer Urbanität übertrifft. Wer hier etwa zur Entschuldigung Treitschkes anführen möchte, daß ihm das Bekenntnis, in dem er geboren war, mehr gewesen ist als dem Dichter der „Worte des Glaubens", sollte dann auch beherzigen, daß die historische Weltanschauung vor der verschrieenen Aufklärung die dem Historiker wohlanstehende Weitherzigkeit nicht ohne weiteres voraus hat.

Als Dramatiker ist „der Shakespeare Germaniens"

heute in seiner Sphäre kaum erreicht, geschweige übertroffen. Als Historiker muß er hinter Niebuhr und Mommsen, Ranke und Treitschke, um nur diese zu nennen, zurückstehen. Das offene Geständnis darf nicht zurückgehalten werden, daß wir es in dem verflossenen Säkulum in der Geschichtschreibung erheblich weiter gebracht haben. Es wäre grundverkehrt, wenn wir Schillers Historiographie höher stellen wollten, als er sie selbst gestellt hat. Sein Platz ist in der Vorhalle neben Herder, Schlözer, Johannes v. Müller und Justus Möser. Da behauptet er einen Ehrenplatz, den ihm nur Verständnislosigkeit streitig machen konnte. Von dort aus spricht er auch heute noch mit vernehmlicher Stimme zu allen, die ihn hören wollen, kein historischer Lehrer, aber ein Historiker, von dem wir lernen können.

Die Aufgabe unserer Einleitung wäre jedoch nur zur Hälfte erfüllt, wenn sie es bei dieser historiographischen Würdigung bewenden ließe. Niebuhr konnte in dem Bewußtsein, Epoche zu machen, gegen seine unmittelbaren historiographischen Vorläufer nicht gerecht sein. Auch Gervinus schaut als Pfadfinder auf eine zu kurze Wegstrecke zurück. Er befindet sich daher in einem Irrtum, wenn er die Verdienste der Geschichtschreibung Schillers in Abrede stellt, aber er trifft doch den Nagel auf den Kopf, wenn er das mächtige Wachstum in den späteren Werken des Dichters wesentlich auf seine historischen Studien zurückführt. Johannes v. Müller muß sich mit der Rolle des Vorläufers begnügen. Schiller ist sein eigener Wegbereiter gewesen. Es bezeichnet die Eigenart seiner historischen Schriften, daß sie zugleich Studien und Vorstudien, zugleich selbständig und ein integrierender Teil seines poetischen Gesamtvermächtnisses sind.

Fast am augenfälligsten erscheint der technische Nutzen der historischen Lehrjahre für den Dramatiker. Der Historiker orientiert sich auch auf unbekanntem Stoffgebiete leichter als der Laie. Er weiß, wo er zu suchen hat und worauf es ankommt. Die intimen Lokaltöne entgehen seinem geübten Auge ebensowenig wie die großen Konturen. Wie lebendig werden dem Dichter des „Demetrius" auf seiner slawischen Entdeckungsreise polnische Wirtschaft und orthodoxes Russentum. Mit wenigen kecken Strichen wird das Aufgebot der Marina charakterisiert: Stallknechte, Köche, Kutscher und Bratenwender, lauter „freigeborne Polen", Leute „von Stand", kein „schlechtes Bauerngesindel", für Sold, Pferde, Stiefel und Kleider zu allem zu haben. Für die Wallensteiner des „Lagers" haben ihn auch seine wiederaufgenommenen Studien bei weitem nicht so viele konkrete Einzelzüge finden lassen. Die historischen Ermittlungen über die Soldateska des Dreißigjährigen Krieges sind seiner Schöpfung beträchtlich nachgehinkt. Den langen Peter, die Gustel, die Tiefenbacher, Individuen und Repräsentanten der deutschen Volksstämme und der Regimenter des Friedländers hat er sozusagen auf der Landstraße auflesen müssen. Aber sein Blick für das Wirkliche ist jetzt so geschärft, daß er sich getrost auf seine Phantasie verlassen darf. Nur sein Thema ist durch die Geschichte gegeben. Das Lager erst erklärt das Verbrechen des Feldherrn. Alles weitere ist ganz sein eigen, die erste poetische Kraftprobe des historischen Massenschilderers, ein Vorspiel und doch zugleich Selbstzweck. Den Willen zur Realistik zeigt auch die Szene Fiescos mit den zwölf Handwerkern. In dem Auftritte der elf Pappenheimer gehen Wollen und Können Hand in Hand. Zwischen

beiden steht der „Egmont" mit seinen Volksszenen, die den Neid des Verfassers des „Abfalls" erregt hatten, aber im „Lager" übertrifft der Schüler an Frische und Unmittelbarkeit auch den Meister.

Im ersten historischen Übereifer war er einst in seiner Egmont-Rezension so weit gegangen, mit Goethe zu rechten, weil er nicht den historischen um Weib und Kinder besorgten Egmont auf die Bühne gebracht habe. In zünftlerischer Beschränktheit übersah er, daß mit den unleugbaren Schwächen des Dramas seine größten poetischen Schönheiten unlösbar verknüpft sind. Als er selbst wieder an die dramatische Arbeit geht, ist sein Taktgefühl ganz sicher. Vor dramatisierter Historie bewahrt ihn sein poetischer Genius. Wie in seinen jungen Tagen entwirft er Ideendramen. Nur daran erkennt man den Schüler der Historie, daß an die Stelle seiner eigenen gärenden Ideenwelt jetzt die historischen Ideen in ihrer irdischen Bedingtheit treten. Es ist nur ein Zufall, wenn der Wallenstein der Trilogie die Entdeckung des historischen Wallenstein vorwegnimmt. Die Kausalität, die er braucht, findet der Dramatiker nie in dem dunklen Gewebe der Geschichte. Das Verwirrte will nicht nur gelöst, es will vor allem auf eine einfache Formel gebracht sein. Auf streng historische Charaktere hat es Schiller nicht abgesehen. Den historischen Hintergrund wählt er nur, weil er sich über die irdische Bedingtheit klar geworden ist und für seine Lebensphilosophie keinen prägnanteren Ausdruck findet.

„Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang."

Zwischen einem Feldherrn, der seinen Kaiser verrät, und Generalen, die ihrem Feldherrn untreu werden,

bleibt einem Max Piccolomini keine Wahl als der freiwillige Heldentod gegen den fremden Eindringling. In dem Drama der Reformation und Gegenreformation „Maria Stuart" wäre auch für eine solche Lichtgestalt kein Platz. Über den lachenden Gestaden Siziliens brütet dumpf ein ungeheures Völkerschicksal, und nur der Chor erlaubt dem Dichter der „Braut von Messina" seiner grandiosen historischen Kulturphantasie sein Kulturideal gegenüberzustellen. In das waffenklirrende Zeitalter der Königsdramen Shakespeares tritt wie „das Mädchen aus der Fremde" seine „Jungfrau von Orleans". Ein einziges Mal, im „Tell", hat er den historischen Sieg einer Idee verkörpert, für die auch sein Herz seit der Mißhandlung seines Vaterlandes immer höher schlägt, aber die Schwäche des letzten Aktes beweist auch, daß er im unvermeidlichen Anschluß an Tschudis Schweizerchronik seinem künstlerischen Credo eigentlich untreu geworden ist.

Als er seinen „Abfall" begann, erschien ihm der Held dieser Verschwörung Wilhelm von Oranien wie „ein zweiter Brutus". Die blutleer gewordenen Helden des klassischen Altertums standen noch zwischen ihm und dem historischen Menschen. Als er das vierte Buch des „Dreißigjährigen Krieges" beendigte, war aus dem starren Verschwörer Wallenstein jener komplizierte Charakter geworden, den er auch für sein Drama gebrauchen konnte. Vom Verrina zu Buttler hat ein weiter Weg durch die Geschichte geführt. Der Cato macht unter den Genuesen eine seltsame Figur. Der vaterlandslose Rächer seiner Soldatenehre beschließt erst den Kreis, den wir im „Lager" betreten haben. Jener deklamiert, dieser handelt. So vollständig verschwindet der Dichter hinter seinen Ge-

schöpfen, daß er es wagen darf, seiner Maria Stuart vor protestantischen Hörern katholische Empfindungen in den Mund zu legen. Die Ideen der Reformation und Gegenreformation werden unter seinen Künstlerhänden Fleisch und Bein. Kein aufdringliches Urteil stört den Eindruck eines denkwürdigen Schauspiels. Ein Burleigh wird uns so verständlich wie ein Mortimer. Obwohl es in einen engen Vorstellungskreis gebannte Wesen sind, reißen sie uns hin durch den Schwung, mit dem sie ihre Sache verfechten, der nur scheinbar leidenschaftslose englische Staatsmann ebenso wie die leidenschaftliche Schottenkönigin, der gesetzliche Mörder ebenso wie die Verschwörerin gegen das Leben ihres Gatten. Die historische Gerechtigkeit feiert ihren schönsten Triumph. Reiner und vollständiger, als es der Geschichtschreiber vermöchte, läßt uns der Dramatiker die historischen Notwendigkeiten begreifen. Wir nehmen seine Gestalten als ein Gegebenes hin. Sie sind da, was brauchen wir weiter zu fragen. In ihrer Existenz liegt ihre Berechtigung. Sie sprechen und handeln, wie sie müssen. Ihr Geschick kann niemand wenden.

Andere Dramatiker mögen Schiller in psychologischer Vertiefung oder in historischer Echtheit übertreffen. Keiner aber hat so wie er der Historie ihre poetischen Geheimnisse abgelauscht. Der Philosophie bedurfte er zur Klärung seiner ästhetischen Begriffe, der Geschichte zur Bereicherung seiner Erfahrung. Erst beide haben ihn zu dem gemacht, was er seit dem „Wallenstein" der Nation geworden ist.

Richard Fester.

Kleine historische Schriften

I. Aus den Vorlesungen

Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?

Eine akademische Antrittsrede.

Erfreuend und ehrenvoll ist mir der Auftrag, m. H. HH., an Ihrer Seite künftig ein Feld zu durchwandern, das dem denkenden Betrachter so viele Gegenstände des Unterrichts, dem tätigen Weltmann so herrliche Muster zur Nachahmung, dem Philosophen so wichtige Aufschlüsse und jedem ohne Unterschied so reiche Quellen des edelsten Vergnügens eröffnet — das große weite Feld der allgemeinen Geschichte. Der Anblick so vieler vortrefflichen jungen Männer, die eine edle Wißbegierde um mich her versammelt und in deren Mitte schon manches wirksame Genie für das kommende Zeitalter aufblüht, macht mir meine Pflicht zum Vergnügen, läßt mich aber auch die Strenge und Wichtigkeit derselben in ihrem ganzen Umfang empfinden. Je größer das Geschenk ist, das ich Ihnen zu übergeben habe — und was hat der Mensch dem Menschen Größeres zu geben als Wahrheit? — desto mehr muß ich Sorge tragen, daß sich der Wert desselben unter meiner Hand nicht verringere. Je lebendiger und reiner Ihr Geist in dieser glücklichsten Epoche seines Wirkens empfängt und je rascher sich Ihre jugendlichen Gefühle entflammen, desto mehr Aufforderung für mich, zu verhüten, daß sich dieser Enthusiasmus, den die Wahrheit allein das Recht hat zu erwecken, an Betrug und Täuschung nicht unwürdig verschwende.

Fruchtbar und weit umfassend ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnde Gestalten der Meinung, durch seine Torheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredlung, begleitet sie ihn; von allem, was er sich nahm und gab, muß sie Rechenschaft ablegen. Es ist keiner unter Ihnen allen, dem Geschichte nicht etwas Wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiedene Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung verknüpfen sich irgendwo mit derselben; aber eine Bestimmung teilen Sie alle auf gleiche Weise mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — sich als Menschen auszubilden — und zu dem Menschen eben redet die Geschichte.

Ehe ich es aber unternehmen kann, m. HH., Ihre Erwartungen von diesem Gegenstande Ihres Fleißes genauer zu bestimmen und die Verbindung anzugeben, worin derselbe mit dem eigentlichen Zweck Ihrer so verschiedenen Studien steht, wird es nicht überflüssig sein, mich über diesen Zweck Ihrer Studien selbst vorher mit Ihnen einzuverstehen. Eine vorläufige Berichtigung dieser Frage, welche mir passend und würdig genug scheint, unsre künftige akademische Verbindung zu eröffnen, wird mich in den Stand setzen, Ihre Aufmerksamkeit so gleich auf die würdigste Seite der Weltgeschichte hinzuweisen.

Anders ist der Studierplan, den sich der Brotgelehrte, anders derjenige, den der philosophische Kopf sich vorzeichnet. Jener, dem es bei seinem Fleiß einzig und allein darum zu tun ist, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vorteile desselben teilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte seines Geistes in Bewegung setzt, um dadurch seinen sinnlichen Zustand zu verbessern und eine kleinliche Ruhmsucht zu befriedigen — ein solcher wird beim Eintritt in seine akademische Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wissenschaften, die er Brot-

studien nennt, von allen übrigen, die den Geist nur als Geist vergnügen, auf das sorgfältigste abzusondern. Alle Zeit, die er diesen letztern widmete, würde er seinem künftigen Berufe zu entziehen glauben und sich diesen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleiß wird er nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn seines Schicksals an ihn gemacht werden, und alles getan zu haben glauben, wenn er sich fähig gemacht hat, diese Instanz nicht zu fürchten. Hat er seinen Kursus durchlaufen und das Ziel seiner Wünsche erreicht, so entläßt er seine Führerinnen — denn wozu noch weiter sie bemühen? Seine größte Angelegenheit ist jetzt, die zusammengehäuften Gedächtnisschätze zur Schau zu tragen und ja zu verhüten, daß sie in ihrem Werte nicht sinken. Jede Erweiterung seiner Brotwissenschaft beunruhigt ihn, weil sie ihm neue Arbeit zusendet oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung schreckt ihn auf, denn sie zerbricht die alte Schulform, die er sich so mühsam zu eigen machte, sie setzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit seines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geschrieen als der Haufe der Brotgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wissens mehr auf als eben diese? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wissenschaft es sei, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit sichtbar; sie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil sie bei dem Schulsystem, das sie verteidigen, zugleich für ihr ganzes Dasein fechten. Darum kein unversöhnlicherer Feind, kein neidischerer Amtsgehilfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher als der Brotgelehrte. Je weniger seine Kenntnisse *durch sich selbst* ihn belohnen, desto größere Vergeltung heischt er von außen; für das Verdienst der Handarbeiter und das Verdienst der Geister hat er nur *einen* Maßstab, *die* Mühe. Darum hört man niemand über Undank mehr klagen als den Brotgelehrten; nicht bei seinen Gedankenschätzen sucht er seinen Lohn — seinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenstellen, von Ver-

sorgung. Schlägt ihm dieses fehl, wer ist unglücklicher als der Brotgelehrte? Er hat umsonst gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat umsonst nach Wahrheit geforscht, wenn sich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürstengunst verwandelt.

Beklagenswerter Mensch, der mit dem edelsten aller Werkzeuge, mit Wissenschaft und Kunst, nichts Höheres will und ausrichtet als der Taglöhner mit dem schlechtesten! der im Reiche der vollkommensten Freiheit eine Sklavenseele mit sich herum trägt! — Noch beklagenswerter aber ist der junge Mann von Genie, dessen natürlich schöner Gang durch schädliche Lehren und Muster auf diesen traurigen Abweg verlenkt wird, der sich überreden ließ, für seinen künftigen Beruf mit dieser kümmerlichen Genauigkeit zu sammeln. Bald wird seine Berufswissenschaft als ein Stückwerk ihn anekeln; Wünsche werden in ihm aufwachen, die sie nicht zu befriedigen vermag, sein Genie wird sich gegen seine Bestimmung auflehnen. Als Bruchstück erscheint ihm jetzt alles, was er tut, er sieht keinen Zweck seines Wirkens, und doch kann er Zwecklosigkeit nicht ertragen. Das Mühselige, das Geringfügige in seinen Berufsgeschäften drückt ihn zu Boden, weil er ihm den frohen Mut nicht entgegensetzen kann, der nur die helle Einsicht, nur die geahnete Vollendung begleitet. Er fühlt sich abgeschnitten, herausgerissen aus dem Zusammenhang der Dinge, weil er unterlassen hat, seine Tätigkeit an das große Ganze der Welt anzuschließen. Dem Rechtsgelehrten entleidet seine Rechtswissenschaft, sobald der Schimmer besserer Kultur ihre Blößen ihm beleuchtet, anstatt daß er jetzt streben sollte, ein neuer Schöpfer derselben zu sein und den entdeckten Mangel aus innerer Fülle zu verbessern. Der Arzt entzweiet sich mit seinem Beruf, sobald ihm wichtige Fehlschläge die Unzuverlässigkeit seiner Systeme zeigen; der Theolog verliert die Achtung für den seinigen, sobald sein Glaube an die Unfehlbarkeit seines Lehrgebäudes wankt.

Wie ganz anders verhält sich der philosophische

Kopf! — Ebenso sorgfältig, als der Brotgelehrte seine Wissenschaft von allen übrigen absondert, bestrebt sich jener, ihr Gebiet zu erweitern und ihren Bund mit den übrigen wieder herzustellen — herzustellen sage ich, denn nur der abstrahierende Verstand hat jene Grenzen gemacht, hat jene Wissenschaften von einander geschieden. Wo der Brotgelehrte trennt, vereinigt der philosophische Geist. Frühe hat er sich überzeugt, daß im Gebiete des Verstandes, wie in der Sinnenwelt, alles in einander greife, und sein reger Trieb nach Übereinstimmung kann sich mit Bruchstücken nicht begnügen. Alle seine Bestrebungen sind auf Vollendung seines Wissens gerichtet; seine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle seine Begriffe zu einem harmonischen Ganzen sich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt seiner Kunst, seiner Wissenschaft steht und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überschauet. Neue Entdeckungen im Kreise seiner Tätigkeit, die den Brotgelehrten niederschlagen, entzücken den philosophischen Geist. Vielleicht füllen sie eine Lücke, die das werdende Ganze seiner Begriffe noch verunstaltet hatte, oder setzen den letzten noch fehlenden Stein an sein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten sie es aber auch zertrümmern, sollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerscheinung, ein neu entdecktes Gesetz in der Körperwelt den ganzen Bau seiner Wissenschaft umstürzen: so hat er die Wahrheit immer mehr geliebt als sein System, und gerne wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuern und schönern vertauschen. Ja, wenn kein Streich von außen sein Ideengebäude erschüttert, so ist er selbst, von einem ewig wirksamen Trieb nach Verbesserung gezwungen, er selbst ist der erste, der es unbefriedigt aus einander legt, um es vollkommener wieder herzustellen. Durch immer neue und immer schönere Gedankenformen schreitet der philosophische Geist zu höherer Vortrefflichkeit fort, wenn der Brotgelehrte in ewigem Geistesstillstand das unfruchtbare Einerlei seiner Schulbegriffe hütet.

Kein gerechterer Beurteiler fremden Verdiensts als

der philosophische Kopf. Scharfsichtig und erfinderisch genug, um jede Tätigkeit zu nutzen, ist er auch billig genug, den Urheber auch der kleinsten zu ehren. Für ihn arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten gegen den Brotgelehrten. Jener weiß alles, was um ihn geschiehet und gedacht wird, in sein Eigentum zu verwandeln — zwischen denkenden Köpfen gilt eine innige Gemeinschaft aller Güter des Geistes; was einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er allen erworben — Der Brotgelehrte verzäunet sich gegen alle seine Nachbarn, denen er neidisch Licht und Sonne mißgönnt, und bewacht mit Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur schwach gegen die siegende Vernunft verteidigt. Zu allem, was der Brotgelehrte unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von außen her borgen: der philosophische Geist findet in seinem Gegenstand, in seinem Fleiße selbst Reiz und Belohnung. Wie viel begeisterter kann er sein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird sein Eifer, wie viel ausdauernder sein Mut und seine Tätigkeit sein, da bei ihm die Arbeit sich durch die Arbeit verjünget. Das Kleine selbst gewinnt Größe unter seiner schöpferischen Hand, da er dabei immer das Große im Auge hat, dem es dienet, wenn der Brotgelehrte in dem Großen selbst nur das Kleine sieht. Nicht was er treibt, sondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterscheidet den philosophischen Geist. Wo er auch stehe und wirke, er steht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und so weit ihn auch das Objekt seines Wirkens von seinen übrigen Brüdern entferne, er ist ihnen verwandt und nahe durch einen harmonisch wirkenden Verstand; er begegnet ihnen, wo alle helle Köpfe einander finden.

Soll ich diese Schilderung noch weiter fortführen, m. HH., oder darf ich hoffen, daß es bereits bei Ihnen entschieden sei, welches von den beiden Gemälden, die ich Ihnen hier vorgehalten habe, Sie sich zum Muster nehmen wollen? Von der Wahl, die Sie zwischen beiden getroffen haben, hängt es ab, ob Ihnen das Studium der Universalgeschichte empfohlen oder erlassen werden

kann. Mit dem zweiten allein habe ich es zu tun; denn bei dem Bestreben, sich dem ersten nützlich zu machen, möchte sich die Wissenschaft selbst allzu weit von ihrem höhern Endzweck entfernen und einen kleinen Gewinn mit einem zu großen Opfer erkaufen.

Über den Gesichtspunkt mit Ihnen einig, aus welchem der Wert einer Wissenschaft zu bestimmen ist, kann ich mich dem Begriff der Universalgeschichte selbst, dem Gegenstand der heutigen Vorlesung nähern.

Die Entdeckungen, welche unsre europäischen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küsten gemacht haben, geben uns ein ebenso lehrreiches als unterhaltendes Schauspiel. Sie zeigen uns Völkerschaften, die auf den mannigfaltigsten Stufen der Bildung um uns herum gelagert sind, wie Kinder verschiednen Alters um einen Erwachsenen herumstehen und durch ihr Beispiel ihm in Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen und wovon er ausgegangen ist. Eine weise Hand scheint uns diese rohen Völkerstämme bis auf den Zeitpunkt aufgespart zu haben, wo wir in unsrer eignen Kultur weit genug würden fortgeschritten sein, um von dieser Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns selbst zu machen und den verlornen Anfang unsers Geschlechts aus diesem Spiegel wieder herzustellen. Wie beschämend und traurig aber ist das Bild, das uns diese Völker von unserer Kindheit geben! und doch ist es nicht einmal die erste Stufe mehr, auf der wir sie erblicken. Der Mensch fing noch verächtlicher an. Wir finden jene doch schon als Völker, als politische Körper: aber der Mensch mußte sich erst durch eine außerordentliche Anstrengung zur politischen Gesellschaft erheben.

Was erzählen uns die Reisebeschreiber nun von diesen Wilden? Manche fanden sie ohne Bekanntschaft mit den unentbehrlichsten Künsten, ohne das Eisen, ohne den Pflug, einige sogar ohne den Besitz des Feuers. Manche rangen noch mit wilden Tieren um Speise und Wohnung, bei vielen hatte sich die Sprache noch kaum von tierischen Tönen zu verständlichen Zeichen erhoben.

Hier war nicht einmal das so einfache Band der Ehe, dort noch keine Kenntnis des Eigentums; hier konnte die schlaffe Seele noch nicht einmal eine Erfahrung fest halten, die sie doch täglich wiederholte; sorglos sah man den Wilden das Lager hingeben, worauf er heute schlief, weil ihm nicht einfiel, daß er morgen wieder schlafen würde. Krieg hingegen war bei allen, und das Fleisch des überwundenen Feindes nicht selten der Preis des Sieges. Bei andern, die, mit mehrern Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, schon eine höhere Stufe der Bildung erstiegen hatten, zeigten Knechtschaft und Despotismus ein schauderhaftes Bild. Dort sah man einen Despoten Afrikas seine Untertanen für einen Schluck Branntwein verhandeln: — hier wurden sie auf seinem Grab abgeschlachtet, ihm in der Unterwelt zu dienen. Dort wirft sich die fromme Einfalt vor einem lächerlichen Fetisch und hier vor einem grausenvollen Scheusal nieder; in seinen Göttern malt sich der Mensch. So tief ihn dort Sklaverei, Dummheit und Aberglauben niederbeugen, so elend ist er hier durch das andre Extrem gesetzloser Freiheit. Immer zum Angriff und zur Verteidigung gerüstet, von jedem Geräusch aufgescheucht, reckt der Wilde sein scheues Ohr in die Wüste; Feind heißt ihm alles, was neu ist, und wehe dem Fremdling, den das Ungewitter an seine Küste schleudert! Kein wirtlicher Herd wird ihm rauchen, kein süßes Gastrecht ihn erfreuen. Aber selbst da, wo sich der Mensch von einer feindseligen Einsamkeit zur Gesellschaft, von der Not zum Wohlleben, von der Furcht zu der Freude erhebt — wie abenteuerlich und ungeheuer zeigt er sich unsern Augen! Sein roher Geschmack sucht Fröhlichkeit in der Betäubung, Schönheit in der Verzerrung, Ruhm in der Übertreibung; Entsetzen erweckt uns selbst seine Tugend, und das, was er seine Glückseligkeit nennt, kann uns nur Ekel oder Mitleid erregen.

So waren wir. Nicht viel besser fanden uns Cäsar und Tacitus vor achtzehnhundert Jahren.

Was sind wir jetzt? — Lassen Sie mich einen Augen-

blick bei dem Zeitalter stille stehen, worin wir leben, bei der gegenwärtigen Gestalt der Welt, die wir bewohnen.

Der menschliche Fleiß hat sie angebaut und den widerstrebenden Boden durch sein Beharren und seine Geschicklichkeit überwunden. Dort hat er dem Meere Land abgewonnen, hier dem dürren Lande Ströme gegeben. Zonen und Jahrszeiten hat der Mensch durch einander gemengt und die weichlichen Gewächse des Orients zu seinem rauheren Himmel abgehärtet. Wie er Europa nach Westindien und dem Südmeere trug, hat er Asien in Europa auferstehen lassen. Ein heitrer Himmel lacht jetzt über Germaniens Wäldern, welche die starke Menschenhand zerriß und dem Sonnenstrahl auftat, und in den Wellen des Rheins spiegeln sich Asiens Reben. An seinen Ufern erheben sich volkreiche Städte, die Genuß und Arbeit in munterm Leben durchschwärmen. Hier finden wir den Menschen in seines Erwerbes friedlichem Besitz sicher unter einer Million, ihn, dem sonst ein einziger Nachbar den Schlummer raubte. Die Gleichheit, die er durch seinen Eintritt in die Gesellschaft verlor, hat er wiedergewonnen durch weise Gesetze. Von dem blinden Zwange des Zufalls und der Not hat er sich unter die sanftere Herrschaft der Verträge geflüchtet und die Freiheit des Raubtiers hingegeben, um die edlere Freiheit des Menschen zu retten. Wohltätig haben sich seine Sorgen getrennt, seine Tätigkeiten verteilt. Jetzt nötigt ihn das gebieterische Bedürfnis nicht mehr an die Pflugschar, jetzt fordert ihn kein Feind mehr von dem Pflug auf das Schlachtfeld, Vaterland und Herd zu verteidigen. Mit dem Arme des Landmanns füllt er seine Scheunen, mit den Waffen des Kriegers schützt er sein Gebiet. Das Gesetz wacht über sein Eigentum — und *ihm* bleibt das unschätzbare Recht, sich selbst seine Pflicht auszulesen.

Wie viele Schöpfungen der Kunst, wie viele Wunder des Fleißes, welches Licht in allen Feldern des Wissens, seitdem der Mensch in der traurigen Selbstverteidigung seine Kräfte nicht mehr unnütz verzehrt, seitdem es in

seine Willkür gestellt worden, sich mit der Not abzufinden, der er nie ganz entfliehen soll; seitdem er das kostbare Vorrecht errungen hat, über seine Fähigkeit frei zu gebieten und dem Ruf seines Genius zu folgen! Welche rege Tätigkeit überall, seitdem die vervielfältigten Begierden dem Erfindungsgeist neue Flügel gaben und dem Fleiß neue Räume auftaten! — Die Schranken sind durchbrochen, welche Staaten und Nationen in seligem Egoismus absonderten. Alle denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band, und alles Licht seines Jahrhunderts kann nunmehr den Geist eines neuern Galilei und Erasmus bescheinen.

Seitdem die Gesetze zu der Schwäche des Menschen herunterstiegen, kam der Mensch auch den Gesetzen entgegen. Mit ihnen ist er sanfter geworden, wie er mit ihnen verwilderte; ihren barbarischen Strafen folgen die barbarischen Verbrechen allmählich in die Vergessenheit nach. Ein großer Schritt zur Veredlung ist geschehen, daß die Gesetze tugendhaft sind, wenn auch gleich noch nicht die Menschen. Wo die Zwangspflichten von dem Menschen ablassen, übernehmen ihn die Sitten. Den keine Strafe schreckt und kein Gewissen zügelt, halten jetzt die Gesetze des Anstands und der Ehre in Schranken.

Wahr ist es, auch in unser Zeitalter haben sich noch manche barbarische Überreste aus den vorigen eingedrungen, Geburten des Zufalls und der Gewalt, die das Zeitalter der Vernunft nicht verewigen sollte. Aber wie viel Zweckmäßigkeit hat der Verstand des Menschen auch diesem barbarischen Nachlaß der ältern und mittlern Jahrhunderte gegeben! Wie unschädlich, ja wie nützlich hat er oft gemacht, was er umzustürzen noch nicht wagen konnte! Auf dem rohen Grunde der Lehenanarchie führte Deutschland das System seiner politischen und kirchlichen Freiheit auf. Das Schattenbild des römischen Imperators, das sich diesseits der Apenninen erhalten, leistet der Welt jetzt unendlich mehr Gutes als sein schreckhaftes Urbild im alten Rom — denn es hält ein nützliches Staatssystem durch Eintracht zusammen: jenes

drückte die tätigsten Kräfte der Menschheit in einer sklavischen Einförmigkeit darnieder. Selbst unsre Religion — so sehr entstellt durch die untreuen Hände, durch welche sie uns überliefert worden — wer kann in ihr den veredelnden Einfluß der bessern Philosophie verkennen? Unsre Leibnize und Locke machten sich um das Dogma und um die Moral des Christentums ebenso verdient als — der Pinsel eines Raphael und Correggio um die heilige Geschichte.

Endlich unsre Staaten — mit welcher Innigkeit, mit welcher Kunst sind sie in einander verschlungen! wie viel dauerhafter durch den wohltätigen Zwang der Not als vormals durch die feierlichsten Verträge verbrüdert! Den Frieden hütet jetzt ein ewig geharnischter Krieg, und die Selbstliebe eines Staats setzt ihn zum Wächter über den Wohlstand des andern. Die europäische Staatengesellschaft scheint in eine große Familie verwandelt. Die Hausgenossen können einander anfeinden, aber hoffentlich nicht mehr zerfleischen.

Welche entgegengesetzte Gemälde! Wer sollte in dem verfeinerten Europäer des achtzehnten Jahrhunderts nur einen fortgeschrittnen Bruder des neuern Kanadiers, des alten Celten vermuten? Alle diese Fertigkeiten, Kunsttriebe, Erfahrungen, alle diese Schöpfungen der Vernunft sind im Raume von wenigen Jahrtausenden in dem Menschen angepflanzt und entwickelt worden; alle diese Wunder der Kunst, diese Riesenwerke des Fleißes sind aus ihm heraus gerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte diese heraus? Welche Zustände durchwanderte der Mensch, bis er von jenem Äußersten zu diesem Äußersten, vom ungeselligen Höhlenbewohner — zum geistreichen Denker, zum gebildeten Weltmann hinaufstieg? — Die allgemeine Weltgeschichte gibt Antwort auf diese Frage.

So unermeßlich ungleich zeigt sich uns das nämliche Volk auf dem nämlichen Landstriche, wenn wir es in verschiedenen Zeiträumen anschauen! Nicht weniger auffallend ist der Unterschied, den uns das gleichzeitige Ge-

schlecht, aber in verschiedenen Ländern, darbietet. Welche Mannigfaltigkeit in Gebräuchen, Verfassungen und Sitten! Welcher rasche Wechsel von Finsternis und Licht, von Anarchie und Ordnung, von Glückseligkeit und Elend, wenn wir den Menschen auch nur in dem kleinen Weltteil Europa aufsuchen! Frei an der Themse, und für diese Freiheit sein eigener Schuldner; hier unbezwingbar zwischen seinen Alpen, dort zwischen seinen Kunstflüssen und Sümpfen unüberwunden. An der Weichsel kraftlos und elend durch seine Zwietracht; jenseits der Pyrenäen durch seine Ruhe kraftlos und elend. Wohlhabend und gesegnet in Amsterdam ohne Ernte; dürftig und unglücklich an des Ebro unbenutztem Paradiese. Hier zwei entlegene Völker durch ein Weltmeer getrennt und zu Nachbarn gemacht durch Bedürfnis, Kunstfleiß und politische Bande; dort die Anwohner *eines* Stromes durch eine andere Liturgie unermeßlich geschieden! Was führte Spaniens Macht über den Atlantischen Ozean in das Herz von Amerika, und nicht einmal über den Tajo und Guadiana hinüber? Was erhielt in Italien und Deutschland so viele Thronen und ließ in Frankreich alle, bis auf einen, verschwinden? — Die Universalgeschichte löst diese Frage.

Selbst daß *wir* uns in diesem Augenblick hier zusammenfanden, uns mit diesem Grade von Nationalkultur, mit dieser Sprache, diesen Sitten, diesen bürgerlichen Vorteilen, diesem Maß von Gewissensfreiheit zusammenfanden, ist das Resultat vielleicht *aller* vorhergegangenen Weltbegebenheiten: die *ganze* Weltgeschichte würde wenigstens nötig sein, dieses einzige Moment zu erklären. Daß wir uns als Christen zusammenfanden, mußte diese Religion, durch unzählige Revolutionen vorbereitet, aus dem Judentum hervorgehen, mußte sie den römischen Staat genau *so* finden, als sie ihn fand, um sich mit schnellem siegendem Lauf über die Welt zu verbreiten und den Thron der Cäsarn endlich selbst zu besteigen. Unsre rauhen Vorfahren in den thüringischen Wäldern mußten der Übermacht der Franken unterliegen, um ihren Glauben

anzunehmen. Durch seine wachsenden Reichtümer, durch die Unwissenheit der Völker und durch die Schwäche ihrer Beherrscher mußte der Klerus verführt und begünstigt werden, sein Ansehen zu mißbrauchen und seine stille Gewissensmacht in ein weltliches Schwert umzuwandeln. Die Hierarchie mußte in einem Gregor und Innocenz alle ihre Greuel auf das Menschengeschlecht ausleeren, damit das überhandnehmende Sittenverderbnis und des geistlichen Despotismus schreiendes Skandal einen unerschrockenen Augustinermönch auffordern konnte, das Zeichen zum Abfall zu geben und dem römischen Hierarchen eine Hälfte Europens zu entreißen — wenn wir uns als protestantische Christen hier versammeln sollten. Wenn dies geschehen sollte, so mußten die Waffen unsrer Fürsten Karln V. einen Religionsfrieden abnötigen; ein Gustav Adolf mußte den Bruch dieses Friedens rächen, ein neuer allgemeiner Friede ihn auf Jahrhunderte begründen. Städte mußten sich in Italien und Deutschland erheben, dem Fleiß ihre Tore öffnen, die Ketten der Leibeigenschaft zerbrechen, unwissenden Tyrannen den Richterstab aus den Händen ringen und durch eine kriegerische Hansa sich in Achtung setzen, wenn Gewerbe und Handel blühen und der Überfluß den Künsten der Freude rufen, wenn der Staat den nützlichen Landmann ehren und in dem wohltätigen Mittelstande, dem Schöpfer unsrer ganzen Kultur, ein dauerhaftes Glück für die Menschheit heran reifen sollte. Deutschlands Kaiser mußten sich in jahrhundertlangen Kämpfen mit den Päpsten, mit ihren Vasallen, mit eifersüchtigen Nachbarn entkräften — Europa sich seines gefährlichen Überflusses in Asiens Gräbern entladen und der trotzige Lehenadel in einem mörderischen Faustrecht, Römerzügen und heiligen Fahrten seinen Empörungsgeist ausbluten — wenn das verworrene Chaos sich sondern und die streitenden Mächte des Staats in dem gesegneten Gleichgewicht ruhen sollten, wovon unsre jetzige Muße der Preis ist. Wenn sich unser Geist aus der Unwissenheit herausringen sollte, worin geistlicher und weltlicher Zwang ihn gefesselt hielt — so mußte der

lang' erstickte Keim der Gelehrsamkeit unter ihren wütendsten Verfolgern aufs neue hervorbrechen, und ein Al Mamun den Wissenschaften den Raub vergüten, den ein Omar an ihnen verübt hatte. Das unerträgliche Elend der Barbarei mußte unsre Vorfahren von den blutigen Urteilen Gottes zu menschlichen Richterstühlen treiben, verheerende Seuchen die verirrte Heilkunst zur Betrachtung der Natur zurückrufen, der Müßiggang der Mönche mußte für das Böse, das ihre Werktätigkeit schuf, von ferne einen Ersatz zubereiten und der profane Fleiß in den Klöstern die zerrütteten Reste des Augustischen Weltalters bis zu den Zeiten der Buchdruckerkunst hinhalten. An griechischen und römischen Mustern mußte der niedergedrückte Geist nordischer Barbaren sich aufrichten und die Gelehrsamkeit einen Bund mit den Musen und Grazien schließen, wann sie einen Weg zu dem Herzen finden und den Namen einer Menschenbildern sich verdienen sollte. — Aber hätte Griechenland wohl einen Thukydides, einen Plato, einen Aristoteles, hätte Rom einen Horaz, einen Cicero, einen Virgil und Livius geboren, wenn diese beiden Staaten nicht zu derjenigen Höhe des politischen Wohlstands emporgedrungen wären, welche sie wirklich erstiegen haben? Mit einem Wort — wenn nicht ihre ganze Geschichte vorhergegangen wäre? Wie viele Erfindungen, Entdeckungen, Staats- und Kirchenrevolutionen mußten zusammentreffen, diesen neuen, noch zarten Keimen von Wissenschaft und Kunst Wachstum und Ausbreitung zu geben! Wie viele Kriege mußten geführt, wie viele Bündnisse geknüpft, zerrissen und aufs neue geknüpft werden, um endlich Europa zu dem Friedensgrundsatz zu bringen, welcher allein den Staaten wie den Bürgern vergönnt, ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst zu richten und ihre Kräfte zu einem verständigen Zwecke zu versammeln!

Selbst in den alltäglichsten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden; die ungleichartigsten Perioden der Menschheit steuern zu unsrer

Kultur, wie die entlegensten Weltteile zu unserm Luxus. Die Kleider, die wir tragen, die Würze an unsern Speisen und der Preis, um den wir sie kaufen, viele unsrer kräftigsten Heilmittel und ebenso viele neue Werkzeuge unsers Verderbens — setzen sie nicht einen Kolumbus voraus, der Amerika entdeckte, einen Vasco de Gama, der die Spitze von Afrika umschiffte?

Es zieht sich also eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menschengeschlechts hinauf, die wie Ursache und Wirkung in einander greifen. Ganz und vollzählig überschauen kann sie nur der unendliche Verstand; dem Menschen sind engere Grenzen gesetzt. I. Unzählig viele dieser Ereignisse haben entweder keinen menschlichen Zeugen und Beobachter gefunden, oder sie sind durch kein Zeichen festgehalten worden. Dahin gehören alle, die dem Menschengeschlechte selbst und der Erfindung der Zeichen vorhergegangen sind. Die Quelle aller Geschichte ist Tradition, und das Organ der Tradition ist die Sprache. Die ganze Epoche vor der Sprache, so folgenreich sie auch für die Welt gewesen, ist für die Weltgeschichte verloren. II. Nachdem aber auch die Sprache erfunden und durch sie die Möglichkeit vorhanden war, geschehene Dinge auszudrücken und weiter mitzuteilen, so geschah diese Mitteilung anfangs durch den unsichern und wandelbaren Weg der Sagen. Von Munde zu Munde pflanzte sich eine solche Begebenheit durch eine lange Folge von Geschlechtern fort, und da sie durch Media ging, die verändert werden und verändern, so mußte sie diese Veränderungen mit erleiden. Die lebendige Tradition oder die mündliche Sage ist daher eine sehr unzuverlässige Quelle für die Geschichte; daher sind alle Begebenheiten vor dem Gebrauche der Schrift für die Weltgeschichte so gut als verloren. III. Die Schrift ist aber selbst nicht unvergänglich; unzählig viele Denkmäler des Altertums haben Zeit und Zufälle zerstört, und nur wenige Trümmer haben sich aus der Vorwelt in die Zeiten der Buchdruckerkunst gerettet. Bei

weitem der größre Teil ist mit den Aufschlüssen, die er uns geben sollte, für die Weltgeschichte verloren. IV. Unter den wenigen endlich, welche die Zeit verschonte, ist die größere Anzahl durch die *Leidenschaft*, durch den *Unverstand* und oft selbst durch das *Genie* ihrer Beschreiber verunstaltet und unkennbar gemacht. Das Mißtrauen erwacht bei dem ältesten historischen Denkmal, und es verläßt uns nicht einmal bei einer Chronik des heutigen Tages. Wenn wir über eine Begebenheit, die sich heute erst und unter Menschen, mit denen wir leben, und in der Stadt, die wir bewohnen, ereignet, die Zeugen abhören und aus ihren widersprechenden Berichten Mühe haben die Wahrheit zu enträtseln: welchen Mut können wir zu Nationen und Zeiten mitbringen, die durch Fremdartigkeit der Sitten weiter als durch ihre Jahrtausende von uns entlegen sind? — Die kleine Summe von Begebenheiten, die nach allen bisher geschehenen Abzügen zurückbleibt, ist der Stoff der Geschichte in ihrem weitesten Verstande. Was und *wieviel* von diesem historischen Stoff gehört nun der *Universalgeschichte*?

Aus der ganzen Summe dieser Begebenheiten hebt der Universalhistoriker diejenigen heraus, welche auf die *heutige* Gestalt der Welt und den Zustand der jetzt lebenden Generation einen wesentlichen, unwidersprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben. Das Verhältnis eines historischen Datums zu der *heutigen* Weltverfassung ist es also, worauf gesehen werden muß, um Materialien für die Weltgeschichte zu sammeln. Die Weltgeschichte geht also von einem Prinzip aus, das dem Anfang der Welt gerade entgegenstehet. Die wirkliche Folge der Begebenheiten steigt von dem Ursprung der Dinge zu ihrer neuesten Ordnung herab; der Universalhistoriker rückt von der neuesten Weltlage aufwärts dem Ursprung der Dinge entgegen. Wenn er von dem laufenden Jahr und Jahrhundert zu dem nächstvorhergegangenen in Gedanken hinaufsteigt und unter den Begebenheiten, die das letztere ihm darbietet, diejenigen sich merkt, welche den Aufschluß über die nächstfolgenden ent-

halten — wenn er diesen Gang schrittweise fortgesetzt hat bis zum Anfang — nicht der Welt, denn dahin führt ihn kein Wegweiser — bis zum Anfang der Denkmäler: dann steht es bei ihm, auf dem gemachten Weg umzukehren und an dem Leitfaden dieser bezeichneten Fakten, ungehindert und leicht, vom Anfang der Denkmäler bis zu dem neuesten Zeitalter herunter zu steigen. Dies ist die Weltgeschichte, die wir haben und die Ihnen wird vorgetragen werden.

Weil die Weltgeschichte von dem Reichtum und der Armut an Quellen abhängig ist, so müssen ebenso viele Lücken in der Weltgeschichte entstehen, als es leere Strecken in der Überlieferung gibt. So gleichförmig, notwendig und bestimmt sich die Weltveränderungen aus einander entwickeln, so unterbrochen und zufällig werden sie in der Geschichte in einander gefügt sein. Es ist daher zwischen dem Gange der *Welt* und dem Gange der *Weltgeschichte* ein merkliches Mißverhältnis sichtbar. Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strom vergleichen, wovon aber in der Weltgeschichte nur hie und da eine Welle beleuchtet wird. Da es ferner leicht geschehen kann, daß der Zusammenhang einer entfernten Weltbegebenheit mit dem Zustand des laufenden Jahres früher in die Augen fällt als die Verbindung, worin sie mit Ereignissen stehet, die ihr vorhergingen oder gleichzeitig waren: so ist es ebenfalls unvermeidlich, daß Begebenheiten, die sich mit dem neuesten Zeitalter aufs genaueste binden, in dem Zeitalter, dem sie eigentlich angehören, nicht selten *isoliert* erscheinen. Ein Faktum dieser Art wäre z. B. der Ursprung des Christentums und besonders der christlichen Sittenlehre. Die christliche Religion hat an der gegenwärtigen Gestalt der Welt einen so vielfältigen Anteil, daß ihre Erscheinung das wichtigste Faktum für die Weltgeschichte wird: aber weder in der Zeit, wo sie sich zeigte, noch in dem Volke, bei dem sie aufkam, liegt (aus Mangel der Quellen) ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erscheinung.

So würde denn unsre Weltgeschichte nie etwas an-

ders als ein Aggregat von Bruchstücken werden und nie den Namen einer Wissenschaft verdienen. Jetzt also kommt ihr der philosophische Verstand zu Hilfe, und indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum System, zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüts, welche Einheit Ursache ist, daß die Ereignisse des entferntesten Altertums, unter dem Zusammenfluß ähnlicher Umstände von außen, in den neuesten Zeitläuften wiederkehren; daß also von den neuesten Erscheinungen, die im Kreis unsrer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtlosen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode, nach der Analogie zu schließen, ist, wie überall, so auch in der Geschichte ein mächtiges Hilfsmittel: aber sie muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt und mit ebenso viel Vorsicht als Beurteilung in Ausübung gebracht werden.

Nicht lange kann sich der philosophische Geist bei dem Stoffe der Weltgeschichte verweilen, so wird ein neuer Trieb in ihm geschäftig werden, der nach Übereinstimmung strebt — der ihn unwiderstehlich reizt, alles um sich herum seiner eigenen vernünftigen Natur zu assimilieren und jede ihm vorkommende Erscheinung zu der höchsten Wirkung, die er erkannt, zum *Gedanken* zu erheben. Je öfter also und mit je glücklicherm Erfolge er den Versuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen, desto mehr wird er geneigt, was er als *Ursache* und *Wirkung* in einander greifen sieht, als *Mittel* und *Absicht* zu verbinden. Eine Erscheinung nach der andern fängt an, sich dem blinden Ohngefähr, der gesetzlosen Freiheit zu entziehen und sich einem übereinstimmenden Ganzen (das freilich nur in seiner Vorstellung vorhanden ist) als ein passendes Glied anzureihen. Bald fällt es ihm schwer, sich zu überreden, daß diese Folge von Erscheinungen, die in

seiner Vorstellung so viel Regelmäßigkeit und Absicht annahm, diese Eigenschaften in der Wirklichkeit verleugne; es fällt ihm schwer, wieder unter die blinde Herrschaft der Notwendigkeit zu geben, was unter dem gelichenen Lichte des Verstandes angefangen hatte, eine so heitre Gestalt zu gewinnen. Er nimmt also diese Harmonie aus sich selbst heraus und verpflanzt sie außer sich in die Ordnung der Dinge, d. i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt und ein teleologisches Prinzip in die *Weltgeschichte*. Mit diesem durchwandert er sie noch einmal und hält es prüfend gegen jede Erscheinung, welche dieser große Schauplatz ihm darbietet. Er sieht es durch tausend beistimmende Fakta *bestätigt* und durch ebenso viele andre *widerlegt*; aber so lange in der Reihe der Weltveränderungen noch wichtige Bindungsglieder fehlen, so lange das Schicksal über so viele Begebenheiten den letzten Aufschluß noch zurückhält, erklärt er die Frage für *unentschieden*, und diejenige Meinung siegt, welche dem Verstande die höhere Befriedigung und dem Herzen die größre Glückseligkeit anzubieten hat.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß eine Weltgeschichte nach letzterm Plane in den spätesten Zeiten erst zu erwarten steht. Eine vorschnelle Anwendung dieses großen Maßes könnte den Geschichtsforscher leicht in Versuchung führen, den Begebenheiten Gewalt anzutun und diese glückliche Epoche für die Weltgeschichte immer weiter zu entfernen, indem er sie beschleunigen will. Aber nicht zu frühe kann die Aufmerksamkeit auf diese lichtvolle und doch so sehr vernachlässigte Seite der Weltgeschichte gezogen werden, wodurch sie sich an den höchsten Gegenstand aller menschlichen Bestrebungen anschließt. Schon der stille Hinblick auf dieses, wenn auch nur mögliche Ziel muß dem Fleiß des Forschers einen belebenden Sporn und eine süße Erholung geben. Wichtig wird ihm auch die kleinste Bemühung sein, wenn er sich auf dem Wege sieht oder auch nur einen späten Nachfolger darauf leitet, das Problem der Weltordnung aufzulösen und dem höchsten Geist in seiner schönsten Wirkung zu begegnen.

Und auf solche Art behandelt, m. HH., wird Ihnen das Studium der Weltgeschichte eine ebenso anziehende als nützliche Beschäftigung gewähren. Licht wird sie in Ihrem Verstande und eine wohltätige Begeisterung in Ihrem Herzen entzünden. Sie wird Ihren Geist von der gemeinen und kleinlichen Ansicht moralischer Dinge entwöhnen, und indem sie vor Ihren Augen das große Gemälde der Zeiten und Völker auseinander breitet, wird sie die vorschnellen Entscheidungen des Augenblicks und die beschränkten Urteile der Selbstsucht verbessern. Indem sie den Menschen gewöhnt, sich mit der ganzen Vergangenheit zusammen zu fassen und mit seinen Schlüssen in die ferne Zukunft voraus zu eilen: so verbirgt sie die Grenzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menschen so eng und so drückend umschließen, so breitet sie optisch täuschend sein kurzes Dasein in einen unendlichen Raum aus und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber.

Der Mensch verwandelt sich und flieht von der Bühne; seine Meinungen fliehen und verwandeln sich mit ihm: die Geschichte allein bleibt unausgesetzt auf dem Schauplatz, eine unsterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. Wie der homerische Zeus sieht sie mit gleichheiterm Blicke auf die blutigen Arbeiten des Kriegs und auf die friedlichen Völker herab, die sich von der Milch ihrer Herden schuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freiheit des Menschen mit dem Weltlauf zu schalten scheine, ruhig sieht sie dem verworrenen Spiele zu: denn ihr weitreichender Blick entdeckt schon von ferne, wo diese regellos schweifende Freiheit am Bande der Notwendigkeit geleitet wird. Was sie dem strafenden Gewissen eines Gregors und Cromwells geheim hält, eilt sie der Menschheit zu offenbaren: „daß der selbstsüchtige Mensch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vortreffliche befördert."

Kein falscher Schimmer wird sie blenden, kein Vorurteil der Zeit sie dahinreißen, denn sie erlebt das letzte Schicksal aller Dinge. Alles, was *aufhört*, hat für sie

gleich kurz gedauert: sie hält den verdienten Olivenkranz frisch und zerbricht den Obelisken, den die Eitelkeit türmte. Indem sie das feine Getriebe aus einander legt, wodurch die stille Hand der Natur schon seit dem Anfang der Welt die Kräfte des Menschen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für diesen großen Naturplan gewonnen worden ist: so stellt sie den wahren Maßstab für Glückseligkeit und Verdienst wieder her, den der herrschende Wahn in jedem Jahrhundert anders verfälschte. Sie heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Altertums und von der kindischen Sehnsucht nach vergangenen Zeiten; und indem sie uns auf unsre eigenen Besitzungen aufmerksam macht, läßt sie uns die gepriesenen goldnen Zeiten Alexanders und Augusts nicht zurückwünschen.

Unser *menschliches* Jahrhundert herbeizuführen, haben sich — ohne es zu wissen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt. Unser sind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geschichte erst werden *Sie* lernen, einen Wert auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gern unsre Dankbarkeit rauben: kostbare teure Güter, an denen das Blut der Besten und Edelsten klebt, die durch die schwere Arbeit so vieler Generationen haben errungen werden müssen! Und welcher unter Ihnen, bei dem sich ein heller Geist mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieser hohen Verpflichtung eingedenk sein, ohne daß sich ein stiller Wunsch in ihm regte, an das *kommende* Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus *unsern* Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes

Dasein zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sei, die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet — etwas dazu steuern können Sie alle! Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgetan, zu der wahren Unsterblichkeit, meine ich, wo die Tat lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte.

Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde

Übergang des Menschen zur Freiheit und Humanität.

An dem Leitbande des Instinkts, woran sie noch jetzt das vernunftlose Tier leitet, mußte die Vorsehung den Menschen in das Leben einführen und, da seine Vernunft noch unentwickelt war, gleich einer wachsamen Amme hinter ihm stehen. Durch Hunger und Durst zeigte sich ihm das Bedürfnis der Nahrung an; was er zu Befriedigung desselben brauchte, hatte sie in reichlichem Vorrat um ihn herum gelegt, und durch Geruch und Geschmack leitete sie ihn im Wählen. Durch ein sanftes Klima hatte sie seine Nacktheit geschont und durch einen allgemeinen Frieden um ihn her sein wehrloses Leben gesichert. Für die Erhaltung seiner Gattung war durch den Geschlechtstrieb gesorgt. Als Pflanze und Tier war der Mensch also vollendet. Auch seine Vernunft hatte schon von fern angefangen, sich zu entfalten. Weil nämlich die Natur noch für ihn dachte, sorgte und handelte, so konnten sich seine Kräfte desto leichter und ungehinderter auf die ruhige Anschauung richten, seine Vernunft, noch von keiner Sorge zerstreut, konnte ungestört an ihrem Werkzeuge, der Sprache, bauen und das zarte Gedankenspiel stimmen. Mit dem Auge eines Glücklichen sah er jetzt noch herum in der Schöpfung; sein frohes

Gemüt faßte alle Erscheinungen uneigennützig und rein auf und legte sie rein und lauter in einem regen Gedächtnis nieder. Sanft und lachend war also der Anfang des Menschen, und dies mußte sein, wenn er sich zu dem Kampfe stärken sollte, der ihm bevorstand.

Setzen wir also, die Vorsehung wäre auf dieser Stufe mit ihm still gestanden, so wäre aus dem Menschen das glücklichste und geistreichste aller Tiere geworden — aber aus der Vormundschaft des Naturtriebs wär' er niemals getreten, frei und also moralisch wären seine Handlungen niemals geworden, über die Grenze der Tierheit wär' er niemals gestiegen. In einer wollüstigen Ruhe hätte er eine ewige Kindheit verlebt — und der Kreis, in welchem er sich bewegt hätte, wäre der kleinstmöglichste gewesen, von der Begierde zum Genuß, vom Genuß zu der Ruhe und von der Ruhe wieder zur Begierde.

Aber der Mensch war zu ganz etwas anderm bestimmt, und die Kräfte, die in ihm lagen, riefen ihn zu einer ganz andern Glückseligkeit. Was die Natur in seiner Wiegenzeit für ihn übernommen hatte, sollte er jetzt selbst für sich übernehmen, sobald er mündig war. Er selbst sollte der Schöpfer seiner Glückseligkeit werden, und nur der Anteil, den er daran hätte, sollte den Grad dieser Glückseligkeit bestimmen. Er sollte den Stand der Unschuld, den er jetzt verlor, wieder aufsuchen lernen durch *seine Vernunft* und als ein freier vernünftiger Geist dahin zurück kommen, wovon er als *Pflanze* und als eine Kreatur des Instinkts ausgegangen war; aus einem Paradies der Unwissenheit und Knechtschaft sollte er sich, wär' es auch nach späten Jahrtausenden, zu einem Paradies der Erkenntnis und der Freiheit hinauf arbeiten, einem solchen nämlich, wo er dem moralischen Gesetze in seiner Brust ebenso unwandelbar gehorchen würde, als er anfangs dem Instinkte gedient hatte, als die Pflanze und die Tiere diesem noch dienen. Was war also unvermeidlich? Was mußte geschehen, wenn er diesem weitgesteckten Ziel entgegen rücken sollte? Sobald seine

Vernunft ihre ersten Kräfte nur geprüft hatte, verstieß ihn die Natur aus ihren pflegenden Armen, oder richtiger gesagt, er selbst, von einem Triebe gereizt, den er selbst noch nicht kannte, und unwissend, was er in diesem Augenblicke Großes tat, er selbst riß ab von dem leitenden Bande, und mit seiner noch schwachen Vernunft, von dem Instinkte nur von ferne begleitet, warf er sich in das wilde Spiel des Lebens, machte er sich auf den gefährlichen Weg zur moralischen Freiheit. Wenn wir also jene Stimme Gottes in Eden, die ihm den Baum der Erkenntnis verbot, in eine Stimme seines Instinktes verwandeln, der ihn von diesem Baume zurückzog, so ist sein vermeintlicher Ungehorsam gegen jenes göttliche Gebot nichts anders als — ein Abfall von seinem Instinkte — also erste Äußerung seiner Selbsttätigkeit, erstes Wagestück seiner Vernunft, erster Anfang seines moralischen Daseins. Dieser Abfall des Menschen vom Instinkte, der das moralische Übel zwar in die Schöpfung brachte, aber nur um das moralische Gute darin möglich zu machen, ist ohne Widerspruch die glücklichste und größte Begebenheit in der Menschengeschichte; von diesem Augenblick her schreibt sich seine Freiheit, hier wurde zu seiner Moralität der erste entfernte Grundstein geleget. Der Volkslehrer hat ganz Recht, wenn er diese Begebenheit als einen *Fall* des ersten Menschen behandelt und, wo es sich tun läßt, nützliche moralische Lehren daraus zieht; aber der Philosoph hat nicht weniger Recht, der menschlichen Natur im großen zu diesem wichtigen Schritt zur Vollkommenheit Glück zu wünschen. Der erste hat Recht, es einen Fall zu nennen — denn der Mensch wurde aus einem unschuldigen Geschöpf ein schuldiges, aus einem vollkommenen Zögling der Natur ein unvollkommenes moralisches Wesen, aus einem glücklichen Instrumente ein unglücklicher Künstler.

Der Philosoph hat Recht, es einen Riesenschritt der Menschheit zu nennen, denn der Mensch wurde dadurch aus einem Sklaven des Naturtriebes ein freihandelndes Geschöpf, aus einem Automat ein sittliches Wesen, und

mit diesem Schritt trat er zuerst auf die Leiter, die ihn nach Verlauf von vielen Jahrtausenden zur Selbstherrschaft führen wird. Jetzt wurde der Weg länger, den er zum Genuß nehmen mußte. Anfangs durfte er nur die Hand ausstrecken, um die Befriedigung sogleich auf die Begierde folgen zu lassen; jetzt aber mußte er schon Nachdenken, Fleiß und Mühe zwischen die Begierde und ihre Befriedigung einschalten. Der Friede war aufgehoben zwischen ihm und den Tieren. Die Not trieb sie jetzt gegen seine Pflanzungen, ja gegen ihn selbst an, und durch seine Vernunft mußte er sich Sicherheit und eine Überlegenheit der Kräfte, die ihm die Natur versagt hatte, künstlich über sie verschaffen: er mußte Waffen erfinden und seinen Schlaf durch feste Wohnungen vor diesem Feinde sicherstellen. Aber hier schon ersetzte ihm die Natur an Freuden des Geistes, was sie ihm an Pflanzengenüssen genommen hatte. Das selbstgepflanzte Kraut überraschte ihn mit einer Schmackhaftigkeit, die er vorher nicht kennen gelernt hatte; der Schlaf beschlich ihn nach der ermüdenden Arbeit und unter selbstgebautem Dache süßer als in der trägen Ruhe seines Paradieses. Im Kampfe mit dem Tiger, der ihn anfiel, freute er sich seiner entdeckten Gliederkraft und List, und mit jeder überwundnen Gefahr konnte er sich selbst für das Geschenk seines Lebens danken.

Jetzt war er für das Paradies schon zu edel, und er kannte sich selbst nicht, wenn er im Drange der Not und unter der Last der Sorgen sich in dasselbe zurückwünschte. Ein innrer ungeduldiger Trieb, der erwachte Trieb seiner Selbsttätigkeit, hätte ihn bald in seiner müßigen Glückseligkeit verfolgt und ihm die Freuden verekelt, die er sich nicht selbst geschaffen hatte. Er würde das Paradies in eine Wildnis verwandelt und dann die Wildnis zum Paradies gemacht haben. Aber glücklich für das Menschengeschlecht, wenn es keinen schlimmern Feind zu bekämpfen gehabt hätte als die Trägheit des Ackers, den Grimm wilder Tiere und eine stürmische Natur! — Die Not drängte ihn, Leidenschaften wachten

auf und waffneten ihn bald gegen seinesgleichen. Mit dem Menschen mußte er um sein Dasein kämpfen, einen langen, lasterreichen, noch jetzt nicht geendigten Kampf, aber in diesem Kampfe allein konnte er seine Vernunft und Sittlichkeit ausbilden.

Häusliches Leben.

Die ersten Söhne, welche die Mutter der Menschen gebar, hatten vor ihren Eltern einen sehr wichtigen Vorteil voraus: sie wurden von Menschen erzogen. Alle Fortschritte, welche die letztern durch sich selbst, und also weit langsamer, hatten tun müssen, kamen ihren Kindern zu gut und wurden diesen schon in ihrem zärtesten Alter spielend und mit der Herzlichkeit elterlicher Liebe übergeben. Mit dem ersten Sohn also, der vom Weibe geboren war, fängt das große Werkzeug an, wirksam zu werden — das Werkzeug, durch welches das ganze Menschengeschlecht seine Bildung erhalten hat und fortfahren wird zu erhalten — nämlich die Tradition oder die Überlieferung der Begriffe.

Die mosaische Urkunde verläßt uns hier und überspringt einen Zeitraum von funfzehn und mehrern Jahren, um uns die beiden Brüder als schon erwachsen aufzuführen. Aber diese Zwischenzeit ist für die Menschengeschichte wichtig, und wenn die Urkunde uns verläßt, so muß die Vernunft die Lücke ergänzen.

Die Geburt eines Sohnes, seine Ernährung, Wartung und Erziehung vermehrten die Kenntnisse, Erfahrungen und Pflichten der ersten Menschen mit einem wichtigen Zuwachs, den wir sorgfältig aufzeichnen müssen.

Von den Tieren lernte die erste Mutter ohne Zweifel ihre notwendigste Mutterpflicht, so wie sie die Hilfsmittel bei der Geburt wahrscheinlich von der Not gelernt hatte. Die Sorgfalt für Kinder machte sie auf unzählige kleine Bequemlichkeiten aufmerksam, die ihr bis jetzt unbekannt gewesen; die Anzahl der Dinge, von denen sie Gebrauch

machen lernte, vermehrte sich, und die Mutterliebe wurde sinnreich im Erfinden.

Bis jetzt hatten beide nur ein gesellschaftliches Verhältnis, nur eine Gattung von Liebe erkannt, weil jedes in dem andern nur einen Gegenstand vor sich hatte. Jetzt lernten sie mit einem neuen Gegenstand eine neue Gattung von Liebe, ein neues moralisches Verhältnis kennen — elterliche Liebe. Dieses neue Gefühl von Liebe war von reinerer Art als das erste, es war ganz uneigennützig, da jenes erste bloß auf Vergnügen, auf wechselseitiges Bedürfnis des Umgangs gegründet gewesen war.

Sie betraten also mit dieser neuen Erfahrung schon eine höhere Stufe der Sittlichkeit — sie wurden veredelt.

Aber die elterliche Liebe, in welcher sich beide für ihr Kind vereinigten, bewirkte nun auch eine nicht geringe Veränderung in dem Verhältnis, worin sie bisher zu einander selbst gestanden hatten. Die Sorge, die Freude, die zärtliche Teilnahme, worin sie sich für den gemeinschaftlichen Gegenstand ihrer Liebe begegneten, knüpfte unter ihnen selbst neue und schönere Bande an. Jedes entdeckte bei dieser Gelegenheit in dem andern neue sittlich schöne Züge, und eine jede solcher Entdeckungen erhöhte und verfeinerte ihr Verhältnis. Der Mann liebte in dem Weibe die Mutter, die Mutter seines geliebten Sohns. Das Weib ehrte und liebte in dem Mann den Vater, den Ernährer ihres Kindes. Das bloß sinnliche Wohlgefallen an einander erhob sich zur Hochachtung, aus der eigennützigen Geschlechtsliebe erwuchs die schöne Erscheinung der ehlichen Liebe.

Bald wurden diese moralischen Erfahrungen mit neuen bereichert. Die Kinder wuchsen heran, und auch unter ihnen knüpfte sich allmählich ein zärtliches Band an. Das Kind hielt sich am liebsten zum Kinde, weil jedes Geschöpf sich in seinesgleichen nur liebet. An zarten unmerklichen Fäden erwuchs die Geschwisterliebe — eine neue Erfahrung für die ersten Eltern. Sie sahen nun ein Bild der Geselligkeit, des Wohl-

wollens zum erstenmal außer ihnen, sie erkannten ihre eigenen Gefühle, nur in einem jugendlichern Spiegel, wieder.

Bis jetzt hatten beide, so lange sie allein waren, nur in der Gegenwart und in der Vergangenheit gelebt, aber nun fing die ferne Zukunft an, ihnen Freuden zu zeigen. So wie sie ihre Kinder neben sich aufwachsen sahen und jeder Tag eine neue Fähigkeit in diesen entwickelte, taten sich ihnen lachende Aussichten für die Zukunft auf, wenn diese Kinder nun einmal Männer und ihnen gleich werden würden — in ihren Herzen erwachte ein neues Gefühl, die Hoffnung. Welch ein unendliches Gebiet aber wird dem Menschen durch die Hoffnung geöffnet! Vorher hatten sie jedes Vergnügen nur einmal, nur in der Gegenwart genossen — in der Erwartung wurde jede künftige Freude mit zahlenloser Wiederholung voraus empfunden!

Als die Kinder nun wirklich heranreiften, welche Mannigfaltigkeit kam auf einmal in diese erste Menschengesellschaft! Jeder Begriff, den sie ihnen mitgeteilt hatten, hatte sich in jeder Seele anders gebildet und überraschte sie jetzt durch Neuheit. Jetzt wurde der Umlauf der Gedanken lebendig, das moralische Gefühl in Übung gesetzt und durch Übung entwickelt; die Sprache wurde schon reicher und malte schon bestimmter und wagte sich schon an feinere Gefühle; neue Erfahrungen in der Natur um sie her, neue Anwendungen der schon bekannten. Jetzt beschäftigte der Mensch ihre Aufmerksamkeit schon ganz. Jetzt war keine Gefahr mehr vorhanden, daß sie zur Nachahmung der Tiere herabsinken würden!

Verschiedenheit der Lebensweise.

Der Fortschritt der Kultur äußerte sich schon bei der ersten Generation. Adam baute den Acker; einen seiner Söhne sehen wir schon einen neuen Nahrungszweig, die Viehzucht, ergreifen. Das Menschengeschlecht scheidet

sich also hier schon in zwei verschiedne Konditionen, in Feldbauer und Hirten.

Bei der Natur ging der erste Mensch in die Schule, und ihr hat er alle nützliche Künste des Lebens abgelernt. Bei einer aufmerksamen Betrachtung konnte ihm die Ordnung nicht lange verborgen bleiben, nach welcher die Pflanzen sich wieder erzeugen. Er sah die Natur selbst säen und begießen, sein Nachahmungstrieb erwachte, und bald spornte ihn die Not, der Natur seinen Arm zu leihen und ihrer freiwilligen Ergiebigkeit durch Kunst nachzuhelfen.

Man muß aber nicht glauben, daß der erste Anbau gleich Getreidebau gewesen, wozu schon sehr große Zurüstungen nötig sind, und es ist dem Gang der Natur gemäß, stets von dem Einfachern zu dem Zusammengesetztern fortzuschreiten. Wahrscheinlich war der Reis eines der ersten Gewächse, die der Mensch bauete; die Natur lud ihn dazu ein, denn der Reis wächst in Indien wild, und die ältesten Geschichtschreiber sprechen von dem Reisbau als einer der ältesten Arten des Feldbaues. Der Mensch bemerkte, daß bei einer anhaltenden Dürre die Pflanzen ermatteten, nach einem Regen aber sich schnell wieder erholten. Er bemerkte ferner, daß da, wo ein übertretender Strom einen Schlamm zurückgelassen, die Fruchtbarkeit größer war. Er benutzte diese beiden Entdeckungen, er gab seinen Pflanzungen einen künstlichen Regen und brachte Schlamm auf seinen Acker, wenn kein Fluß in der Nähe war, der ihm solchen geben konnte. Er lernte düngen und begießen.

Schwerer scheint der Schritt zu sein, den er zum Gebrauch der Tiere machte: aber auch hier fing er, wie überall, bei dem Natürlichen und Unschuldigen zuerst an; und er begnügte sich vielleicht viele Menschenalter lang mit der Milch des Tiers, ehe er Hand an dessen Leben legte. Ohne Zweifel war es die Muttermilch, die ihn zu dem Versuche einlud, sich der Tiermilch zu bedienen. Nicht sobald aber hatte er diese neue Nahrung kennen lernen, als er sich ihrer auf immer versicherte. Um

diese Speise jederzeit bereit und im Vorrat zu haben, durfte es nicht dem Zufall überlassen werden, ob ihm dieser gerade, wenn er hungerte, ein solches Tier entgegen führen wollte. Er verfiel also darauf, eine gewisse Anzahl solcher Tiere immer um sich zu versammeln, er verschaffte sich eine Herde; diese mußte er aber unter denjenigen Tieren suchen, die gesellig leben, und er mußte sie aus dem Stande wilder Freiheit in den Stand der Dienstbarkeit und friedlichen Ruhe versetzen, d. i. er mußte sie zähmen. Ehe er sich aber an diejenigen wagte, die von wilderer Natur und ihm an natürlichen Waffen und Kräften überlegen waren, versuchte er es zuerst mit denjenigen, denen er selbst an Kraft überlegen war, und welche von Natur weniger Wildheit besaßen. Er hütete also früher Schafe, als er Schweine, Ochsen und Pferde hütete.

Sobald er seinen Tieren ihre Freiheit geraubt hatte, war er in die Notwendigkeit gesetzt, sie selbst zu ernähren und für sie zu sorgen. So wurde er also zum Hirten, und so lange die Gesellschaft noch klein war, konnte die Natur seiner kleinen Herde Nahrung im Überfluß darbieten. Er hatte keine andre Mühe, als die Weide aufzusuchen und sie, wenn sie abgeweidet war, mit einer andern zu vertauschen. Der reichste Überfluß lohnte ihm für diese leichte Beschäftigung, und der Ertrag seiner Arbeit war keinem Wechsel weder der Jahrszeit noch der Witterung unterworfen. Ein gleichförmiger Genuß war das Los des Hirtenstandes, Freiheit und ein fröhlicher Müßiggang sein Charakter.

Ganz anders verhielt es sich mit dem Feldbauer. Sklavisch war dieser an den Boden, den er bepflanzt hatte, gebunden, und mit der Lebensart, die er ergriff, hatte er jede Freiheit seines Aufenthalts aufgegeben. Sorgfältig mußte er sich nach der zärtlichen Natur des Gewächses richten, das er zog, und dem Wachstum desselben durch Kunst und Arbeit zu Hilfe kommen, wenn der andre seine Herde selbst für sich sorgen ließ. Mangel an Werkzeugen machte ihm anfänglich jede Arbeit schwerer,

und doch war er ihr mit zwei Händen kaum gewachsen. Wie mühsam mußte seine Lebensart sein, ehe die Pflugschar sie ihm erleichterte, ehe er den gebändigten Stier zwang, die Arbeit mit ihm zu teilen!

Das Aufreißen des Erdreichs, Aussaat und Wässerung, die Ernte selbst, wie viele Arbeiten erforderte dieses alles! und welche Arbeit erst nach der Ernte, bis die Frucht seines Fleißes so weit gebracht war, von ihm genossen zu werden! Wie oft mußte er sich gegen wilde Tiere, die sie anfielen, für seine Pflanzungen wehren, sie hüten oder verzäunen, oft vielleicht gar mit Gefahr seines Lebens dafür kämpfen! Und wie unsicher war ihm dabei noch immer die Frucht seines Fleißes, in die Gewalt der Witterung und der Jahrszeit gegeben! Ein übertretender Strom, ein fallender Hagel war genug, sie ihm am Ziele noch zu rauben und ihn dem härtesten Mangel auszusetzen. Hart also, ungleich und zweifelhaft war das Los des Ackermanns gegen das gemächliche ruhige Los des Hirten, und seine Seele mußte in einem durch so viele Arbeit gehärteten Körper verwildern.

Fiel es ihm nun ein, dieses harte Schicksal mit dem glücklichen Leben des Hirten zu vergleichen, so mußte ihm diese Ungleichheit auffallen, er mußte — nach seiner sinnlichen Vorstellungsart — jenen für einen vorgezogenen Günstling des Himmels halten.

Der Neid erwachte in seinem Busen; diese unglückliche Leidenschaft mußte bei der ersten Ungleichheit unter Menschen erwachen. Mit Scheelsucht blickte er jetzt den Segen des Hirten an, der ihm ruhig gegenüber im Schatten weidete, wenn ihn selbst die Sonnenhitze stach und die Arbeit ihm den Schweiß aus der Stirne preßte. Die sorglose Fröhlichkeit des Hirten tat ihm wehe. Er haßte ihn wegen seines Glücks und verachtete ihn seines Müßiggangs wegen. So bewahrte er einen stillen Unwillen gegen ihn in seinem Herzen, der bei dem nächsten Anlaß in Gewalttätigkeit ausbrechen mußte. Dieser Anlaß aber konnte nicht lange ausbleiben. Die Gerechtsame eines jeden hatte zu dieser Zeit noch keine be-

stimmten Grenzen, und keine Gesetze waren noch vorhanden, die das Mein und Dein aus einander gesetzt hätten. Jeder glaubte noch einen gleichen Anspruch auf die ganze Erde zu haben, denn die Verteilung in Eigentum sollte erst durch eintretende Kollisionen herbeigeführt werden. Gesetzt nun, der Hirte hatte alle Gegenden umher mit seiner Herde abgeweidet und fühlte doch auch keine Lust dazu, sich weit von der Familie in fernen Gegenden zu verlieren — was tat er also? worauf mußte er natürlicherweise verfallen? Er trieb seine Herde in die Pflanzungen des Ackermanns oder ließ es wenigstens geschehen, daß sie selbst diesen Weg nahm. Hier war reicher Vorrat für seine Schafe, und kein Gesetz war noch da, es ihm zu wehren. Alles, wornach er greifen konnte, war sein — so räsonierte die kindische Menschheit.

Jetzt also zum erstenmal kam der Mensch in Kollision mit dem Menschen; an die Stelle der wilden Tiere, mit denen es der Ackermann bis jetzt zu tun gehabt hatte, trat nun der Mensch. Dieser erschien jetzt gegen ihn als ein feindseliges Raubtier, das seine Pflanzungen verwüsten wollte. Kein Wunder, daß er ihn auf eben die Art empfing, wie er das Raubtier empfangen hatte, dem der Mensch jetzt nachahmte. Der Haß, den er schon lange Jahre in seiner Brust herumgetragen hatte, wirkte mit, ihn zu erbittern; und ein mörderischer Schlag mit der Keule rächte ihn auf einmal an dem langen Glück seines beneideten Nachbars.

So traurig endigte die erste Kollision der Menschen.

Aufgehobene Standesgleichheit.

Einige Worte der Urkunde lassen uns schließen, daß die Polygamie in jenen frühen Zeiten etwas Seltnes, und also damals schon Herkommen gewesen sei, sich in Ehen einzuschränken und mit *einer* Gattin zu begnügen. Ordentliche Ehen aber scheinen schon eine gewisse Sittlichkeit und Verfeinerung anzuzeigen, die man in jenen

frühen Zeiten kaum erwarten sollte. Meistens gelangen die Menschen nur durch die Folgen der Unordnung zu Einführung der Ordnung, und Gesetzlosigkeit führt gewöhnlich erst zu Gesetzen.

Diese Einführung ordentlicher Ehen scheint also nicht sowohl auf Gesetzen als auf dem Herkommen beruht zu haben. Der erste Mensch konnte nicht anders als in der Ehe leben, und das Beispiel des ersten hatte für den zweiten schon einige Kraft des Gesetzes. Mit einem einzigen Paar hatte das Menschengeschlecht angefangen. Die Natur hatte also ihren Willen in diesem Beispiel gleichsam verkündigt.

Nimmt man also an, daß in den allererſten Zeiten das Verhältnis der Anzahl zwischen beiden Geschlechtern gleich gewesen sei, so ordnete schon die Natur, was der Mensch nicht geordnet hätte. Jeder nahm nur eine Gattin, weil nur eine für ihn übrig war.

Wenn sich nun endlich in der Anzahl beider Geschlechter auch ein merkliches Mißverhältnis zeigte und Wahlen stattfanden, so war diese Ordnung durch Observanz einmal befestigt, und niemand wagte es so leicht, die Weise der Väter durch eine Neuerung zu verletzen.

Ebenso wie die Ordnung der Ehen richtete sich auch ein gewisses natürliches Regiment in der Gesellschaft von selbst ein. Das väterliche Ansehn hatte die Natur gegründet, weil sie das hilflose Kind von dem Vater abhängig machte und es vom zarten Alter an gewöhnte, seinen Willen zu ehren. Diese Empfindung mußte der Sohn sein ganzes Leben hindurch beibehalten. Wurde er nun auch selbst Vater, so konnte sein Sohn denjenigen nicht ohne Ehrfurcht ansehen, dem er von seinem Vater so ehrerbietig begegnet sah, und stillschweigend mußte er dem Vater seines Vaters ein höheres Ansehn zugestehen. Dieses Ansehn des Stammherrn mußte sich in gleichem Grade mit jeder Vermehrung der Familie und mit jeder höhern Stufe seines Alters vermehren, und die größere Erfahrenheit, die Frucht eines so langen Lebens, mußte ihm ohnehin über jeden, der

jünger war, eine natürliche Überlegenheit geben. In jeder strittigen Sache war der Stammherr also die letzte Instanz, und durch die lange Beobachtung dieses Gebrauches gründete sich endlich eine natürliche sanfte Obergewalt, die Patriarchenregierung, welche aber die allgemeine Gleichheit darum nicht aufhob, sondern vielmehr befestigte.

Aber diese Gleichheit konnte nicht immer Bestand haben. Einige waren weniger arbeitsam, einige weniger von dem Glück und ihrem Erdreich begünstigt, einige schwächlicher geboren als die andern; es gab also Starke und Schwache, Herzhafte und Verzagte, Wohlhabende und Arme. Der Schwache und Arme mußte bitten, der Wohlhabende konnte geben und versagen. Die Abhängigkeit der Menschen von Menschen fing an.

Die Natur der Dinge hatte es einführen müssen, daß das hohe Alter von der Arbeit befreite und der Jüngling für den Greis, der Sohn für den grauen Vater die Geschäfte übernahm. Bald wurde diese Pflicht der Natur von der Kunst nachgeahmt. Manchem mußte der Wunsch aufsteigen, die bequeme Ruhe des Greisen mit den Genüssen des Jünglings zu verbinden und sich künftig jemand zu verschaffen, der für ihn die Dienste eines Sohnes übernähme. Sein Auge fiel auf den Armen oder Schwächern, der seinen Schutz aufforderte oder seinen Überfluß in Anspruch nahm. Der Arme und Schwache bedurfte seines Beistandes, er hingegen brauchte den Fleiß des Armen. Das eine also wurde die Bedingung des andern. Der Arme und Schwache diente und empfing, der Starke und Reiche gab und ging müßig.

Der erste Unterschied der Stände. Der Reiche wurde reicher durch des Armen Fleiß; seinen Reichtum zu vermehren, vermehrte er also die Zahl seiner Knechte; viele also sah er um sich, die minder glücklich als er waren, viele hingen von ihm ab. Der Reiche fühlte sich und wurde stolz. Er fing an, die Werkzeuge seines Glückes mit Werkzeugen seines Willens zu verwechseln. Die Arbeit vieler kam ihm, dem einzigen, zu gute; also schloß

er, diese vielen seien des einzigen wegen da — Er hatte nur einen kleinen Schritt zum Despoten.

Der Sohn des Reichen fing an, sich besser zu dünken als die Söhne von seines Vaters Knechten. Der Himmel hatte ihn mehr begünstigt als diese; er war dem Himmel also lieber. Er nannte sich Sohn des Himmels, wie wir Günstlinge des Glücks Söhne des Glücks nennen. Gegen ihn, den Sohn des Himmels, war der Knecht nur ein Menschensohn. Daher in der Genesis der Unterschied zwischen Kindern Elohims und Kindern der Menschen.

Das Glück führte den Reichen zum Müßiggang, der Müßiggang führte ihn zur Lüsternheit und endlich zum Laster. Sein Leben auszufüllen, mußte er die Zahl seiner Genüsse vermehren; schon reichte das gewöhnliche Maß der Natur nicht mehr hin, den Schwelger zu befriedigen, der in seiner trägen Ruhe auf Ergötzungen sann.

Er mußte alles besser und alles in reicherm Maße haben als der Knecht. Der Knecht begnügte sich noch mit einer Gattin. Er erlaubte sich mehrere Weiber. Immerwährender Genuß stumpft aber ab und ermüdet. Er mußte darauf denken, ihn durch künstliche Reize zu erheben. Ein neuer Schritt. Er nahm nicht mehr vorlieb mit dem, was den sinnlichen Trieb nur befriedigte; er wollte in einen Genuß mehrere und feinere Freuden gelegt haben. Erlaubte Vergnügungen sättigten ihn nicht mehr; seine Begierde verfiel nun auf heimliche. Das Weib allein reizte ihn nicht mehr. Er verlangte jetzt schon Schönheit von ihr.

Unter den Töchtern seiner Knechte entdeckte er schöne Weiber. Sein Glück hatte ihn stolz gemacht; Stolz und Sicherheit machten ihn trotzig. Er überredete sich leicht, daß alles sein sei, was seinen Knechten gehöre. Weil ihm alles hinging, so erlaubte er sich alles. Die Tochter seines Knechts war ihm zur Gattin zu niedrig; aber zur Befriedigung seiner Lüste war sie doch zu gebrauchen. Ein neuer wichtiger Schritt der Verfeinerung zur Verschlimmerung.

275103

Sobald aber nun das Beispiel einmal gegeben war, so mußte die Sittenverderbnis bald allgemein werden. Je weniger Zwangsgesetze sie nämlich vorfand, die ihr hätten Einhalt tun können, je näher die Gesellschaft, in welcher diese Sittenlosigkeit aufkam, noch dem Stande der Unschuld war, desto reißender mußte sie sich verbreiten.

Das Recht des Stärkern kam auf, Macht berechtigte zur Unterdrückung, und zum erstenmal zeigen sich Tyrannen.

Die Urkunde gibt sie als Söhne der Freude an, als die unechten Kinder, die in gesetzwidriger Vermischung erzeugt wurden. Kann man dieses für buchstäblich wahr halten, so liegt eine große Feinheit in diesem Zug, die man meines Wissens noch nicht auseinandergesetzt hat. Diese Bastardsöhne erbten den Stolz des Vaters, aber nicht seine Güter. Vielleicht liebte sie der Vater und zog sie bei seinen Lebzeiten vor, aber von seinen rechtmäßigen Erben wurden sie ausgeschlossen und vertrieben, sobald er tot war. Hinausgestoßen aus einer Familie, der sie durch einen unrechten Weg aufgedrungen worden, sahen sie sich verlassen und einsam in der weiten Welt, sie gehörten niemanden an, und nichts gehörte ihnen; damals aber war keine andre Lebensweise in der Welt, als man mußte entweder Herr oder eines Herren Knecht sein.

Ohne das erste zu sein, dünkten sie sich zu dem letztern zu stolz; auch waren sie zu bequem erzogen, um dienen zu lernen. Was sollten sie also tun? Der Dünkel auf ihre Geburt und feste Glieder war alles, was ihnen geblieben war; nur die Erinnerung an ehmaligen Wohlstand, und ein Herz, das auf die Gesellschaft erbittert war, begleitete sie ins Elend. Der Hunger machte sie zu Räubern, und Räuberglück zu Abenteurern, endlich gar zu Helden.

Bald wurden sie dem friedlichen Feldbauer, dem wehrlosen Hirten fürchterlich und erpreßten von ihm, was sie wollten. Ihr Glück und ihre Siegestaten

machten sie weit umher berüchtigt, und der bequeme Überfluß dieser neuen Lebensweise mochte wohl mehrere zu ihrer Bande schlagen. So wurden sie gewaltig, wie die Schrift sagt, und berühmte Leute.

Diese überhandnehmende Unordnung in der ersten Gesellschaft würde sich endlich wahrscheinlich mit Ordnung geendigt und die einmal aufgehobene Gleichheit unter den Menschen von dem patriarchalischen Regiment zu Monarchien geführt haben — einer dieser Abenteurer, mächtiger und kühner als die andern, würde sich zu ihrem Herrn aufgeworfen, eine feste Stadt gebaut und den ersten Staat gegründet haben — aber diese Erscheinung kam dem Wesen, das das Schicksal der Welt lenkt, noch zu frühe, und eine fürchterliche Naturbegebenheit hemmte plötzlich alle Schritte, welche das Menschengeschlecht zu seiner Verfeinerung zu tun im Begriff war.

Der erste König.

Asien, durch die Überschwemmung von seinen menschlichen Bewohnern verlassen, mußte bald wilden Tieren zum Raub werden, die sich auf einem so fruchtbaren Erdreich, als auf die Überschwemmung folgte, schnell und in großer Anzahl vermehrten und ihre Herrschaft da ausbreiteten, wo der Mensch zu schwach war, ihr Einhalt zu tun. Jeder Strich Landes also, den das neue Menschengeschlecht bebauete, mußte den wilden Tieren erst abgerungen und mit List und Gewalt ferner gegen sie verteidigt werden. Unser Europa ist jetzt von diesen wilden Bewohnern gereinigt, und kaum können wir uns einen Begriff von dem Elend machen, das jene Zeiten gedrückt hat; aber wie fürchterlich diese Plage gewesen sein müsse, lassen uns, außer mehreren Stellen der Schrift, die Gewohnheiten der ältesten Völker und besonders der Griechen schließen, die den Bezwingern wilder Tiere Unsterblichkeit und die Götterwürde zuerkannt haben.

So wurde der Thebaner Oedipus König, weil er die verheerende Sphinx ausgerottet; so erwarben sich Perseus,

Herkules, Theseus und viele andre ihren Nachruhm und ihre Apotheose. Wer also an Vertilgung dieser allgemeinen Feinde arbeitete, war der größte Wohltäter der Menschen, und um glücklich darin zu sein, mußte er auch wirklich seltene Gaben in sich vereinigen. Die Jagd gegen diese Tiere war, ehe der Krieg unter Menschen selbst zu wüten begann, das eigentliche Werk der Helden. Wahrscheinlich wurde diese Jagd in großen Haufen angestellt, die immer der Tapferste anführte, derjenige nämlich, dem sein Mut und sein Verstand eine *natürliche* Überlegenheit über die andern verschafften. Dieser gab dann zu den wichtigsten dieser Kriegestaten seinen Namen, und dieser Name lud viele Hunderte ein, sich zu seinem Gefolge zu schlagen, um unter ihm Taten der Tapferkeit zu tun. Weil diese Jagden nach gewissen planmäßigen Dispositionen vorgenommen werden mußten, die der Anführer entwarf und dirigierte, so setzte er sich dadurch stillschweigend in den Besitz, den übrigen ihre Rollen zuzuteilen und *seinen* Willen zu dem ihrigen zu machen. Man wurde unvermerkt gewohnt, ihm Folge zu leisten und sich seinen bessern Einsichten zu unterwerfen. Hatte er sich durch Taten persönlicher Tapferkeit, durch Kühnheit der Seele und Stärke des Arms hervorgetan, so wirkten Furcht und Bewunderung zu seinem Vorteil, daß man sich zuletzt blindlings seiner Führung unterwarf. Entstanden nun Zwistigkeiten unter seinen Jagdgenossen, die unter einem so zahlreichen rohen Jägerschwarm nicht lange ausbleiben konnten, so war er, den alle fürchteten und ehrten, der natürlichste Richter des Streits, und die Ehrfurcht und Furcht vor seiner persönlichen Tapferkeit war genug, seinen Aussprüchen Kraft zu geben. So wurde aus einem Anführer der Jagden schon ein Befehlshaber und Richter.

Wurde der Raub nun geteilt, so mußte billigerweise die größre Portion ihm, dem Anführer, zufallen, und da er solche für sich selbst nicht verbrauchte, so hatte er etwas, womit er sich andre verbinden und sich also Anhänger und Freunde erwerben konnte. Bald sammelte

sich eine Anzahl der Tapfersten, die er immer durch neue Wohltaten zu vermehren suchte, um seine Person, und unvermerkt hatte er sich eine Art von Leibwache, eine Schar von Mamelucken, daraus gebildet, die seine Anmaßungen mit wildem Eifer unterstützte und jeden, der sich ihm widersetzen mochte, durch ihre Anzahl in Schrecken setzte.

Da seine Jagden allen Gutsbesitzern und Hirten, deren Grenzen er dadurch von verwüstenden Feinden reinigte, nützlich wurden, so mochte ihm anfänglich ein freiwilliges Geschenk in Früchten des Feldes und der Herde für diese nützliche Mühe gereicht worden sein, das er sich in der Folge als einen verdienten Tribut fortsetzen ließ und endlich als eine Schuld und als eine pflichtmäßige Abgabe erpreßte. Auch diese Erwerbungen verteilte er unter die Tüchtigsten seines Haufens und vergrößerte dadurch immer mehr die Zahl seiner Kreaturen. Weil ihn seine Jagden öfters durch Flur und Felder führten, die bei diesen Durchzügen Schaden litten, so fanden es viele Gutsbesitzer für gut, diese Last durch ein freiwilliges Geschenk abzukaufen, welches er gleichfalls nachher von allen andern, denen er hätte schaden können, einforderte. Durch solche und ähnliche Mittel vermehrte er seinen Reichtum und durch diesen — seinen Anhang, der endlich zu einer kleinen Armee anwuchs, die um so fürchterlicher war, weil sie sich im Kampf mit dem Löwen und Tiger zu jeder Gefahr und Arbeit abgehärtet hatte und durch ihr rauhes Handwerk verwildert war. Der Schrecken ging jetzt vor seinem Namen her, und niemand durfte es mehr wagen, ihm eine Bitte zu verweigern. Fielen zwischen einem aus seiner Begleitung und einem Fremden Streitigkeiten vor, so appellierte der Jäger natürlicherweise an seinen Anführer und Beschützer, und so lernte dieser seine Gerichtsbarkeit auch über Dinge, die seine Jagd nichts angingen, verbreiten. Nun fehlte ihm zum Könige nichts mehr als eine feierliche Anerkennung, und konnte man ihm diese wohl an der Spitze seiner gewaffneten und gebietrischen Scharen

versagen? Er war der Tüchtigste, zu herrschen, weil er der Mächtigste war, seine Befehle durchzusetzen. Er war der allgemeine Wohltäter aller, weil man ihm Ruhe und Sicherheit vor dem gemeinschaftlichen Feind verdankte. Er war schon im Besitz der Gewalt, weil ihm die Mächtigsten zu Gebote standen.

Auf eine ähnliche Art wurden die Vorfahren des Alarich, des Attila, des Merovens Könige ihrer Völker. Ebenso ist's mit den griechischen Königen, die uns Homer in der Ilias aufführt. Alle waren zuerst Anführer eines kriegrischen Haufens, Überwinder von Ungeheuern, Wohltäter ihrer Nation. Aus kriegrischen Anführern wurden sie allmählich Schiedsmänner und Richter; mit dem gemachten Raube erkauften sie sich einen Anhang, der sie mächtig und fürchterlich machte. Durch Gewalt endlich stiegen sie auf den Thron.

Man führt das Beispiel des Dejoces in Medien an, dem das Volk die königliche Würde freiwillig übertrug, nachdem er sich demselben als Richter nützlich gemacht hatte. Aber man tut Unrecht, dieses Beispiel auf die Entstehung des *ersten* Königs anzuwenden. Als die Meder den Dejoces zu ihrem Könige machten, so waren sie schon ein *Volk*, schon eine formierte politische Gesellschaft; in dem vorliegenden Falle hingegen sollte durch den ersten König die erste politische Gesellschaft entstehen. Die Meder hatten das drückende Joch der assyrischen Monarchen getragen; der König, von dem jetzt die Rede ist, war der erste in der Welt, und das Volk, das sich ihm unterwarf, eine Gesellschaft freigeborner Menschen, die noch keine Gewalt über sich gesehn hatten. Eine schon ehmals geduldete Gewalt läßt sich sehr gut auf diesem ruhigen Weg wieder *herstellen*, aber auf diesem ruhigen Weg läßt sich eine ganz neue und unbekannte nicht einsetzen.

Es scheint also dem Gang der Dinge gemäßer, daß der erste *König* ein Usurpator war, den nicht ein freiwilliger einstimmiger Ruf der Nation (denn damals war noch keine Nation), sondern Gewalt und Glück und eine schlagfertige Miliz auf den Thron setzten.

Die Sendung Moses

Die Gründung des jüdischen Staats durch Moses ist eine der denkwürdigsten Begebenheiten, welche die Geschichte aufbewahrt hat, wichtig durch die Stärke des Verstandes, wodurch sie ins Werk gerichtet worden, wichtiger noch durch ihre Folgen auf die Welt, die noch bis auf diesen Augenblick fortdauern. Zwei Religionen, welche den größten Teil der bewohnten Erde beherrschen, das Christentum und der Islamismus, stützen sich beide auf die Religion der Hebräer, und ohne diese würde es niemals weder ein Christentum noch einen Koran gegeben haben.

Ja in einem gewissen Sinne ist es unwiderleglich wahr, daß wir der mosaischen Religion einen großen Teil der Aufklärung danken, deren wir uns heutigestags erfreuen. Denn durch sie wurde eine kostbare Wahrheit, welche die sich selbst überlassene Vernunft erst nach einer langsamen Entwicklung würde gefunden haben, die Lehre von dem einigen Gott, vorläufig unter dem Volke verbreitet und als ein Gegenstand des blinden Glaubens so lange unter demselben erhalten, bis sie endlich in den helleren Köpfen zu einem Vernunftbegriff reifen konnte. Dadurch wurden einem großen Teil des Menschengeschlechtes alle die traurigen Irrwege erspart, worauf der Glaube an Vielgötterei zuletzt führen muß, und die hebräische Verfassung erhielt den ausschließenden Vorzug, daß die Religion der Weisen mit der Volksreligion nicht in direktem Widerspruche stand, wie es doch bei den aufgeklärten Heiden der Fall war. Aus diesem Standpunkt betrachtet, muß uns die Nation der Hebräer als ein wichtiges universalhistorisches Volk erscheinen, und alles Böse, welches man diesem Volke nachzusagen gewohnt ist, alle Bemühungen witziger Köpfe, es zu verkleinern, werden uns nicht hindern, gerecht gegen dasselbe zu sein. Die Unwürdigkeit und Verworfenheit der Nation kann das erhabene Verdienst ihres Gesetzgebers

nicht vertilgen und ebenso wenig den großen Einfluß vernichten, den diese Nation mit Recht in der Weltgeschichte behauptet. Als ein unreines und gemeines Gefäß, worin aber etwas sehr Kostbares aufbewahret worden, müssen wir sie schätzen; wir müssen in ihr den Kanal verehren, den, so unrein er auch war, die Vorsicht erwählte, uns das edelste aller Güter, die Wahrheit zuzuführen; den sie aber auch zerbrach, sobald er geleistet hatte, was er sollte. Auf diese Art werden wir gleich weit entfernt sein, dem hebräischen Volk einen Wert aufzudringen, den es nie gehabt hat, und ihm ein Verdienst zu rauben, das ihm nicht streitig gemacht werden kann.

Die Hebräer kamen, wie bekannt ist*, als eine einzige Nomadenfamilie, die nicht über 70 Seelen begriff, nach Aegypten und wurden erst in Aegypten zum Volk. Während eines Zeitraums von ohngefähr 400 Jahren, die sie in diesem Lande zubrachten, vermehrten sie sich beinahe bis zu zwei Millionen, unter welchen 600000 streitbare Männer gezählt wurden, als sie aus diesem Königreich zogen. Während dieses langen Aufenthalts lebten sie abgesondert von den Aegyptern, abgesondert sowohl durch den eigenen Wohnplatz, den sie einnahmen, als auch durch ihren nomadischen Stand, der sie allen Eingebornen des Landes zum Abscheu machte und von allem Anteil an den bürgerlichen Rechten der Aegypter ausschloß. Sie regierten sich nach nomadischer Art fort, der Hausvater die Familie, der Stammfürst die Stämme, und machten auf diese Art einen Staat im Staat aus, der endlich durch seine ungeheure Vermehrung die Besorgnis der Könige erweckte.

Eine solche abgesonderte Menschenmenge im Herzen des Reichs, durch ihre nomadische Lebensart müßig, die unter sich sehr genau zusammenhielt, mit dem Staat aber gar kein Interesse gemein hatte, konnte bei einem feindlichen Einfall gefährlich werden und leicht in Versuchung geraten, die Schwäche des Staats, deren müßige Zuschauerin sie war, zu benutzen. Die Staatsklugheit

riet also, sie scharf zu bewachen, zu beschäftigen und auf Verminderung ihrer Anzahl zu denken. Man drückte sie also mit schwerer Arbeit, und wie man auf diesem Wege gelernt hatte, sie dem Staat sogar nützlich zu machen, so vereinigte sich nun auch der Eigennutz mit der Politik, um ihre Lasten zu vermehren. Unmenschlich zwang man sie zu öffentlichem Frondienst und stellte besondre Vögte an, sie anzutreiben und zu mißhandeln. Diese barbarische Behandlung hinderte aber nicht, daß sie sich nicht immer stärker ausbreiteten. Eine gesunde Politik würde also natürlich darauf geführt haben, sie unter den übrigen Einwohnern zu verteilen und ihnen gleiche Rechte mit diesen zu geben; aber dieses erlaubte der allgemeine Abscheu nicht, den die Aegypter gegen sie hegten. Dieser Abscheu wurde noch durch die Folgen vermehrt, die er notwendig haben mußte. Als der König der Aegypter der Familie Jakobs die Provinz Gosen (an der Ostseite des untern Nils) zum Wohnplatz einräumte, hatte er schwerlich auf eine Nachkommenschaft von zwei Millionen gerechnet, die darin Platz haben sollte; die Provinz war also wahrscheinlich nicht von besonderm Umfang, und das Geschenk war immer schon großmütig genug, wenn auch nur auf den hundertsten Teil dieser Nachkommenschaft dabei Rücksicht genommen worden. Da sich nun der Wohnplatz der Hebräer nicht in gleichem Verhältnis mit ihrer Bevölkerung erweiterte, so mußten sie mit jeder Generation immer enger und enger wohnen, bis sie sich zuletzt, auf eine der Gesundheit höchst nachteilige Art, in dem engsten Raume zusammendrängten. Was war natürlicher, als daß sich nun eben die Folgen einstellten, welche in einem solchen Fall unausbleiblich sind? — die höchste Unreinlichkeit und ansteckende Seuchen. Hier also wurde schon der erste Grund zu dem Übel gelegt, welches dieser Nation bis auf die heutigen Zeiten eigen geblieben ist; aber damals mußte es in einem fürchterlichen Grade wüten. Die schrecklichste Plage dieses Himmelstrichs, der Aussatz, riß unter ihnen ein und erbte sich durch viele Generationen hinunter. Die

Quellen des Lebens und der Zeugung wurden langsam durch ihn vergiftet, und aus einem zufälligen Übel entstand endlich eine erbliche Stammeskonstitution. Wie allgemein dieses Übel gewesen, erhellt schon aus der Menge der Vorkehrungen, die der Gesetzgeber dagegen gemacht hat; und das einstimmige Zeugnis der Profanskribenten, des Aegyptiers Manetho, des Diodor von Sizilien, des Tacitus, des Lysimachus, Strabo und vieler andern, welche von der jüdischen Nation fast gar nichts als diese Volkskrankheit des Aussatzes kennen, beweist, wie allgemein und wie tief der Eindruck davon bei den Aegyptern gewesen sei.

Dieser Aussatz also, eine natürliche Folge ihrer engen Wohnung, ihrer schlechten und kärglichen Nahrung und der Mißhandlung, die man gegen sie ausübte, wurde wieder zu einer neuen Ursache derselben. Die man anfangs als Hirten verachtete und als Fremdlinge mied, wurden jetzt als Verpestete geflohen und verabscheut. Zu der Furcht und dem Widerwillen also, welche man in Aegypten von jeher gegen sie gehegt, gesellte sich noch Ekel und eine tiefe zurückstoßende Verachtung. Gegen Menschen, die der Zorn der Götter auf eine so schreckliche Art ausgezeichnet, hielt man sich alles für erlaubt, und man trug kein Bedenken, ihnen die heiligsten Menschenrechte zu entziehen.

Kein Wunder, daß die Barbarei gegen sie in eben dem Grade stieg, als die Folgen dieser barbarischen Behandlung sichtbarer wurden, und daß man sie immer härter für das Elend strafte, welches man ihnen doch selbst zugezogen hatte.

Die schlechte Politik der Aegypter wußte den Fehler, den sie gemacht hatte, nicht anders als durch einen neuen und gröbern Fehler zu verbessern. Da es ihr, alles Drucks ungeachtet, nicht gelang, die Quellen der Bevölkerung zu verstopfen, so verfiel sie auf einen ebenso unmenschlichen als elenden Ausweg, die neugebornen Söhne sogleich durch die Hebammen erwürgen zu lassen. Aber Dank der bessern Natur des Menschen! Despoten

ſind nicht immer gut befolgt, wenn ſie Abſcheulichkeiten gebieten. Die Hebammen in Aegypten mußten dieſes unnatürliche Gebot zu verhöhnen, und die Regierung konnte ihre gewalttätigen Maßregeln nicht anders als durch gewaltſame Mittel durchſetzen. Beſtellte Mörder durchſtreiften auf königlichen Befehl die Wohnung der Hebräer und ermordeten in der Wiege alles, was männlich war. Auf dieſem Wege freilich mußte die ägyptiſche Regierung doch zuletzt ihren Zweck durchſetzen und, wenn kein Retter ſich ins Mittel ſchlug, die Nation der Juden in wenigen Generationen gänzlich vertilgt ſehen.

Woher ſollte aber nun den Hebräern dieſer Retter kommen? Schwerlich aus der Mitte der Aegypter ſelbſt, denn wie ſollte ſich einer von dieſen für eine Nation verwenden, die ihm fremd war, deren Sprache er nicht einmal verſtand und ſich gewiß nicht die Mühe nahm zu erlernen, die ihm eines beſſern Schickſals ebenſo unfähig als unwürdig ſcheinen mußte. Aus ihrer eignen Mitte aber noch viel weniger, denn was hat die Unmenſchlichkeit der Aegypter im Verlauf einiger Jahrhunderte aus dem Volk der Hebräer endlich gemacht? Das roheſte, das bösartigſte, das verworfenſte Volk der Erde, durch eine dreihundertjährige Vernachläſſigung verwildert, durch einen ſo langen knechtiſchen Druck verzagt gemacht und erbittert, durch eine erblich auf ihm haftende Infamie vor ſich ſelbſt erniedrigt, entnervt und gelähmt zu allen heroiſchen Entſchlüſſen, durch eine ſo lange anhaltende Dummheit endlich faſt bis zum Tier herunter geſtoßen. Wie ſollte aus einer ſo verwahrloſten Menſchenraſſe ein freier Mann, ein erleuchteter Kopf, ein Held oder ein Staatsmann hervorgehen? Wo ſollte ſich ein Mann unter ihnen finden, der einem ſo tief verachteten Sklavenpöbel Anſehen, einem ſo lang' gedrückten Volke Gefühl ſeiner ſelbſt, einem ſo unwiſſenden rohen Hirtenhaufen Überlegenheit über ſeine verfeinerten Unterdrücker verſchaffte? Unter den damaligen Hebräern konnte ebenſo wenig als unter der verworfenen Kaſte der Parias unter den Hindu ein kühner und heldenmütiger Geiſt entſtehen.

Hier muß uns die große Hand der Vorsicht, die den verworrensten Knoten durch die einfachsten Mittel löst, zur Bewunderung hinreißen — aber nicht derjenigen Vorsicht, welche sich auf dem gewaltsamen Wege der Wunder in die Ökonomie der Natur einmengt, sondern derjenigen, welche der Natur selbst eine solche Ökonomie vorgeschrieben hat, außerordentliche Dinge auf dem ruhigsten Wege zu bewirken. Einem gebornen Aegypter fehlte es an der nötigen Aufforderung, an dem Nationalinteresse für die Hebräer, um sich zu ihrem Erretter aufzuwerfen. Einem bloßen Hebräer mußte es an Kraft und Geist zu dieser Unternehmung gebrechen. Was für einen Ausweg erwählte also das Schicksal? Es nahm einen Hebräer, entriß ihn aber frühzeitig seinem rohen Volk und verschaffte ihm den Genuß ägyptischer Weisheit; und so wurde ein Hebräer, ägyptisch erzogen, das Werkzeug, wodurch diese Nation aus der Knechtschaft entkam.

Eine hebräische Mutter aus dem levitischen Stamme hatte ihren neugebornen Sohn drei Monate lang vor den Mördern verborgen, die aller männlichen Leibesfrucht unter ihrem Volke nachstellten; endlich gab sie die Hoffnung auf, ihm länger eine Freistatt bei sich zu gewähren. Die Not gab ihr eine List ein, wodurch sie ihn vielleicht zu erhalten hoffte. Sie legte ihren Säugling in eine kleine Kiste von Papyrus, welche sie durch Pech gegen das Eindringen des Wassers verwahrt hatte, und wartete die Zeit ab, wo die Tochter des Pharao gewöhnlich zu baden pflegte. Kurz vorher mußte die Schwester des Kindes die Kiste, worin es war, in das Schilf legen, an welchem die Königstochter vorbeikam, und wo es dieser also in die Augen fallen mußte. Sie selbst aber blieb in der Nähe, um das fernere Schicksal des Kindes abzuwarten. Die Tochter des Pharao wurde es bald gewahr, und da der Knabe ihr gefiel, so beschloß sie, ihn zu retten. Seine Schwester wagte es nun, sich zu nähern, und erbot sich, ihm eine hebräische Amme zu bringen, welches ihr von der Prinzessin bewilligt wird. Zum

zweitenmal erhält alſo die Mutter ihren Sohn, und nun darf ſie ihn ohne Gefahr und öffentlich erziehen. So erlernte er denn die Sprache ſeiner Nation und wurde bekannt mit ihren Sitten, während daß ſeine Mutter wahrſcheinlich nicht verſäumte, ein recht rührendes Bild des allgemeinen Elends in ſeine zarte Seele zu pflanzen. Als er die Jahre erreicht hatte, wo er der mütterlichen Pflege nicht mehr bedurfte, und wo es nötig wurde, ihn dem allgemeinen Schickſal ſeines Volks zu entziehen, brachte ihn ſeine Mutter der Königstochter wieder und überließ *ihr* nun das fernere Schickſal des Knaben. Die Tochter des Pharao adoptierte ihn und gab ihm den Namen Moſes, weil er aus dem Waſſer gerettet worden. So wurde er denn aus einem Sklavenkinde und einem Schlachtopfer des Todes der Sohn einer Königstochter und als ſolcher aller Vorteile teilhaftig, welche die Kinder der Könige genoſſen. Die Prieſter, zu deren Orden er in eben dem Augenblick gehörte, als er der königlichen Familie einverleibt wurde, übernahmen jetzt ſeine Erziehung und unterrichteten ihn in aller ägyptiſchen Weisheit, die das ausſchließende Eigentum ihres Standes war. Ja es iſt wahrſcheinlich, daß ſie ihm keines ihrer Geheimniſſe vorenthalten haben, da eine Stelle des ägyptiſchen Geſchichtſchreibers Manetho, worin er den Moſes zu einem Apoſtaten der ägyptiſchen Religion und einem aus Heliopolis entflohenen Prieſter macht, uns vermuten läßt, daß er zum prieſterlichen Stande beſtimmt geweſen.

Um alſo zu beſtimmen, was Moſes in dieſer Schule empfangen haben konnte, und welchen Anteil die Erziehung, die er unter den ägyptiſchen Prieſtern empfing, an ſeiner nachherigen Geſetzgebung gehabt hat, müſſen wir uns in eine nähere Unterſuchung dieſes Inſtituts einlaſſen und über das, was darin gelehrt und getrieben wurde, das Zeugnis alter Schriftſteller hören. Schon der Apoſtel Stephanus läßt ihn in aller Weisheit der Aegyptier unterrichtet ſein. Der Geſchichtſchreiber Philo ſagt, Moſes ſei von den ägyptiſchen Prieſtern in der

Philosophie der Symbolen und Hieroglyphen, wie auch in den Geheimnissen der heiligen Tiere eingeweiht worden. Eben dieses Zeugnis bestätigen mehrere, und wenn man erst einen Blick auf das, was man ägyptische Mysterien nannte, geworfen hat, so wird sich zwischen diesen Mysterien und dem, was Moses nachher getan und verordnet hat, eine merkwürdige Ähnlichkeit ergeben.

Die Gottesverehrung der ältesten Völker ging, wie bekannt ist, sehr bald in Vielgötterei und Aberglauben über, und selbst bei denjenigen Geschlechtern, die uns die Schrift als Verehrer des wahren Gottes nennt, waren die Ideen vom höchsten Wesen weder rein noch edel und auf nichts weniger als eine helle vernünftige Einsicht gegründet. Sobald aber durch bessere Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft und durch Gründung eines ordentlichen Staats die Stände getrennt und die Sorge für göttliche Dinge das Eigentum eines besondern Standes geworden, sobald der menschliche Geist durch Befreiung von allen zerstreuenden Sorgen Muße empfing, sich ganz allein der Betrachtung seiner selbst und der Natur hinzugeben, sobald endlich auch hellere Blicke in die physische Ökonomie der Natur getan worden, mußte die Vernunft endlich über jene groben Irrtümer siegen, und die Vorstellung von dem höchsten Wesen mußte sich veredeln. Die Idee von einem allgemeinen Zusammenhang der Dinge mußte unausbleiblich zum Begriff eines einzigen höchsten Verstandes führen, und jene Idee, wo eher hätte sie aufkeimen sollen als in dem Kopf eines Priesters? Da Aegypten der erste kultivierte Staat war, den die Geschichte kennt, und die ältesten Mysterien sich ursprünglich aus Aegypten herschreiben, so war es auch aller Wahrscheinlichkeit nach hier, wo die erste Idee von der Einheit des höchsten Wesens zuerst in einem menschlichen Gehirne vorgestellt wurde. Der glückliche Finder dieser seelenerhebenden Idee suchte sich nun unter denen, die um ihn waren, fähige Subjekte aus, denen er sie als einen heiligen Schatz übergab, und so erbte sie sich von einem Denker zum andern, durch wer weiß wie

viele Generationen fort, bis sie zuletzt das Eigentum einer ganzen kleinen Gesellschaft wurde, die fähig war, sie zu fassen und weiter auszubilden.

Da aber schon ein gewisses Maß von Kenntnissen und eine gewisse Ausbildung des Verstandes erfordert wird, die Idee eines einigen Gottes recht zu fassen und anzuwenden, da der Glaube an die göttliche Einheit Verachtung der Vielgötterei, welches doch die herrschende Religion war, notwendig mit sich bringen mußte, so begriff man bald, daß es unvorsichtig, ja gefährlich sein würde, diese Idee öffentlich und allgemein zu verbreiten. Ohne vorher die hergebrachten Götter des Staats zu stürzen und sie in ihrer lächerlichen Blöße zu zeigen, konnte man dieser neuen Lehre keinen Eingang versprechen. Aber man konnte ja weder voraussehen noch hoffen, daß jeder von denen, welchen man den alten Aberglauben lächerlich machte, auch sogleich fähig sein würde, sich zu der reinen und schweren Idee des Wahren zu erheben. Überdem war ja die ganze bürgerliche Verfassung auf jenen Aberglauben gegründet; stürzte man diesen ein, so stürzte man zugleich alle Säulen, von welchen das ganze Staatsgebäude getragen wurde, und es war noch sehr ungewiß, ob die neue Religion, die man an seinen Platz stellte, auch sogleich fest genug stehen würde, um jenes Gebäude zu tragen.

Mißlang hingegen der Versuch, die alten Götter zu stürzen, so hatte man den blinden Fanatismus gegen sich bewaffnet und sich einer tollen Menge zum Schlachtopfer preisgegeben. Man fand also für besser, die neue gefährliche Wahrheit zum ausschließenden Eigentum einer kleinen geschlossenen Gesellschaft zu machen, diejenigen, welche das gehörige Maß von Fassungskraft dafür zeigten, aus der Menge hervorzuziehen und in den Bund aufzunehmen und die Wahrheit selbst, die man unreinen Augen entziehen wollte, mit einem geheimnisvollen Gewand zu umkleiden, das nur derjenige wegziehen könnte, den man selbst dazu fähig gemacht hätte.

Man wählte dazu die Hieroglyphen, eine sprechende

Bilderschrift, die einen allgemeinen Begriff in einer Zusammenstellung sinnlicher Zeichen verbarg und auf einigen willkürlichen Regeln beruhte, worüber man übereingekommen war. Da es diesen erleuchteten Männern von dem Götzendienst her noch bekannt war, wie stark auf dem Wege der Einbildungskraft und der Sinne auf jugendliche Herzen zu wirken sei, so trugen sie kein Bedenken, von diesem Kunstgriffe des Betrugs auch zum Vorteil der Wahrheit Gebrauch zu machen. Sie brachten also die neuen Begriffe mit einer gewissen sinnlichen Feierlichkeit in die Seele, und durch allerlei Anstalten, die diesem Zweck angemessen waren, setzten sie das Gemüt ihres Lehrlings vorher in den Zustand leidenschaftlicher Bewegung, der es für die neue Wahrheit empfänglich machen sollte. Von dieser Art waren die Reinigungen, die der Einzuweihende vornehmen mußte, das Waschen und Besprengen, das Einhüllen in leinene Kleider, Enthaltung von allen sinnlichen Genüssen, Spannung und Erhebung des Gemüts durch Gesang, ein bedeutendes Stillschweigen, Abwechselung zwischen Finsternis und Licht und dergleichen.

Diese Zeremonien, mit jenen geheimnisvollen Bildern und Hieroglyphen verbunden, und die verborgenen Wahrheiten, welche in diesen Hieroglyphen versteckt lagen und durch jene Gebräuche vorbereitet wurden, wurden zusammengenommen unter dem Namen der Mysterien begriffen. Sie hatten ihren Sitz in den Tempeln der Isis und des Serapis und waren das Vorbild, wornach in der Folge die Mysterien in Eleusis und Samothrazien, und in neuern Zeiten der Orden der Freimaurer sich gebildet hat.

Es scheint außer Zweifel gesetzt, daß der Inhalt der allerältesten Mysterien in Heliopolis und Memphis, während ihres unverdorbenen Zustands, Einheit Gottes und Widerlegung des Paganismus war, und daß die Unsterblichkeit der Seele darin vorgetragen wurde. Diejenigen, welche dieser wichtigen Aufschlüsse teilhaftig waren, nannten sich Anschauer oder Epopten, weil die Erkennung

einer vorher verborgenen Wahrheit mit dem Übertritt aus der Finſternis zum Lichte zu vergleichen iſt, vielleicht auch darum, weil ſie die neuerkannten Wahrheiten in ſinnlichen Bildern wirklich und eigentlich anſchauten.

Zu dieſer Anſchauung konnten ſie aber nicht auf einmal gelangen, weil der Geiſt erſt von manchen Irrtümern gereinigt, erſt durch mancherlei Vorbereitungen gegangen ſein mußte, ehe er das volle Licht der Wahrheit ertragen konnte. Es gab alſo Stufen oder Grade, und erſt im innern Heiligtum fiel die Decke ganz von ihren Augen.

Die Epopten erkannten eine einzige höchſte Urſache aller Dinge, eine Urkraft der Natur, das Weſen aller Weſen, welches einerlei war mit dem Demiurgos der griechiſchen Weiſen. Nichts iſt erhabener als die einfache Größe, mit der ſie von dem Weltſchöpfer ſprachen. Um ihn auf eine recht entſcheidende Art auszuzeichnen, gaben ſie ihm gar keinen Namen. „Ein Name", ſagten ſie, „iſt bloß ein Bedürfnis der Unterſcheidung; wer allein iſt, hat keinen Namen nötig, denn es iſt keiner da, mit dem er verwechſelt werden könnte." Unter einer alten Bildſäule der Iſis las man die Worte: „Ich bin, was da iſt," und auf einer Pyramide zu Sais fand man die uralte merkwürdige Inſchrift: „Ich bin alles, was iſt, was war und was ſein wird; kein ſterblicher Menſch hat meinen Schleier aufgehoben." Keiner durfte den Tempel des Serapis betreten, der nicht den Namen Jao — oder J-ha-ho — ein Name, der mit dem hebräiſchen Jehovah faſt gleichlautend, auch vermutlich von dem nämlichen Inhalt iſt — an der Bruſt oder Stirn trug; und kein Name wurde in Aegypten mit mehr Ehrfurcht ausgeſprochen als dieſer Name Jao. In dem Hymnus, den der Hierophant oder Vorſteher des Heiligtums dem Einzuweihenden vorſang, war dies der erſte Aufſchluß, der über die Natur der Gottheit gegeben wurde: „Er iſt einzig und von ihm ſelbſt, und dieſem einzigen ſind alle Dinge ihr Daſein ſchuldig."

Eine vorläufige notwendige Zeremonie vor jeder

Einweihung war die Beschneidung, der sich auch Pythagoras vor seiner Aufnahme in die ägyptischen Mysterien unterwerfen mußte. Diese Unterscheidung von andern, die nicht beschnitten waren, sollte eine engere Brüderschaft, ein näheres Verhältnis zu der Gottheit anzeigen, wozu auch Moses sie bei den Hebräern nachher gebrauchte.

In dem Innern des Tempels stellten sich dem Einzuweihenden verschiedene heilige Geräte dar, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Unter diesen war eine heilige Lade, welche man den Sarg des Serapis nannte, und die ihrem Ursprung nach vielleicht ein Sinnbild verborgner Weisheit sein sollte, späterhin aber, als das Institut ausartete, der Geheimniskrämerei und elenden Priesterkünsten zum Spiele diente. Diese Lade herumzutragen, war ein Vorrecht der Priester oder einer eignen Klasse von Dienern des Heiligtums, die man deshalb auch Kistophoren nannte. Keinem als dem Hierophanten war es erlaubt, diesen Kasten aufzudecken oder ihn auch nur zu berühren. Von einem, der die Verwegenheit gehabt hatte, ihn zu eröffnen, wird erzählt, daß er plötzlich wahnsinnig geworden sei.

In den ägyptischen Mysterien stieß man ferner auf gewisse hieroglyphische Götterbilder, die aus mehreren Tiergestalten zusammengesetzt waren. Das bekannte Sphinx ist von dieser Art; man wollte dadurch die Eigenschaften bezeichnen, welche sich in dem höchsten Wesen vereinigen, oder auch das Mächtigste aus allen Lebendigen in einen Körper zusammenwerfen. Man nahm etwas von dem mächtigsten Vogel oder dem Adler, von dem mächtigsten wilden Tier oder dem Löwen, von dem mächtigsten zahmen Tier oder dem Stier, und endlich von dem mächtigsten aller Tiere, dem Menschen. Besonders wurde das Sinnbild des Stiers oder des Apis als das Emblem der Stärke gebraucht, um die Allmacht des höchsten Wesens zu bezeichnen; der Stier aber heißt in der Ursprache Cherub.

Diese mystischen Gestalten, zu denen niemand als

die Epopten den Schlüſſel hatten, gaben den Myſterien ſelbſt eine ſinnliche Außenſeite, die das Volk täuſchte und ſelbſt mit dem Götzendienſt etwas gemein hatte. Der Aberglaube erhielt alſo durch das äußerliche Gewand der Myſterien eine immerwährende Nahrung, während daß man im Heiligtum ſelbſt ſeiner ſpottete.

Doch iſt es begreiflich, wie dieſer reine Deismus mit dem Götzendienſt verträglich zuſammenleben konnte, denn indem er ihn von innen ſtürzte, beförderte er ihn von außen. Dieſer Widerſpruch der Prieſterreligion und der Volksreligion wurde bei den erſten Stiftern der Myſterien durch die Notwendigkeit entſchuldigt; er ſchien unter zwei Übeln das geringere zu ſein, weil mehr Hoffnung vorhanden war, die übeln Folgen der verhehlten Wahrheit als die ſchädlichen Wirkungen der zur Unzeit entdeckten Wahrheit zu hemmen. Wie ſich aber nach und nach unwürdige Mitglieder in den Kreis der Eingeweihten drängten, wie das Inſtitut von ſeiner erſten Reinheit verlor, ſo machte man das, was anfangs nur bloße Nothilfe geweſen, nämlich das Geheimnis, zum Zweck des Inſtituts, und anſtatt den Aberglauben allmählich zu reinigen und das Volk zur Aufnahme der Wahrheit geſchickt zu machen, ſuchte man ſeinen Vorteil darin, es immer mehr irre zu führen und immer tiefer in den Aberglauben zu ſtürzen. Prieſterkünſte traten nun an die Stelle jener unſchuldigen lautern Abſichten, und eben das Inſtitut, welches Erkenntnis des wahren und einigen Gottes erhalten, aufbewahren und mit Behutſamkeit verbreiten ſollte, fing an, das kräftigſte Beförderungsmittel des Gegenteils zu werden und in eine eigentliche Schule des Götzendienſtes auszuarten. Hierophanten, um die Herrſchaft über die Gemüter nicht zu verlieren und die Erwartung immer geſpannt zu halten, fanden es für gut, immer länger mit dem letzten Aufſchluß, der alle falſchen Erwartungen auf immer aufheben mußte, zurückzuhalten und die Zugänge zu dem Heiligtum durch allerlei theatraliſche Kunſtgriffe zu erſchweren. Zuletzt verlor ſich der Schlüſſel zu den Hieroglyphen und geheimen Figuren

ganz, und nun wurden diese für die Wahrheit selbst genommen, die sie anfänglich nur umhüllen sollten.

Es ist schwer zu bestimmen, ob die Erziehungsjahre des Moses in die blühenden Zeiten des Instituts oder in den Anfang seiner Verderbnis fallen; wahrscheinlich aber näherte es sich damals schon seinem Verfalle, wie uns einige Spielereien schließen lassen, die ihm der hebräische Gesetzgeber abborgte, und einige weniger rühmliche Kunstgriffe, die er in Ausübung brachte. Aber der Geist der ersten Stifter war noch nicht daraus verschwunden, und die Lehre von der Einheit des Weltschöpfers belohnte noch die Erwartung der Eingeweihten.

Diese Lehre, welche die entschiedenste Verachtung der Vielgötterei zu ihrer unausbleiblichen Folge hatte, verbunden mit der Unsterblichkeitslehre, welche man schwerlich davon trennte, war der reiche Schatz, den der junge Hebräer aus den Mysterien der Isis herausbrachte. Zugleich wurde er darin mit den Naturkräften bekannter, die man damals auch zum Gegenstand geheimer Wissenschaften machte; welche Kenntnisse ihn nachher in den Stand setzten, Wunder zu wirken und im Beisein des Pharao es mit seinen Lehrern selbst oder den Zauberern aufzunehmen, die er in einigen sogar übertraf. Sein künftiger Lebenslauf beweist, daß er ein aufmerksamer und fähiger Schüler gewesen und zu dem letzten höchsten Grad der Anschauung gekommen war.

In eben dieser Schule sammelte er auch einen Schatz von Hieroglyphen, mystischen Bildern und Zeremonien, wovon sein erfinderischer Geist in der Folge Gebrauch machte. Er hatte das ganze Gebiet ägyptischer Weisheit durchwandert, das ganze System der Priester durchdacht, seine Gebrechen und Vorzüge, seine Stärke und Schwäche gegen einander abgewogen und große wichtige Blicke in die Regierungskunst dieses Volks getan.

Es ist unbekannt, wie lange er in der Schule der Priester verweilte, aber sein später politischer Auftritt, der erst gegen sein achtzigstes Jahr erfolgte, macht es wahrscheinlich, daß er vielleicht zwanzig und mehrere Jahre

dem Studium der Mysterien und des Staats gewidmet habe. Dieser Aufenthalt bei den Priestern scheint ihn aber keineswegs von dem Umgang mit seinem Volk ausgeschlossen zu haben, und er hatte Gelegenheit genug, ein Zeuge der Unmenschlichkeit zu sein, worunter es seufzen mußte.

Die ägyptische Erziehung hatte sein Nationalgefühl nicht verdrängt. Die Mißhandlung seines Volks erinnerte ihn, daß auch er ein Hebräer sei, und ein gerechter Unwille grub sich, so oft er es leiden sah, tief in seinen Busen. Je mehr er anfing, sich selbst zu fühlen, desto mehr mußte ihn die unwürdige Behandlung der Seinigen empören.

Einst sah er einen Hebräer unter den Streichen eines ägyptischen Fronvogts mißhandelt; dieser Anblick überwältigte ihn, er ermordete den Aegypter. Bald wird die Tat ruchbar, sein Leben ist in Gefahr, er muß Aegypten meiden und flieht nach der arabischen Wüste. Viele setzen diese Flucht in sein vierzigstes Lebensjahr, aber ohne alle Beweise. Uns ist es genug zu wissen, daß Moses nicht sehr jung mehr sein konnte, als sie erfolgte.

Mit diesem Exilium beginnt eine neue Epoche seines Lebens, und wenn wir seinen künftigen politischen Auftritt in Aegypten recht beurteilen wollen, so müssen wir ihn durch seine Einsamkeit in Arabien begleiten. Einen blutigen Haß gegen die Unterdrücker seiner Nation und alle Kenntnisse, die er in den Mysterien geschöpft hatte, trug er mit sich in die arabische Wüste. Sein Geist war voll von Ideen und Entwürfen, sein Herz voll Erbitterung, und nichts zerstreute ihn in dieser menschenleeren Wüste.

Die Urkunde läßt ihn die Schafe eines arabischen Beduinen Jethro hüten. — Dieser tiefe Fall von allen seinen Aussichten und Hoffnungen in Aegypten zum Viehhirten in Arabien! vom künftigen Menschenherrscher zum Lohnknecht eines Nomaden! Wie schwer mußte er seine Seele verwunden!

In dem Kleid eines Hirten trägt er einen feurigen

Regentengeist, einen rastlosen Ehrgeiz mit sich herum. Hier in dieser romantischen Wüste, wo ihm die Gegenwart nichts darbietet, sucht er Hilfe bei der Vergangenheit und Zukunft und bespricht sich mit seinen stillen Gedanken. Alle Szenen der Unterdrückung, die er ehemals mit angesehen hatte, gehen jetzt in der Erinnerung an ihm vorüber, und nichts hinderte sie jetzt, ihren Stachel tief in seine Seele zu drücken. Nichts ist einer großen Seele unerträglicher, als Ungerechtigkeit zu dulden; dazu kommt, daß es sein eigenes Volk ist, welches leidet. Ein edler Stolz erwacht in seiner Brust, und ein heftiger Trieb, zu handeln und sich hervorzutun, gesellt sich zu diesem beleidigten Stolz.

Alles, was er in langen Jahren gesammelt, alles, was er Schönes und Großes gedacht und entworfen hat, soll in dieser Wüste mit ihm sterben, soll er umsonst gedacht und entworfen haben? Diesen Gedanken kann seine feurige Seele nicht aushalten. Er erhebt sich über sein Schicksal; diese Wüste soll nicht die Grenze seiner Tätigkeit werden; zu etwas Großem hat ihn das hohe Wesen bestimmt, das er in den Mysterien kennen lernte. Seine Phantasie, durch Einsamkeit und Stille entzündet, ergreift, was ihr am nächsten liegt, die Partei der Unterdrückten. Gleiche Empfindungen suchen einander, und der Unglückliche wird sich am liebsten auf des Unglücklichen Seite schlagen. In Aegypten wäre er ein Aegypter, ein Hierophant, ein Feldherr geworden; in Arabien wird er zum Hebräer. Groß und herrlich steigt sie auf vor seinem Geiste, die Idee: „Ich will dieses Volk erlösen.“

Aber welche Möglichkeit, diesen Entwurf auszuführen? Unübersehlich sind die Hindernisse, die sich ihm dabei aufdringen, und diejenigen, welche er bei seinem eigenen Volke selbst zu bekämpfen hat, sind bei weitem die schrecklichsten von allen. Da ist weder Eintracht noch Zuversicht, weder Selbstgefühl noch Mut, weder Gemeingeist noch eine kühne Taten weckende Begeisterung vorauszusetzen; eine lange Sklaverei, ein vierhundertjähriges Elend hat alle diese Empfindungen erstickt. — Das Volk,

an dessen Spitze er treten soll, ist dieses kühnen Wagestücks ebenso wenig fähig als würdig. Von diesem Volk selbst kann er nichts erwarten, und doch kann er ohne dieses Volk nichts ausrichten. Was bleibt ihm also übrig? Ehe er die Befreiung desselben unternimmt, muß er damit anfangen, es dieser Wohltat fähig zu machen. Er muß es wieder in die Menschenrechte einsetzen, die es entäußert hat. Er muß ihm die Eigenschaften wiedergeben, die eine lange Verwilderung in ihm erstickt hat, das heißt, er muß Hoffnung, Zuversicht, Heldenmut, Enthusiasmus in ihm entzünden.

Aber diese Empfindungen können sich nur auf ein (wahres oder täuschendes) Gefühl eigener Kräfte stützen, und wo sollen die Sklaven der Aegypter dieses Gefühl hernehmen? Gesetzt, daß es ihm auch gelänge, sie durch seine Beredsamkeit auf einen Augenblick fortzureißen — wird diese erkünstelte Begeisterung sie nicht bei der ersten Gefahr im Stich lassen? Werden sie nicht, mutloser als jemals, in ihr Knechtsgefühl zurückfallen?

Hier kommt der ägyptische Priester und Staatskundige dem Hebräer zu Hilfe. Aus seinen Mysterien, aus seiner Priesterschule zu Heliopolis erinnert er sich jetzt des wirksamen Instruments, wodurch ein kleiner Priesterorden Millionen roher Menschen nach seinem Gefallen lenkte. Dieses Instrument ist kein andres als das Vertrauen auf überirdischen Schutz, Glaube an übernatürliche Kräfte. Da er also in der sichtbaren Welt, im natürlichen Lauf der Dinge nichts entdeckt, wodurch er seiner unterdrückten Nation Mut machen könnte, da er ihr Vertrauen an nichts Irdisches anknüpfen kann, so knüpft er es an den Himmel. Da er die Hoffnung aufgibt, ihr das Gefühl eigner Kräfte zu geben, so hat er nichts zu tun, als ihr einen Gott zuzuführen, der diese Kräfte besitzt. Gelingt es ihm, ihr Vertrauen zu diesem Gott einzuflößen, so hat er sie stark gemacht und kühn, und das Vertrauen auf diesen höhern Arm ist die Flamme, an der es ihm gelingen muß alle andre Tugenden und Kräfte zu entzünden. Kann er sich seinen

Mitbrüdern als das Organ und den Gesandten dieses Gottes legitimieren, so sind sie ein Ball in seinen Händen, er kann sie leiten, wie er will. Aber nun fragt sich's: welchen Gott soll er ihnen verkündigen, und wodurch kann er ihm Glauben bei ihnen verschaffen?

Soll er ihnen den wahren Gott, den Demiurgos oder den Jao, verkündigen, an den er selbst glaubt, den er in den Mysterien kennen gelernt hat?

Wie könnte er einem unwissenden Sklavenpöbel, wie seine Nation ist, auch nur von ferne Sinn für eine Wahrheit zutrauen, die das Erbteil weniger ägyptischen Weisen ist und schon einen hohen Grad von Erleuchtung voraussetzt, um begriffen zu werden? Wie könnte er sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß der Auswurf Aegyptens etwas verstehen würde, was von den Besten dieses Landes nur die wenigsten faßten?

Aber gesetzt, es gelänge ihm auch, den Hebräern die Kenntnis des wahren Gottes zu verschaffen — so konnten sie diesen Gott in ihrer Lage nicht einmal brauchen, und die Erkenntnis desselben würde seinen Entwurf viel mehr untergraben als befördert haben. Der wahre Gott bekümmerte sich um die Hebräer ja nicht mehr als um irgend ein andres Volk. — Der wahre Gott konnte nicht für sie kämpfen, ihnen zu Gefallen die Gesetze der Natur nicht umstürzen. — Er ließ sie ihre Sache mit den Aegyptern ausfechten und mengte sich durch kein Wunder in ihren Streit; wozu sollte ihnen also dieser?

Soll er ihnen einen falschen und fabelhaften Gott verkündigen, gegen welchen sich doch seine Vernunft empört, den ihm die Mysterien verhaßt gemacht haben? Dazu ist sein Verstand zu sehr erleuchtet, sein Herz zu aufrichtig und zu edel. Auf eine Lüge will er seine wohltätige Unternehmung nicht gründen. Die Begeisterung, die ihn jetzt beseelt, würde ihm ihr wohltätiges Feuer zu einem Betrug nicht borgen, und zu einer so verächtlichen Rolle, die seinen innern Überzeugungen so sehr widerspräche, würde es ihm bald an Mut, an Freude, an Beharrlichkeit gebrechen. Er will die Wohltat voll-

kommen machen, die er auf dem Wege iſt ſeinem Volk zu erweiſen: er will ſie nicht bloß unabhängig und frei, auch glücklich will er ſie machen und erleuchten. Er will ſein Werk für die Ewigkeit gründen.

Alſo darf es nicht auf Betrug — es muß auf Wahrheit gegründet ſein. Wie vereinigt er aber dieſe Widerſprüche? Den wahren Gott kann er den Hebräern nicht verkündigen, weil ſie unfähig ſind, ihn zu faſſen; einen fabelhaften will er ihnen nicht verkündigen, weil er dieſe widrige Rolle verachtet. Es bleibt ihm alſo nichts übrig, als ihnen ſeinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art zu verkündigen.

Jetzt prüft er alſo ſeine Vernunftreligion und unterſucht, was er ihr geben und nehmen muß, um ihr eine günſtige Aufnahme bei ſeinen Hebräern zu verſichern. Er ſteigt in ihre Lage, in ihre Beſchränkung, in ihre Seele hinunter und ſpäht da die verborgenen Fäden aus, an die er ſeine Wahrheit anknüpfen könnte.

Er legt alſo ſeinem Gott diejenigen Eigenſchaften bei, welche die Faſſungskraft der Hebräer und ihr jetziges Bedürfnis eben jetzt von ihm fordern. Er paßt ſeinen Jao dem Volke an, dem er ihn verkündigen will; er paßt ihn den Umſtänden an, unter welchen er ihn verkündiget, und ſo entſteht ſein Jehovah.

In den Gemütern ſeines Volks findet er zwar Glauben an göttliche Dinge, aber dieſer Glaube iſt in den roheſten Aberglauben ausgeartet. Dieſen Aberglauben muß er ausrotten, aber den Glauben muß er erhalten. Er muß ihn bloß von ſeinem jetzigen unwürdigen Gegenſtand ablöſen und ſeiner neuen Gottheit zuwenden. Der Aberglaube ſelbſt gibt ihm die Mittel dazu in die Hände. Nach dem allgemeinen Wahn jener Zeiten ſtand jedes Volk unter dem Schutz einer beſondern Nationalgottheit, und es ſchmeichelte dem Nationalſtolz, dieſe Gottheit über die Götter aller andern Völker zu ſetzen. Dieſen letztern wurde aber darum keineswegs die Gottheit abgeſprochen; ſie wurde gleichfalls anerkannt, nur über den Nationalgott durften ſie ſich nicht erheben. An dieſen

Irrtum knüpfte Moses seine Wahrheit an. Er machte den Demiurgos in den Mysterien zum Nationalgott der Hebräer, aber er ging noch einen Schritt weiter.

Er begnügte sich nicht bloß, diesen Nationalgott zum mächtigsten aller Götter zu machen, sondern er machte ihn zum einzigen und stürzte alle Götter um ihn her in ihr Nichts zurück. Er schenkte ihn zwar den Hebräern zum Eigentum, um sich ihrer Vorstellungsart zu bequemen, aber zugleich unterwarf er ihm alle andern Völker und alle Kräfte der Natur. So rettete er in dem Bild, worin er ihn den Hebräern vorstellte, die zwei wichtigsten Eigenschaften seines wahren Gottes, die Einheit und die Allmacht, und machte sie wirksamer in dieser menschlichen Hülle.

Der eitle kindische Stolz, die Gottheit ausschließend besitzen zu wollen, mußte nun zum Vorteil der Wahrheit geschäftig sein und seiner Lehre vom einigen Gott Eingang verschaffen. Freilich ist es nur ein neuer Irrglaube, wodurch er den alten stürzt; aber dieser neue Irrglaube ist der Wahrheit schon um vieles näher als derjenige, den er verdrängte; und dieser kleine Zusatz von Irrtum ist es im Grunde allein, wodurch seine Wahrheit ihr Glück macht, und alles, was er dabei gewinnt, dankt er diesem vorhergesehenen Mißverständnis seiner Lehre. Was hätten seine Hebräer mit einem philosophischen Gott machen können? Mit diesem Nationalgott hingegen muß er Wunderdinge bei ihnen ausrichten. — Man denke sich einmal in die Lage der Hebräer. Unwissend, wie sie sind, messen sie die Stärke der Götter nach dem Glück der Völker ab, die in ihrem Schutze stehen. Verlassen und unterdrückt von Menschen, glauben sie sich auch von allen Göttern vergessen; eben das Verhältnis, das sie selbst gegen die Aegypter haben, muß nach ihren Begriffen auch ihr Gott gegen die Götter der Aegypter haben; er ist also ein kleines Licht neben diesen, oder sie zweifeln gar, ob sie wirklich einen haben. Auf einmal wird ihnen verkündigt, daß sie auch einen Beschützer im Sternenkreis haben, und daß dieser Beschützer erwacht

ſei aus ſeiner Ruhe, daß er ſich umgürte und aufmache, gegen ihre Feinde große Taten zu verrichten.

Dieſe Verkündigung Gottes iſt nunmehr dem Ruf eines Feldherrn gleich, ſich unter ſeine ſiegreiche Fahne zu begeben. Gibt nun dieſer Feldherr zugleich auch Proben ſeiner Stärke, oder kennen ſie ihn gar noch aus alten Zeiten her, ſo reißt der Schwindel der Begeiſterung auch den furchtſamſten dahin; und auch dieſes brachte Moſes in Rechnung bei ſeinem Entwurfe.

Das Geſpräch, welches er mit der Erſcheinung in dem brennenden Dornbuſch hält, legt uns die Zweifel vor, die er ſich ſelbſt aufgeworfen, und auch die Art und Weiſe, wie er ſich ſolche beantwortet hat. Wird meine unglückliche Nation Vertrauen zu einem Gott gewinnen, der ſie ſo lange vernachläſſigt hat, der jetzt auf einmal wie aus den Wolken fällt, deſſen Namen ſie nicht einmal nennen hörte — der ſchon Jahrhunderte lang ein müßiger Zuſchauer der Mißhandlung war, die ſie von ihren Unterdrückern erleiden mußte? Wird ſie nicht vielmehr den Gott ihrer glücklichen Feinde für den mächtigern halten? Dies war der nächſte Gedanke, der in dem neuen Propheten jetzt aufſteigen mußte. Wie hebt er aber nun dieſe Bedenklichkeit? Er macht ſeinen Jao zum Gott ihrer Väter, er knüpft ihn alſo an ihre alte Volksſagen an und verwandelt ihn dadurch in einen einheimiſchen, in einen alten und wohlbekannten Gott. Aber um zu zeigen, daß er den wahren und einzigen Gott darunter meine, um aller Verwechſlung mit irgend einem Geſchöpf des Aberglaubens vorzubeugen, um gar keinem Mißverſtändnis Raum zu geben, gibt er ihm den heiligen Namen, den er wirklich in den Myſterien führt. „Ich werde ſein, der ich ſein werde. Sage zu dem Volk Iſrael,“ legt er ihm in den Mund, „ich werde ſein, der hat mich zu euch geſendet.“

In den Myſterien führte die Gottheit wirklich dieſen Namen. Dieſer Name mußte aber dem dummen Volk der Hebräer durchaus unverſtändlich ſein. Sie konnten ſich unmöglich etwas dabei denken, und Moſes hätte alſo

mit einem andern Namen weit mehr Glück machen können; aber er wollte sich lieber diesem Übelstand aussetzen als einen Gedanken aufgeben, woran ihm alles lag, und dieser war: die Hebräer wirklich mit dem Gott, den man in den Mysterien der Isis lehrte, bekannt zu machen. Da es ziemlich ausgemacht ist, daß die ägyptischen Mysterien schon lange geblüht haben, ehe Jehovah dem Moses in dem Dornbusch erschien, so ist es wirklich auffallend, daß er sich gerade denselben Namen gibt, den er vorher in den Mysterien der Isis führte.

Es war aber noch nicht genug, daß sich Jehovah den Hebräern als einen bekannten Gott, als den Gott ihrer Väter ankündigte; er mußte sich auch als einen mächtigen Gott legitimieren, wenn sie anders Herz zu ihm fassen sollten; und dies war um so nötiger, da ihnen ihr bisheriges Schicksal in Aegypten eben keine große Meinung von ihrem Beschützer geben konnte. Da er sich ferner bei ihnen nur durch einen dritten einführte, so mußte er seine Kraft auf diesen legen und ihn durch außerordentliche Handlungen in den Stand setzen, sowohl seine Sendung selbst als die Macht und Größe dessen, der ihn sandte, darzutun.

Wollte also Moses seine Sendung rechtfertigen, so mußte er sie durch Wundertaten unterstützen. Daß er diese Taten wirklich verrichtet habe, ist wohl kein Zweifel. Wie er sie verrichtet habe, und wie man sie überhaupt zu verstehen habe, überläßt man dem Nachdenken eines jeden.

Die Erzählung endlich, in welche Moses seine Sendung kleidet, hat alle Requisite, die sie haben mußte, um den Hebräern Glauben daran einzuflößen, und dies war alles, was sie sollte — bei uns braucht sie diese Wirkung nicht mehr zu haben. Wir wissen jetzt zum Beispiel, daß es dem Schöpfer der Welt, wenn er sich je entschließen sollte, einem Menschen in Feuer oder in Wind zu erscheinen, gleichgültig sein könnte, ob man barfuß oder nicht barfuß vor ihm erschiene. — Moses aber legt seinem Jehovah den Befehl in den Mund, daß er die

Schuhe von den Füßen ziehen solle; denn er wußte sehr gut, daß er dem Begriffe der göttlichen Heiligkeit bei seinen Hebräern durch ein sinnliches Zeichen zu Hilfe kommen müsse — und ein solches Zeichen hatte er aus den Einweihungszeremonien noch behalten.

So bedachte er ohne Zweifel auch, daß z. B. seine schwere Zunge ihm hinderlich sein könnte — er kam also diesem Übelstand zuvor, er legte die Einwürfe, die er zu fürchten hatte, schon in seine Erzählung, und Jehovah selbst mußte sie heben. Er unterzieht sich ferner seiner Sendung nur nach einem langen Widerstand — desto mehr Gewicht mußte also in den Befehl Gottes gelegt werden, der ihm diese Sendung aufnötigte. Überhaupt malt er das am ausführlichsten und am individuellsten aus in seiner Erzählung, was den Israeliten, so wie uns, am allerschwersten eingehen mußte zu glauben, und es ist kein Zweifel, daß er seine guten Gründe dazu gehabt hatte.

Wenn wir das Bisherige kurz zusammenfassen, was war eigentlich der Plan, den Moses in der arabischen Wüste ausdachte?

Er wollte das israelitische Volk aus Aegypten führen und ihm zum Besitz der Unabhängigkeit und einer Staatsverfassung in einem eigenen Lande helfen. Weil er aber die Schwierigkeiten recht gut kannte, die sich ihm bei diesem Unternehmen entgegenstellen würden; weil er wußte, daß auf die eigenen Kräfte dieses Volks so lange nicht zu rechnen sei, bis man ihm Selbstvertrauen, Mut, Hoffnung und Begeisterung gegeben; weil er voraussah, daß seine Beredsamkeit auf den zu Boden gedrückten Sklavensinn der Hebräer gar nicht wirken würde: so begriff er, daß er ihnen einen höhern, einen überirdischen Schutz ankündigen müsse, daß er sie gleichsam unter die Fahne eines göttlichen Feldherrn versammeln müsse.

Er gibt ihnen also einen Gott, um sie fürs erste aus Aegypten zu befreien. Weil es aber damit noch nicht getan ist, weil er ihnen für das Land, das er ihnen nimmt, ein anders geben muß, und weil sie dieses andre erst

mit gewaffneter Hand erobern und sich darin erhalten müssen, so ist nötig, daß er ihre vereinigten Kräfte in einem Staatskörper zusammenhalte, so muß er ihnen also Gesetze und eine Verfassung geben.

Als ein Priester und Staatsmann aber weiß er, daß die stärkste und unentbehrlichste Stütze aller Verfassung Religion ist: er muß also den Gott, den er ihnen anfänglich nur zur Befreiung aus Aegypten, als einen bloßen Feldherrn gegeben hat, auch bei der bevorstehenden Gesetzgebung brauchen; er muß ihn also auch gleich so ankündigen, wie er ihn nachher gebrauchen will. Zur Gesetzgebung und zur Grundlage des Staats braucht er aber den wahren Gott, denn er ist ein großer und edler Mensch, der ein Werk, das dauern soll, nicht auf eine Lüge gründen kann. Er will die Hebräer durch die Verfassung, die er ihnen zugedacht hat, in der Tat glücklich und dauernd glücklich machen, und dies kann nur dadurch geschehen, daß er seine Gesetzgebung auf Wahrheit gründet. Für diese Wahrheit sind aber ihre Verstandskräfte noch zu stumpf; er kann sie also nicht auf dem reinen Weg der Vernunft in ihre Seele bringen. Da er sie nicht überzeugen kann, so muß er sie überreden, hinreißen, bestechen. Er muß also dem wahren Gott, den er ihnen ankündigt, Eigenschaften geben, die ihn den schwachen Köpfen faßlich und empfehlungswürdig machen; er muß ihm ein heidnisches Gewand umhüllen und muß zufrieden sein, wenn sie an seinem wahren Gott gerade nur dieses Heidnische schätzen und auch das Wahre bloß auf eine heidnische Art aufnehmen. Und dadurch gewinnt er schon unendlich, er gewinnt — daß der Grund seiner Gesetzgebung wahr ist, daß also ein künftiger Reformator die Grundverfassung nicht einzustürzen braucht, wenn er die Begriffe verbessert, welches bei allen falschen Religionen die unausbleibliche Folge ist, sobald die Fackel der Vernunft sie beleuchtet.

Alle andre Staaten jener Zeit und auch der folgenden Zeiten sind auf Betrug oder Irrtum, auf Vielgötterei gegründet, obgleich, wie wir gesehen haben, in Aegypten

ein kleiner Zirkel war, der richtige Begriffe von dem höchsten Wesen hegte. Moses, der selbst aus diesem Zirkel ist und nur diesem Zirkel seine bessere Idee von dem höchsten Wesen zu danken hat, Moses ist der erste, der es wagt, dieses geheim gehaltene Resultat der Mysterien nicht nur laut, sondern sogar zur Grundlage eines Staats zu machen. Er wird also, zum Besten der Welt und der Nachwelt, ein Verräter der Mysterien und läßt eine ganze Nation an einer Wahrheit teilnehmen, die bis jetzt nur das Eigentum weniger Weisen war. Freilich konnte er seinen Hebräern mit dieser neuen Religion nicht auch zugleich den Verstand mitgeben, sie zu fassen, und darin hatten die ägyptischen Epopten einen großen Vorzug vor ihnen voraus. Die Epopten erkannten die Wahrheit durch ihre Vernunft; die Hebräer konnten höchstens nur blind daran glauben*).

Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon

Lykurgus.

Um den Lykurgischen Plan gehörig würdigen zu können, muß man auf die damalige politische Lage von Sparta zurücksehen und die Verfassung kennen lernen, worin er Lacedämon fand, als er seinen neuen Entwurf zum Vorschein brachte. Zwei Könige, beide mit gleicher Gewalt versehen, standen an der Spitze des Staats; jeder eifersüchtig auf den andern, jeder geschäftig, sich einen

---

*) Ich muß die Leser dieses Aufsatzes auf eine Schrift von ähnlichem Inhalt: Über die ältesten hebräischen Mysterien von Br. Decius, verweisen, welche einen berühmten und verdienstvollen Schriftsteller zum Verfasser hat, und woraus ich verschiedene der hier zum Grund gelegten Ideen und Daten genommen habe.

Anhang zu machen und dadurch die Gewalt seines Throngehilfen zu beschränken. Diese Eifersucht hatte sich von den zwei ersten Königen Prokles und Eurysthen auf ihre beiderseitigen Linien bis auf Lykurg fortgeerbt, daß Sparta während dieses langen Zeitraums unaufhörlich von Faktionen beunruhigt wurde. Jeder König suchte durch Bewilligung großer Freiheiten das Volk zu bestechen, und diese Bewilligungen führten das Volk zur Frechheit und endlich zum Aufruhr. Zwischen Monarchie und Demokratie schwankte der Staat hin und wider und ging mit schnellem Wechsel von einem Extrem auf das andre über. Zwischen den Rechten des Volks und der Gewalt der Könige waren noch keine Grenzen gezeichnet, der Reichtum floß in wenigen Familien zusammen. Die reichen Bürger tyrannisierten die armen, und die Verzweiflung der letztern äußerte sich in Empörung.

Von innerer Zwietracht zerrissen, mußte der schwache Staat die Beute seiner kriegrischen Nachbarn werden oder in mehrere kleinere Tyrannien zerfallen. So fand Lykurgus Sparta: unbestimmte Grenzen der königlichen und Volksgewalt, ungleiche Austeilung der Glücksgüter unter den Bürgern, Mangel an Gemeingeist und Eintracht und eine gänzliche politische Entkräftung waren die Übel, die sich dem Gesetzgeber am dringendsten darstellten, auf die er also bei seiner Gesetzgebung vorzüglich Rücksicht nahm.

Als der Tag erschien, wo Lykurgus seine Gesetze bekannt machen wollte, ließ er dreißig der vornehmsten Bürger, die er vorher zum Besten seines Planes gewonnen hatte, bewaffnet auf dem Marktplatz erscheinen, um denen, die sich etwa widersetzen würden, Furcht einzujagen. Der König Charilaus, von diesen Anstalten in Schrecken gesetzt, entfloh in den Tempel der Minerva, weil er glaubte, daß die ganze Sache gegen ihn gerichtet sei. Aber man benahm ihm diese Furcht und brachte ihn sogar dahin, daß er selbst den Plan des Lykurgus tätig unterstützte.

Die erste Einrichtung betraf die Regierung. Um künftig auf immer zu verhindern, daß die Republik zwischen königlicher Tyrannei und anarchischer Demokratie hin und her geworfen würde, legte Lykurgus eine dritte Macht als Gegengewicht in die Mitte: er gründete einen Senat. Die Senatoren, 28 an der Zahl und also 30 mit den Königen, sollten auf die Seite des Volks treten, wenn die Könige ihre Gewalt mißbrauchten, und, wenn im Gegenteil die Gewalt des Volks zu groß werden wollte, die Könige gegen dasselbe in Schutz nehmen. Eine vortreffliche Anordnung, wodurch Sparta auf immer allen den gewaltsamen innern Stürmen entging, die es bisher erschüttert hatten. Dadurch ward es jedem Teile unmöglich gemacht, den andern unter die Füße zu treten; gegen Senat und Volk konnten die Könige nichts ausrichten, und ebenso wenig konnte das Volk das Übergewicht erhalten, wenn der Senat mit den Königen gemeine Sache machte.

Aber einem dritten Fall hatte Lykurgus nicht begegnet — wenn nämlich der Senat selbst seine Macht mißbrauchte. Der Senat konnte sich als ein Mittelglied, ohne Gefahr der öffentlichen Ruhe, gleich leicht mit den Königen wie mit dem Volk verbinden, aber ohne große Gefahr des Staats durften sich die Könige nicht mit dem Volk gegen den Senat vereinigen. Dieser letzte fing daher bald an, diese vorteilhafte Lage zu benutzen und einen ausschweifenden Gebrauch von seiner Gewalt zu machen, welches um so mehr gelang, da die geringe Anzahl der Senatoren es ihnen leicht machte, sich mit einander einzuverstehen. Der Nachfolger des Lykurgus ergänzte deswegen diese Lücke und führte die Ephoren ein, welche der Macht des Senats einen Zaum anlegten.

Gefährlicher und kühner war die zweite Anordnung, welche Lykurgus machte. Diese war: das ganze Land in gleichen Teilen unter den Bürgern zu verteilen und den Unterschied zwischen Reichen und Armen auf immerdar aufzuheben. Ganz Lakonien wurde in 30000 Felder, der Acker um die Stadt Sparta selbst in 9000 Felder

geteilt, jedes groß genug, daß eine Familie reichlich damit auskommen konnte. Sparta gab jetzt einen schönen reizenden Anblick, und Lykurgus selbst weidete sich an diesem Schauspiel, als er in der Folge das Land durchreiste. „Ganz Lakonien", rief er aus, „gleicht einem Acker, den Brüder brüderlich unter sich teilten."

Ebenso gerne wie die Äcker hätte Lykurgus auch die beweglichen Güter verteilt, aber diesem Vorhaben stellten sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Er versuchte also durch Umwege zu diesem Ziele zu gelangen und das, was er nicht durch ein Machtwort aufheben konnte, von sich selbst fallen zu machen.

Er fing damit an, alle goldnen und silbernen Münzen zu verbieten und an ihrer Statt eiserne einzuführen. Zugleich gab er einem großen und schweren Stück Eisen einen sehr geringen Wert, daß man einen großen Raum brauchte, um eine kleine Geldsumme aufzubewahren, und viele Pferde, um sie fortzuschaffen. Ja, damit man nicht einmal versucht werden möchte, dieses Geld des Eisens wegen zu schätzen und zusammenzuscharren, so ließ er das Eisen, welches dazu genommen wurde, vorher glühend in Essig löschen und härten, wodurch es zu jedem andern Gebrauche untüchtig wurde.

Wer sollte nun stehlen oder sich bestechen lassen oder Reichtümer aufzuhäufen trachten, da der kleine Gewinn weder verhehlt noch genutzt werden konnte?

Nicht genug, daß Lykurg seinen Mitbürgern dadurch die Mittel zur Üppigkeit entzog — er rückte ihnen auch die Gegenstände derselben aus den Augen, die sie dazu hätten reizen können. Spartas eiserne Münze konnte kein fremder Kaufmann brauchen, und eine andre hatten sie ihm nicht zu geben. Alle Künstler, die für den Luxus arbeiteten, verschwanden jetzt aus Lakonien, kein auswärtiges Schiff erschien mehr in seinen Häfen; kein Abenteurer zeigte sich mehr, sein Glück in diesem Lande zu suchen, kein Kaufmann kam, die Eitelkeit und Wollust zu brandschatzen, denn sie konnten nichts mit sich hinwegnehmen als eiserne Münzen, die in allen andern Län-

dern verachtet wurden. Der Luxus hörte auf, weil niemand da war, der ihn unterhalten hätte.

Lykurg arbeitete noch auf eine andre Art der Üppigkeit entgegen. Er verordnete, daß alle Bürger an einem öffentlichen Orte in Gemeinschaft zusammen speisen und alle dieselbe vorgeschriebene Kost mit einander teilen sollten. Es war nicht erlaubt, zu Hause der Weichlichkeit zu dienen und sich durch eigne Köche kostbare Speisen zurichten zu lassen. Jeder mußte monatlich eine gewisse Summe an Lebensmitteln zu der öffentlichen Mahlzeit geben, und dafür erhielt er die Kost von dem Staat. Funfzehn speisten gewöhnlich an einem Tische zusammen, und jeder Tischgenosse mußte alle übrigen Stimmen für sich haben, um an die Tafel aufgenommen zu werden. Wegbleiben durfte keiner ohne eine gültige Entschuldigung; dieses Gebot wurde so strenge gehalten, daß selbst Agis, einer der folgenden Könige, als er aus einem rühmlich geführten Kriege nach Sparta zurückkam und mit seiner Gemahlin allein speisen wollte, eine abschlägige Antwort von den Ephoren erhielt. Unter den Speisen der Spartaner ist die schwarze Suppe berühmt: ein Gericht, zu dessen Lobe gesagt wurde, die Spartaner hätten gut tapfer sein, weil es kein so großes Übel wäre, zu sterben, als ihre schwarze Suppe zu essen. Ihre Mahlzeit würzten sie mit Lustigkeit und Scherz, denn Lykurg selbst war so sehr ein Freund der geselligen Freude, daß er dem Gott des Lachens in seinem Hause einen Altar errichtete.

Durch die Einführung dieser gemeinschaftlichen Speisung gewann Lykurgus für seinen Zweck sehr viel. Aller Luxus an kostbarem Tafelgeräte hörte auf, weil man an dem öffentlichen Tisch keinen Gebrauch davon machen konnte. Der Schwelgerei wurde auf immer Einhalt getan; gesunde und starke Körper waren die Folge dieser Mäßigkeit und Ordnung, und gesunde Väter konnten dem Staate starke Kinder zeugen. Die gemeinschaftliche Speisung gewöhnte die Bürger, mit einander zu leben und sich als Glieder desselben Staatskörpers zu betrachten —

nicht einmal zu gedenken, daß eine so gleiche Lebensweise auch auf die gleiche Stimmung der Gemüter Einfluß haben mußte.

Ein ander Gesetz verordnete, daß kein Haus ein andres Dach haben durfte, als welches mit der Axt verfertigt worden, und keine andre Türe, als die bloß mit Hilfe einer Säge gemacht worden sei. In ein so schlechtes Haus konnte sich niemand einfallen lassen kostbare Meublen zu schaffen; alles mußte sich harmonisch zu dem Ganzen stimmen.

Lykurgus begriff wohl, daß es nicht damit getan sei, Gesetze für seine Mitbürger zu schaffen; er mußte auch Bürger für diese Gesetze erschaffen. In den Gemütern der Spartaner mußte er seiner Verfassung die Ewigkeit sichern, in diesen mußte er die Empfänglichkeit für fremde Eindrücke ertöten.

Der wichtigste Teil seiner Gesetzgebung war daher die Erziehung, und durch diese schloß er gleichsam den Kreis, in welchem der spartanische Staat sich um sich selbst bewegen sollte. Die Erziehung war ein wichtiges Werk des Staats, und der Staat ein fortdauerndes Werk dieser Erziehung.

Seine Sorgfalt für die Kinder erstreckte sich bis auf die Quellen der Zeugung. Die Körper der Jungfrauen wurden durch Leibesübungen gehärtet, um starke gesunde Kinder leicht zu gebären. Sie gingen sogar unbekleidet, um alle Unfälle der Witterung auszuhalten. Der Bräutigam mußte sie rauben und durfte sie auch nur des Nachts und verstohlen besuchen. Dadurch blieben beide in den ersten Jahren der Ehe einander immer noch fremd, und ihre Liebe blieb neu und lebendig.

Aus der Ehe selbst wurde alle Eifersucht verbannt. Alles, auch die Schamhaftigkeit, ordnete der Gesetzgeber seinem Hauptzweck unter. Er opferte die weibliche Treue auf, um gesunde Kinder für den Staat zu gewinnen.

Sobald das Kind geboren war, gehörte es dem Staat. — Vater und Mutter hatten es verloren. Es wurde von den Ältesten besichtigt; wenn es stark und

wohlgebildet war, übergab man es einer Wärterin; war es schwächlich und mißgestaltet, so warf man es in einen Abgrund an dem Berge Taygetus.

Die spartanischen Wärterinnen wurden wegen der harten Erziehung, die sie den Kindern gaben, in ganz Griechenland berühmt und in entfernte Länder berufen. Sobald ein Knabe das siebente Jahr erreicht hatte, wurde er ihnen genommen und mit Kindern seines Alters gemeinschaftlich erzogen, ernährt und unterrichtet. Frühe lehrte man ihn Beschwerlichkeiten Trotz bieten und durch Leibesübungen eine Herrschaft über seine Glieder erlangen. Erreichten sie die Jünglingsjahre, so hatten die edelsten unter ihnen Hoffnung, Freunde unter den Erwachsenen zu erhalten, die durch eine begeisterte Liebe an sie gebunden waren. Die Alten waren bei ihren Spielen zugegen, beobachteten das aufkeimende Genie und ermunterten die Ruhmbegierde durch Lob oder Tadel. Wenn sie sich satt essen wollten, so mußten sie die Lebensmittel dazu stehlen, und wer sich ertappen ließ, hatte eine harte Züchtigung und Schande zu erwarten. Lykurgus wählte dieses Mittel, um sie frühe an List und Ränke zu gewöhnen — Eigenschaften, die er für den kriegrischen Zweck, zu dem er sie bildete, ebenso wichtig glaubte als Leibesstärke und Mut. Wir haben schon oben gesehen, wie wenig gewissenhaft Lykurgus im Betreff der Sittlichkeit war, wenn es darauf ankam, seinen politischen Zweck zu verfolgen. Übrigens muß man in Betrachtung ziehen, daß weder die Entweihung der Ehen noch dieser befohlene Diebstahl in Sparta den politischen Schaden anrichten konnten, den sie in jedem andern Staate würden zur Folge gehabt haben. Da der Staat die Erziehung der Kinder übernahm, so war sie unabhängig von dem Glück und der Reinigkeit der Ehen; da in Sparta wenig Wert auf dem Eigentum ruhte und fast alle Güter gemeinschaftlich waren, so war die Sicherheit des Eigentums kein so wichtiger Punkt, und ein Angriff darauf — besonders wenn der Staat selbst ihn lenkte und Absichten dadurch erreichte — kein bürgerliches Verbrechen.

Den jungen Spartanern war es verboten, sich zu schmücken, ausgenommen wenn sie in das Treffen oder in sonst eine große Gefahr gingen. Dann erlaubte man ihnen, ihre Haare schön aufzuputzen, ihre Kleider zu schmücken und Zieraten an den Waffen zu tragen. Das Haar, sagte Lykurgus, mache schöne Leute schöner und häßliche fürchterlich. Es war gewiß ein feiner Kunstgriff des Gesetzgebers, etwas Lachendes und Festliches mit Gelegenheiten der Gefahr zu verbinden und ihnen dadurch das Schreckliche zu benehmen. Er ging noch weiter. Er ließ im Kriege von der strengen Disziplin etwas nach; die Lebensart war dann freier, und Vergehungen wurden weniger hart geahndet. Daher kam es, daß der Krieg den Spartanern allein eine Art von Erholung war und daß sie sich darauf wie auf eine fröhliche Gelegenheit freuten. Rückte der Feind an, so ließ der spartanische König das Kastorische Lied anstimmen, die Soldaten rückten in festgeschlossenen Reihen unter Flötengesang fort und gingen freudig und unerschrocken, nach dem Klange der Musik, der Gefahr entgegen.

Der Plan des Lykurgus brachte es mit sich, daß die Anhänglichkeit an das Eigentum der Anhänglichkeit an das Vaterland durchaus nachstand und daß die Gemüter, durch keine Privatsorge zerstreut, nur dem Staate lebten. Darum fand er für gut und notwendig, seinen Mitbürgern auch die Geschäfte des gewöhnlichen Lebens zu ersparen und diese durch Fremdlinge verrichten zu lassen, damit auch nicht einmal die Sorge der Arbeit oder die Freude an häuslichen Geschäften ihren Geist von dem Interesse des Vaterlands abzöge. Die Äcker und das Haus wurden deswegen von Sklaven besorgt, die in Sparta dem Vieh gleich geachtet wurden. Man nennt sie Heloten, weil die ersten Sklaven der Spartaner Einwohner der Stadt Helos in Lakonien gewesen, die sie bekriegt und zu Gefangenen gemacht hatten. Von diesen Heloten führten nachher alle spartanischen Sklaven, die sie in ihren Kriegen erbeuteten, den Namen.

Abscheulich war der Gebrauch, den man in Sparta

von diesen unglücklichen Menschen machte. Man betrachtete sie als ein Geräte, von dem man zu politischen Absichten, wie man wollte, Gebrauch machen könnte, und die Menschheit wurde auf eine wirklich empörende Art in ihnen verspottet. Um der spartanischen Jugend ein abschreckendes Bild von der Unmäßigkeit im Trinken zu geben, zwang man diese Heloten, sich zu betrinken, und stellte sie dann in diesem Zustand öffentlich zur Schau aus. Man ließ sie schändliche Lieder singen und lächerliche Tänze tanzen; die Tänze der Freigebornen waren ihnen verboten.

Man gebrauchte sie zu einer noch weit unmenschlichern Absicht. Es war dem Staat darum zu tun, den Mut seiner kühnsten Jünglinge auf schwere Proben zu setzen und sie durch blutige Vorspiele zum Kriege vorzubereiten. Der Senat schickte also zu gewissen Zeiten eine Anzahl dieser Jünglinge auf das Land; nichts als ein Dolch und etwas Speise wurde ihnen auf die Reise mitgegeben. Am Tage war ihnen auferlegt, sich verborgen zu halten; bei Nachtzeit aber zogen sie auf die Straßen und schlugen die Heloten tot, die ihnen in die Hände fielen. Diese Anstalt nannte man die Kryptia oder den Hinterhalt; aber ob Lykurgus der Stifter derselben war, ist noch im Zweifel. Wenigstens folgt sie ganz aus seinem Prinzip. Wie die Republik Sparta in ihren Kriegen glücklich war, so vermehrte sich auch die Anzahl dieser Heloten, daß sie anfingen, der Republik selbst gefährlich zu werden, und auch wirklich, durch eine so barbarische Behandlung zur Verzweiflung gebracht, Empörungen entspannen. Der Senat faßte einen unmenschlichen Entschluß, den er durch die Notwendigkeit entschuldigt glaubte. Unter dem Vorwand, ihnen die Freiheit zu schenken, wurden einmal während des peloponnesischen Kriegs 2000 der tapfersten Heloten versammelt und, mit Kränzen geschmückt, in einer feierlichen Prozession in die Tempel begleitet. Hier aber verschwanden sie plötzlich, und niemand erfuhr, was mit ihnen geworden war. So viel ist übrigens gewiß und in Griechenland

zum Sprichwort geworden, daß die spartanischen Sklaven die unglückseligsten aller andern Sklaven, so wie die spartanischen freien Bürger die freiesten aller Bürger gewesen.

Weil den letztern alle Arbeiten durch die Heloten abgenommen waren, so brachten sie ihr ganzes Leben müßig zu; die Jugend übte sich in kriegerischen Spielen und Geschicklichkeiten, und die Alten waren die Zuschauer und Richter bei diesen Übungen. Einem spartanischen Greis gereichte es zur Schande, von dem Ort wegzubleiben, wo die Jugend erzogen wurde. Auf diese Art kam es, daß jeder Spartaner mit dem Staat lebte; alle Handlungen wurden dadurch öffentliche Handlungen. Unter den Augen der Nation reifte die Jugend heran und verblühte das Alter. Unaufhörlich hatte der Spartaner Sparta vor Augen und Sparta ihn. Er war Zeuge von allem, und alles war Zeuge seines Lebens. Die Ruhmbegierde erhielt einen immerwährenden Sporn, der Nationalgeist eine unaufhörliche Nahrung; die Idee von Vaterland und vaterländischem Interesse verwuchs mit dem innersten Leben aller seiner Bürger. Noch andre Gelegenheiten, diese Triebe zu entflammen, gaben die öffentlichen Feste, welche in dem müßigen Sparta sehr zahlreich waren. Kriegrische Volkslieder wurden dabei gesungen, welche den Ruhm der fürs Vaterland gefallenen Bürger oder Ermunterungen zur Tapferkeit zum gewöhnlichen Inhalt hatten. Sie erschienen an diesen Festen in drei Chören, nach dem Alter eingeteilt. Das Chor der Alten fing an, zu singen: „In der Vorzeit waren wir Helden." Das Chor der Männer antwortete: „Helden sind wir jetzt! Komme wer will, es zu erproben!" Das dritte Chor der Knaben fiel ein: „Helden werden wir einst und euch durch Taten verdunkeln."

Werfen wir einen bloß flüchtigen Blick auf die Gesetzgebung des Lykurgus, so befällt uns wirklich ein angenehmes Erstaunen. Unter allen ähnlichen Instituten des Altertums ist sie unstreitig die vollendetste, die mosaische Gesetzgebung ausgenommen, der sie in vielen

Stücken und vorzüglich in dem Prinzipium gleicht, das ihr zum Grund liegt. Sie ist wirklich in sich selbst vollendet; alles schließt sich darin an einander an, eines wird durch alles und alles durch eins gehalten. Bessere Mittel konnte Lykurgus wohl nicht wählen, den Zweck zu erreichen, den er vor Augen hatte, einen Staat nämlich, der, von allen übrigen isoliert, sich selbst genug und fähig wäre, durch innern Kreislauf und eigne lebendige Kraft sich selbst zu erhalten. Kein Gesetzgeber hat je einem Staate diese Einheit, dieses Nationalinteresse, diesen Gemeingeist gegeben, den Lykurgus dem seinigen gab. Und wodurch hat Lykurgus dieses bewirkt? — Dadurch, daß er die Tätigkeit seiner Mitbürger in den Staat zu leiten wußte und ihnen alle andern Wege zuschloß, die sie hätten davon abziehen können.

Alles, was Menschenseelen fesselt und Leidenschaften entzündet, alles außer dem politischen Interesse hatte er durch seine Gesetzgebung entfernt. Reichtum und Wollüste, Wissenschaft und Kunst hatten keinen Zugang zu den Gemütern der Spartaner. Durch die gleiche gemeinschaftliche Armut fiel die Vergleichung der Glücksumstände weg, die in den meisten Menschen die Gewinnsucht entzündet; der Wunsch nach Besitztümern fiel mit der Gelegenheit hinweg, sie zu zeigen und zu nutzen. Durch die tiefe Unwissenheit in Kunst und Wissenschaft, welche alle Köpfe in Sparta auf gleiche Art verfinsterte, verwahrte er es vor Eingriffen, die ein erleuchteter Geist in die Verfassung getan haben würde; eben diese Unwissenheit, mit dem rauhen Nationaltrotz verbunden, der jedem Spartaner eigentümlich war, stand ihrer Vermischung mit andern griechischen Völkern unaufhörlich im Wege. In der Wiege schon waren sie zu Spartanern gestempelt, und je mehr sie andern Nationen entgegen stießen, desto fester mußten sie an ihrem Mittelpunkt halten. Das Vaterland war das erste Schauspiel, das sich dem spartanischen Knaben zeigte, wenn er zum Denken erwachte. Er erwachte im Schoß des Staats; alles, was um ihn lag, war Nation, Staat und Vaterland. Es war der

erste Eindruck in seinem Gehirne, und sein ganzes Leben war eine ewige Erneuerung dieses Eindrucks.

Zu Hause fand der Spartaner nichts, das ihn hätte fesseln können; alle Reize hatte der Gesetzgeber seinen Augen entzogen. Nur im Schoße des Staats fand er Beschäftigung, Ergötzung, Ehre, Belohnung; alle seine Triebe und Leidenschaften waren nach diesem Mittelpunkt hingeleitet. Der Staat hatte also die ganze Energie, die Kraft aller seiner einzelnen Bürger, und an dem Gemeingeiste, der alle zusammen entflammte, mußte sich der Nationalgeist jedes einzelnen Bürgers entzünden. Daher ist es kein Wunder, daß die spartanische Vaterlandstugend einen Grad von Stärke erreichte, der uns unglaublich scheinen muß. Daher kam es, daß bei dem Bürger dieser Republik gar kein Zweifel stattfinden konnte, wenn es darauf ankam, zwischen Selbsterhaltung und Rettung des Vaterlands eine Wahl zu treffen.

Daher ist es begreiflich, wie sich der spartanische König Leonidas mit seinen 300 Helden die Grabschrift verdienen konnte, die schönste ihrer Art und das erhabenste Denkmal politischer Tugend: „Erzähle, Wanderer, wenn du nach Sparta kommst, daß wir, seinen Gesetzen gehorsam, hier gefallen sind."

Man muß also eingestehen, daß nichts Zweckmäßigers, nichts durchdachter sein kann als diese Staatsverfassung, daß sie in ihrer Art ein vollendetes Kunstwerk vorstellt und, in ihrer ganzen Strenge befolgt, notwendig auf sich selbst hätte ruhen müssen. Wäre aber meine Schilderung hier zu Ende, so würde ich mich eines sehr großen Irrtums schuldig gemacht haben. Diese bewundrungswürdige Verfassung ist im höchsten Grade verwerflich, und nichts Traurigers könnte der Menschheit begegnen, als wenn alle Staaten nach diesem Muster wären gegründet worden. Es wird uns nicht schwer fallen, uns von dieser Behauptung zu überzeugen.

Gegen seinen eignen Zweck gehalten, ist die Gesetzgebung des Lykurgus ein Meisterstück der Staats- und Menschenkunde. Er wollte einen mächtigen, in sich selbst

gegründeten unzerstörbaren Staat; politische Stärke und Dauerhaftigkeit waren das Ziel, wornach er strebte, und dieses Ziel hat er so weit erreicht, als unter seinen Umständen möglich war. Aber hält man den Zweck, welchen Lykurgus sich vorsetzte, gegen den Zweck der Menschheit, so muß eine tiefe Mißbilligung an die Stelle der Bewunderung treten, die uns der erste flüchtige Blick abgewonnen hat. Alles darf dem Besten des Staats zum Opfer gebracht werden, nur dasjenige nicht, dem der Staat selbst nur als ein Mittel dient. Der Staat selbst ist niemals Zweck, er ist nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann, und dieser Zweck der Menschheit ist kein andrer als Ausbildung aller Kräfte des Menschen, Fortschreitung. Hindert eine Staatsverfassung, daß alle Kräfte, die im Menschen liegen, sich entwickeln, hindert sie die Fortschreitung des Geistes, so ist sie verwerflich und schädlich, sie mag übrigens noch so durchdacht und in ihrer Art noch so vollkommen sein. Ihre Dauerhaftigkeit selbst gereicht ihr alsdann viel mehr zum Vorwurf als zum Ruhme — sie ist dann nur ein verlängertes Übel; je länger sie Bestand hat, um so schädlicher ist sie.

Überhaupt können wir bei Beurteilung politischer Anstalten als eine Regel festsetzen, daß sie nur gut und lobenswürdig sind, insofern sie alle Kräfte, die im Menschen liegen, zur Ausbildung bringen, insofern sie Fortschreitung der Kultur befördern oder wenigstens nicht hemmen. Dieses gilt von Religions- wie von politischen Gesetzen: beide sind verwerflich, wenn sie eine Kraft des menschlichen Geistes fesseln, wenn sie ihm in irgend etwas einen Stillstand auferlegen. Ein Gesetz z. B., wodurch eine Nation verbunden würde, bei dem Glaubensschema beständig zu verharren, das ihr in einer gewissen Periode als das vortrefflichste erschienen, ein solches Gesetz wäre ein Attentat gegen die Menschheit, und keine noch so scheinbare Absicht würde es rechtfertigen können. Es wäre unmittelbar gegen das höchste Gut, gegen den höchsten Zweck der Gesellschaft gerichtet.

Mit diesem allgemeinen Maßstab versehen, können wir nicht lange zweifelhaft sein, wie wir den Lykurgischen Staat beurteilen sollen.

Eine einzige Tugend war es, die in Sparta mit Hintansetzung aller andern geübt wurde: Vaterlandsliebe.

Diesem künstlichen Triebe wurden die natürlichsten, schönsten Gefühle der Menschheit zum Opfer gebracht. Auf Unkosten aller sittlichen Gefühle wurde das politische Verdienst errungen und die Fähigkeit dazu ausgebildet. In Sparta gab es keine ehliche Liebe, keine Mutterliebe, keine kindliche Liebe, keine Freundschaft — es gab nichts als Bürger, nichts als bürgerliche Tugend. Lange Zeit hat man jene spartanische Mutter bewundert, die ihren aus dem Treffen entkommenen Sohn mit Unwillen von sich stößt und nach dem Tempel eilt, den Göttern für den gefallenen zu danken. Zu einer solchen unnatürlichen Stärke des Geistes hätte man der Menschheit nicht Glück wünschen sollen. Eine zärtliche Mutter ist eine weit schönere Erscheinung in der moralischen Welt als ein heroisches Zwittergeschöpf, das die natürliche Empfindung verleugnet, um eine künstliche Pflicht zu befriedigen.

Welch schöneres Schauspiel gibt der rauhe Krieger Cajus Marius in seinem Lager vor Rom, der Rache und Sieg aufopfert, weil er die Tränen der Mutter nicht fließen sehen kann!

Dadurch daß der Staat der Vater seines Kindes wurde, hörte der natürliche Vater desselben auf, es zu sein. Das Kind lernte nie seine Mutter, seinen Vater lieben, weil es, schon in dem zärtesten Alter von ihnen gerissen, seine Eltern nicht an ihren Wohltaten, nur von Hörensagen erfuhr.

Auf eine noch empörendere Art wurde das allgemeine Menschengefühl in Sparta ertötet, und die Seele aller Pflichten, die Achtung gegen die Gattung, ging unwiederbringlich verloren. Ein Staatsgesetz machte den Spartanern die Unmenschlichkeit gegen ihre Sklaven

zur Pflicht; in diesen unglücklichen Schlachtopfern wurde die Menschheit beschimpft und mißhandelt. In dem spartanischen Gesetzbuche selbst wurde der gefährliche Grundsatz gepredigt, Menschen als Mittel und nicht als Zwecke zu betrachten — dadurch wurden die Grundfesten des Naturrechts und der Sittlichkeit gesetzmäßig eingerissen. Die ganze Moralität wurde preisgegeben, um etwas zu erhalten, das doch nur als ein Mittel zu dieser Moralität einen Wert haben kann.

Kann etwas widersprechender sein, und kann ein Widerspruch schrecklichere Folgen haben als diese? Nicht genug, daß Lykurgus auf den Ruin der Sittlichkeit seinen Staat gründete, er arbeitete auf eine andre Art gegen den höchsten Zweck der Menschheit, indem er durch sein fein durchdachtes Staatssystem den Geist der Spartaner auf derjenigen Stufe festhielt, worauf er ihn fand, und auf ewig alle Fortschreitung hemmte.

Aller Kunstfleiß war aus Sparta verbannt, alle Wissenschaften wurden vernachlässigt, aller Handelsverkehr mit fremden Völkern verboten, alles Auswärtige wurde ausgeschlossen. Dadurch wurden alle Kanäle gesperrt, wodurch seiner Nation helle Begriffe zufließen konnten; in einer ewigen Einförmigkeit, in einem traurigen Egoismus sollte sich der spartanische Staat ewig nur um sich selbst bewegen.

Das Geschäft aller seiner vereinigten Bürger war, sich zu erhalten, was sie besaßen, und zu bleiben, was sie waren, nichts Neues zu bewerben, nicht auf eine höhere Stufe zu steigen. Unerbittliche Gesetze mußten darüber wachen, daß keine Neuerung in das Uhrwerk des Staates griff, daß selbst der Fortschritt der Zeit an der Form der Gesetze nichts veränderte. Um diese lokale, diese temporäre Verfassung dauerhaft zu machen, mußte man den Geist des Volks auf derjenigen Stelle festhalten, worauf er bei ihrer Gründung gestanden.

Wir haben aber gesehen, daß Fortschreitung des Geistes das Ziel des Staats sein soll. —

Der Staat des Lykurgus konnte nur unter der

einzigen Bedingung fortdauern, wenn der Geist des Volks stille stünde; er konnte sich also nur dadurch erhalten, daß er den höchsten und einzigen Zweck eines Staats verfehlte. Was man also zum Lobe des Lykurgus angeführt hat, daß Sparta nur so lange blühen würde, als es dem Buchstaben seines Gesetzes folgte, ist das Schlimmste, was von ihm gesagt werden konnte. Eben dadurch, daß es die alte Staatsform nicht verlassen durfte, die Lykurg ihm gegeben, ohne sich dem gänzlichen Untergang auszusetzen, daß es bleiben mußte, was es war, daß es stehen mußte, wo ein einziger Mann es hingeworfen, eben dadurch war Sparta ein unglücklicher Staat — und kein traurigeres Geschenk hätte ihm sein Gesetzgeber machen können als diese gerühmte ewige Dauer einer Verfassung, die seiner wahren Größe und Glückseligkeit so sehr im Wege stand.

Nehmen wir dies zusammen, so verschwindet der falsche Glanz, wodurch die einzige hervorstechende Seite des spartanischen Staats ein unerfahrnes Auge blendet — wir sehen nichts mehr als einen schülerhaften unvollkommnen Versuch — das erste Exerzitium des jugendlichen Weltalters, dem es noch an Erfahrung und hellen Einsichten fehlte, die wahren Verhältnisse der Dinge zu erkennen. So fehlerhaft dieser erste Versuch ausgefallen ist, so wird und muß er einem philosophischen Forscher der Menschengeschichte immer sehr merkwürdig bleiben. Immer war es ein Riesenschritt des menschlichen Geistes, dasjenige als ein Kunstwerk zu behandeln, was bis jetzt dem Zufall und der Leidenschaft überlassen gewesen war. Unvollkommen mußte notwendig der erste Versuch in der schwersten aller Künste sein, aber schätzbar bleibt er immer, weil er in der wichtigsten aller Künste angestellt worden ist. Die Bildhauer fingen mit Hermessäulen an, ehe sie sich zu der vollkommnen Form eines Antinous, eines vatikanischen Apolls erhuben; die Gesetzgeber werden sich noch lange in rohen Versuchen üben, bis sich ihnen endlich das glückliche Gleichgewicht der gesellschaftlichen Kräfte von selbst darbietet.

Der Stein leidet geduldig den bildenden Meißel, und die Saiten, die der Tonkünstler anschlägt, antworten ihm, ohne seinem Finger zu widerstreben.

Der Gesetzgeber allein bearbeitet einen selbsttätigen widerstrebenden Stoff — die menschliche Freiheit. Nur unvollkommen kann er das Ideal in Erfüllung bringen, das er in seinem Gehirne noch so rein entworfen hat; aber hier ist der Versuch allein schon alles Lobes wert, wenn er mit uneigennützigem Wohlwollen unternommen und mit Zweckmäßigkeit vollendet wird.

Solon.

Von der Gesetzgebung des Lykurgus in Sparta war die Gesetzgebung Solons in Athen fast durchaus das Widerspiel — und da die beiden Republiken Sparta und Athen die Hauptrollen in der griechischen Geschichte spielen, so ist es ein anziehendes Geschäft, ihre verschiedenen Staatsverfassungen neben einander zu stellen und ihre Gebrechen und Vorzüge gegen einander abzuwägen.

Nach dem Tode des Kodrus wurde die königliche Würde in Athen abgeschafft und einer Obrigkeit, die den Namen *Archon* führte, die höchste Gewalt auf *lebenslang* übertragen. In einem Zeitraum von mehr als 300 Jahren herrschten dreizehn solcher Archonten in Athen, und aus diesem Zeitraum hat uns die Geschichte nichts Merkwürdiges von der neuen Republik aufbehalten. Aber der Geist der Demokratie, der den Athenienfern schon zu Homers Zeiten eigentümlich war, regte sich am Schluß dieser Periode wieder. Eine lebenslängliche Dauer des Archontats war ihnen doch ein allzu lebhaftes Bild der königlichen Würde, und vielleicht hatten die vorhergegangenen Archonten ihre große und dauerhafte Macht mißbraucht. Man setzte also die Dauer der Archonten auf *zehen Jahre*. Ein wichtiger Schritt zur künftigen Freiheit; denn dadurch, daß es alle zehen Jahre einen neuen Beherrscher wählte, erneuerte das Volk den

Aktus seiner Souveränität; es nahm alle zehen Jahre seine weggegebene Gewalt zurück, um sie nach Gutbefinden von neuem wegzugeben. Dadurch blieb ihm immer in frischem Gedächtnis, was die Untertanen erblicher Monarchien zuletzt ganz vergessen, daß es selbst die Quelle der höchsten Gewalt, daß der Fürst nur das Geschöpf der Nation ist.

300 Jahre hatte das athenienſische Volk einen lebenslänglichen Archon über sich geduldet, aber die zehenjährigen Archonten wurde es schon im 70. Jahre müde. Dies war ganz natürlich; denn während dieſer Zeit hatte es siebenmal die Archontenwahl erneuert, es war also siebenmal an seine Souveränität erinnert worden. Der Geist der Freiheit hatte sich also in der zweiten Periode weit lebhafter regen müſſen, weit schneller entwickeln müſſen als in der ersten.

Der siebente der zehenjährigen Archonten war auch der letzte von dieſer Gattung. Das Volk wollte alle Jahre den Genuß seiner Obergewalt haben, es hatte die Erfahrung gemacht, daß eine auf zehen Jahre verliehene Gewalt noch immer lang' genug daure, um zum Mißbrauch zu verführen. Künftig also war die Archontenwürde auf ein einziges Jahr eingeschränkt, nach deſſen Verfluß eine neue Wahl vorgenommen wurde. Es tat noch einen Schritt weiter. Weil auch eine noch so kurz dauernde Gewalt in den Händen eines einzigen der Monarchie schon sehr nahe kommt, so schwächte es dieſe Gewalt, indem es dieſelbe unter neun Archonten verteilte, die zugleich regierten.

Drei dieſer neun Archonten hatten Vorzüge vor den sechs übrigen. Der erste, Archon Eponymos genannt, führte den Vorsitz bei der Verſammlung; sein Name stand unter den öffentlichen Akten; nach ihm nannte man das Jahr. Der zweite, Basileus oder König genannt, hatte über die Religion zu wachen und den Gottesdienst zu beſorgen; dies war aus frühern Zeiten beibehalten, wo die Aufſicht über den Gottesdienst ein weſentliches Stück der Königswürde geweſen. Der dritte, Pole-

march, war Anführer im Kriege. Die sechs übrigen führten den Namen Thesmotheten, weil sie die Konstitution zu bewahren und die Gesetze zu erhalten und auszulegen hatten.

Die Archonten wurden aus den vornehmsten Familien gewählt, und in spätern Zeiten erst drangen sich auch Personen aus dem Volk in diese Würde. Die Verfassung war daher einer Aristokratie weit näher als einer Volksregierung, und das letzte hatte also noch nicht sehr viel dabei gewonnen.

Die Anordnung, daß jedes Jahr neun neue Archonten gewählt wurden, hatte neben ihrer guten Seite — nämlich Mißbrauch der höchsten Gewalt zu verhüten — auch eine sehr schlimme, und diese war: daß sie Faktionen im Staat hervorbrachte. Denn nun gab es viele Bürger im Staat, welche die höchste Gewalt bekleidet und wieder abgegeben hatten. Mit Niederlegung ihrer Würde konnten sie nicht so leicht auch den Geschmack an dieser Würde, nicht so leicht das Vergnügen am Herrschen ablegen, das sie zu kosten angefangen hatten. Sie wünschten also wieder zu werden, was sie waren, sie machten sich also einen Anhang, sie erregten innere Stürme in der Republik. Die schnellere Abwechselung und die größere Anzahl der Archonten machten ferner jedem angesehenen und reichen Athenienser Hoffnung, zum Archontat zu gelangen, eine Hoffnung, die er vorher, als nur einer diese Würde bekleidete und nicht so bald wieder darin abgelöst wurde, wenig oder nicht gekannt hatte. Diese Hoffnung wurde endlich bei ihnen zur Ungeduld, und diese Ungeduld führte sie zu gefährlichen Anschlägen. Beide also, sowohl die, welche schon Archonten gewesen, als die, welche sich sehnten, es zu werden, wurden der bürgerlichen Ruhe auf gleiche Art gefährlich.

Das Schlimmste dabei war, daß die obrigkeitliche Macht durch Verteilung unter mehrere und durch ihre kurze Dauer mehr als jemals gebrochen war. Es fehlte daher an einer starken Hand, die Faktionen zu bändigen und die aufrührerischen Köpfe im Zaum zu halten.

Mächtige und verwegene Bürger stürzten den Staat in Verwirrung und strebten nach Unabhängigkeit.

Man warf endlich, um diesen Unruhen zu steuern, die Augen auf einen unbescholtenen und allgemein gefürchteten Bürger, dem die Verbesserung der Gesetze, die bis jetzt nur in mangelhaften Traditionen bestanden, übertragen ward. Drako hieß dieser gefürchtete Bürger — ein Mann ohne Menschengefühl, der der menschlichen Natur nichts Gutes zutraute, alle Handlungen bloß in dem finstern Spiegel seiner eignen trüben Seele sah und ganz ohne Schonung war für die Schwächen der Menschheit: ein schlechter Philosoph und ein noch schlechterer Kenner der Menschen, mit kaltem Herzen, beschränktem Kopf und unbiegsam in seinen Vorurteilen. Solch ein Mann war vortrefflich, Gesetze zu *vollziehen*; aber sie zu *geben*, konnte man keine schlimmere Wahl treffen.

Es ist uns wenig von den Gesetzen des Drako übrig geblieben, aber dieses wenige schildert uns den Mann und den Geist seiner Gesetzgebung. Alle Verbrechen strafte er ohne Unterschied mit dem Tode, den Müßiggang wie den Mord, den Diebstahl eines Kohls oder eines Schafs wie den Hochverrat und die Mordbrennerei. Als man ihn daher fragte, warum er die kleinen Vergehungen eben so streng bestrafe als die schwersten Verbrechen, so war seine Antwort: „Die kleinsten Verbrechen sind des Todes würdig; für die größern weiß ich keine andre Strafe als den Tod — darum muß ich beide gleich behandeln."

Drakos Gesetze sind der Versuch eines Anfängers in der Kunst, Menschen zu regieren. *Schrecken* ist das einzige Instrument, wodurch er wirkt. Er straft nur begangenes Übel, er verhindert es nicht, er bekümmert sich nicht darum, die Quellen desselben zu verstopfen und die Menschen zu verbessern. Einen Menschen aus den Lebendigen vertilgen, weil er etwas Böses begangen hat, heißt ebenso viel als einen Baum umhauen, weil *eine* seiner Früchte faul ist.

Seine Gesetze sind doppelt zu tadeln, weil sie nicht allein die heiligen Gefühle und Rechte der Menschheit wider sich haben, sondern auch, weil sie auf das Volk, dem er sie gab, nicht berechnet waren. War ein Volk in der Welt ungeschickt, durch solche Gesetze zu gedeihen, so war es das athenienſische. Die Sklaven der Pharaonen oder des Königs der Könige würden sich endlich vielleicht darein gefunden haben — aber wie konnten Athenienſer unter ein solches Joch sich beugen!

Auch blieben sie kaum ein halbes Jahrhundert in Kraft, ob er ihnen gleich den unbeſcheidnen Titel unwandelbarer Gesetze gab.

Drako hatte also seinen Auftrag sehr schlecht erfüllt, und anstatt zu nützen, schadeten seine Gesetze. Weil sie nämlich nicht befolgt werden konnten und doch keine andre sogleich da waren, ihre Stelle zu ersetzen, so war es ebenso viel, als wenn Athen gar kein Gesetz gehabt hätte, und die traurigste Anarchie riß ein.

Damals war der Zustand des athenienſischen Volks äußerst zu beklagen. Eine Klasse des Volks besaß alles, die andre hingegen gar nichts; die Reichen unterdrückten und plünderten aufs unbarmherzigste die Armen. Es entstand eine unermeßliche Scheidewand zwiſchen beiden. Die Not zwang die ärmern Bürger, zu den Reichen ihre Zuflucht zu nehmen: zu eben den Blutigeln, die sie ausgesogen hatten; aber sie fanden nur eine grausame Hilfe bei dieſen. Für die Summen, die sie aufnahmen, mußten sie ungeheure Zinſen bezahlen und, wenn sie nicht Termin hielten, ihre Ländereien selbst an die Gläubiger abtreten. Nachdem sie nichts mehr zu geben hatten und doch leben mußten, waren sie dahin gebracht, ihre eigene Kinder als Sklaven zu verkaufen, und endlich, als auch dieſe Zuflucht erschöpft war, borgten sie auf ihren eigenen Leib und mußten sich gefallen laſſen, von ihren Kreditoren als Sklaven verkauft zu werden. Gegen dieſen abscheulichen Menschenhandel war noch kein Gesetz in Attika gegeben, und nichts hielt die grausame Habsucht der reichen Bürger in Schranken. So schrecklich war der

Zustand Athens. Wenn der Staat nicht zu Grunde gehen sollte, so mußte man dieses zerstörte Gleichgewicht der Güter auf eine gewaltsame Art wieder herstellen.

Zu diesem Ende waren unter dem Volk drei Faktionen entstanden. Die eine, welcher die armen Bürger besonders beitraten, forderte eine Demokratie, eine gleiche Verteilung der Äcker, wie sie Lykurgus in Sparta eingeführt hatte; die andre, welche die Reichen ausmachten, stritt für die Aristokratie.

Die dritte wollte beide Staatsformen mit einander verbunden wissen und setzte sich den beiden andern entgegen, daß keine durchdringen konnte.

Es war keine Hoffnung, diesen Streit auf eine ruhige Art beizulegen, so lange man nicht einen Mann fand, dem sich alle drei Parteien auf gleiche Weise unterwarfen und ihn zum Schiedsrichter über sich anerkannten.

Glücklicherweise fand sich ein solcher Mann, und seine Verdienste um die Republik, sein sanfter billiger Charakter und der Ruf seiner Weisheit hatte längst schon die Augen der Nation auf ihn gezogen. Dieser Mann war Solon, von königlicher Abkunft wie Lykurgus, denn er zählte den Kodrus unter seinen Ahnherrn. Solons Vater war ein sehr reicher Mann gewesen, aber durch Wohltun hatte er sein Vermögen geschwächt, und der junge Solon mußte in seinen ersten Jahren die Kaufmannschaft ergreifen. Durch Reisen, welche ihm diese Lebensart notwendig machte, und durch den Verkehr mit auswärtigen Völkern bereicherte sich sein Geist, und sein Genie entwickelte sich im Umgang mit fremden Weisen. Frühe schon legte er sich auf die Dichtkunst, und die Fertigkeit, die er darin erlangte, kam ihm in der Folge sehr gut zu statten, moralische Wahrheiten und politische Regeln in dieses gefällige Gewand zu kleiden. Sein Herz war empfindlich für Freude und Liebe; einige Schwachheiten seiner Jugend machten ihn um so nachsichtiger gegen die Menschheit und gaben seinen Gesetzen das Gepräge von Sanftmut und Milde, das sie von den Satzungen des Drako und Lykurgus so schön unterscheidet.

Er war ferner noch ein tapfrer Heerführer gewesen, hatte der Republik den Besitz der Insel Salamine erworben und noch andere wichtige Kriegsdienste geleistet. Damals war das Studium der Weisheit noch nicht wie jetzt von politischer und kriegrischer Wirksamkeit getrennt; der Weise war der beste Staatsmann, der erfahrenste Feldherr, der tapferste Soldat; seine Weisheit floß in alle Geschäfte seines bürgerlichen Lebens. Solons Ruf war durch ganz Griechenland erschollen, und in die allgemeine Angelegenheiten des Peloponnes hatte er einen sehr großen Einfluß.

Solon war der Mann, der allen Parteien in Athen gleich lieb war. Die Reichen hatten große Hoffnungen von ihm, weil er selbst ein begüterter Mann war. Die Armen vertrauten ihm, weil er ein rechtschaffner Mann war. Der verständige Teil der Athenienser wünschte sich ihn zum Herrscher, weil die Monarchie das sicherste Mittel schien, die Faktionen zu unterdrücken; seine Verwandten wünschten dieses gleichfalls, aber aus eigennützigen Absichten, um die Herrschaft mit ihm zu teilen. Solon verschmähte diesen Rat: die Monarchie, sagte er, sei ein schöner Wohnplatz, aber er habe keinen Ausgang.

Er begnügte sich, sich zum Archon und Gesetzgeber ernennen zu lassen, und übernahm dieses große Amt ungern, und nur aus Achtung für das Wohl der Bürger.

Das erste, womit er sein Werk eröffnete, war das berühmte Edikt, Seisachtheia oder Erledigung genannt, wodurch alle Schulden aufgehoben und zugleich verboten wurde, daß künftig keiner dem andern auf seinen Leib etwas leihen durfte. Dieses Edikt war allerdings ein gewaltsamer Angriff auf das Eigentum, aber die höchste Not des Staats machte einen gewaltsamen Schritt notwendig. Er war unter zwei Übeln das kleinere, denn die Klasse des Volks, welche dadurch litt, war weit geringer als die, welche dadurch glücklich wurde.

Durch dieses wohltätige Edikt wälzte er auf einmal die schweren Lasten ab, welche die arme Bürgerklasse seit Jahrhunderten niedergedrückt hatten: die Reichen aber

machte er dadurch nicht elend, denn er ließ ihnen, was sie hatten; er nahm ihnen nur die Mittel, ungerecht zu sein. Nichtsdestoweniger erntete er von den Armen so wenig Dank als von den Reichen. Die Armen hatten auf eine völlig gleiche Länderteilung gerechnet, davon in Sparta das Beispiel gegeben war, und murrten deswegen gegen ihn, daß er ihre Erwartung hintergangen hatte. Sie vergaßen, daß der Gesetzgeber den Reichen ebenso gut als den Armen Gerechtigkeit schuldig sei und daß die Anordnung des Lykurgus eben darum nicht nachahmungswürdig sei, weil sie sich auf eine Unbilligkeit gründete, die zu vermeiden gewesen wäre.

Der Undank des Volks preßte dem Gesetzgeber eine bescheidene Klage aus. „Ehmals", sagte er, „rauschte mir von allen Seiten mein Lob entgegen; jetzt schielt alles mit feindlichen Blicken auf mich." Bald aber zeigten sich in Attika die wohltätigen Folgen seiner Verfügung. Das Land, das vorher Sklavendienste tat, war jetzt frei; der Bürger bearbeitete den Acker jetzt als sein Eigentum, den er vorher als Tagelöhner für seinen Kreditor bearbeitet hatte. Viele ins Ausland verkaufte Bürger, die schon angefangen hatten, ihre Muttersprache zu verlernen, sahen als freie Menschen ihr Vaterland wieder.

Das Vertrauen in den Gesetzgeber kehrte zurück. Man übertrug ihm die ganze Reformation des Staats und unumschränkte Gewalt, über das Eigentum und die Rechte der Bürger zu verfügen. Der erste Gebrauch, den er davon machte, war, daß er alle Gesetze des Drako abschaffte — diejenigen ausgenommen, welche gegen den Mord und Ehebruch gerichtet waren.

Nun übernahm er das große Werk, der Republik eine neue Konstitution zu geben.

Alle athenienſischen Bürger mußten sich einer Schätzung des Vermögens unterwerfen, und nach dieser Schätzung wurden sie in vier Klassen oder Zünfte geteilt.

Die erste begriff diejenigen in sich, welche jährlich 500 Maß von trocknen und flüssigen Dingen Einkommen hatten.

Die zweite enthielt diejenigen, welche 300 Maß Einkommen hatten und ein Pferd halten konnten.

Die dritte diejenigen, welche nur die Hälfte davon hatten, und wo also immer zwei zusammentreten mußten, um diese Summe herauszubringen. Man nannte sie deswegen die Zweigespannten.

In der vierten waren die, welche keine liegenden Gründe besaßen und bloß von ihrer Handarbeit lebten, Handwerker, Taglöhner und Künstler.

Die drei ersten Klassen konnten öffentliche Ämter bekleiden; die aus der letzten waren davon ausgeschlossen, doch hatten sie bei der Nationalversammlung eine Stimme wie die übrigen, und dadurch allein genossen sie einen großen Anteil an der Regierung. Vor die Nationalversammlung, Ecclesia genannt, wurden alle große Angelegenheiten gebracht und durch dieselbe entschieden: die Wahl der Obrigkeiten, die Besetzung der Ämter, wichtige Rechtshändel, Finanzangelegenheiten, Krieg und Frieden. Da ferner die Solonischen Gesetze mit einer gewissen Dunkelheit behaftet waren, so mußte in jedem Fall, wo der Richter über ein Gesetz, das er auszulegen hatte, zweifelhaft war, an die Ecclesia appelliert werden, welche dann in letzter Instanz entschied, wie das Gesetz zu verstehen sei. Von allen Tribunalen konnte man an das Volk appellieren. Vor dem dreißigsten Jahr hatte niemand Zutritt zur Nationalversammlung; aber sobald einer das erforderliche Alter hatte, so konnte er ungestraft nicht mehr wegbleiben, denn Solon haßte und bekämpfte nichts so sehr als Lauigkeit gegen das gemeine Wesen.

Athens Verfassung war auf diese Art in eine vollkommene Demokratie verwandelt; im strengsten Verstande war das Volk *souverän*, und nicht bloß durch Repräsentanten herrschte es, sondern in eigner Person und durch sich selbst.

Bald aber zeigten sich nachteilige Folgen dieser Einrichtung. Das Volk war zu schnell mächtig geworden, um sich dieses Vorrechts mit Mäßigung zu bedienen;

Leidenschaft mischte sich in die öffentliche Versammlung, und der Tumult, den eine so große Volksmenge erregte, erlaubte nicht immer, reif zu überlegen und weise zu entscheiden. Diesem Übel zu begegnen, schuf Solon einen Senat, zu welchem aus jeder der vier Zünfte 100 Mitglieder genommen wurden. Dieser Senat mußte sich vorher über die Punkte beratschlagen, welche der Ecclesia vorgelegt werden sollten. Nichts, was nicht vorher vom Senat in Überlegung genommen worden, durfte vor das Volk gebracht werden, aber das Volk allein behielt die Entscheidung. War eine Angelegenheit von dem Senat dem Volk *vorgetragen*, so traten die *Redner* auf, die Wahl desselben zu lenken. Diese Menschenklasse hat sich in Athen sehr viel Wichtigkeit erworben und durch den Mißbrauch, den sie von ihrer Kunst und dem leicht beweglichen Sinn der Athenienser machte, der Republik ebenso viel geschadet, als sie ihr hätte nützen können, wenn sie, von Privatabsichten rein, das *wahre* Interesse des Staats immer vor Augen gehabt hätte. Alle Kunstgriffe der Beredsamkeit bot der Redner auf, dem Volk diejenige Seite einer Sache annehmlich zu machen, wozu er es gerne bringen wollte; und verstand er seine Kunst, so waren alle Herzen in seinen Händen. Durch diese Redner wurde dem Volk eine sanfte und erlaubte Fessel angelegt. Sie herrschten durch Überredung, und ihre Herrschaft war darum nicht weniger groß, weil sie der freien Wahl etwas übrig ließ. Das Volk behielt völlige Freiheit, zu wählen und zu verwerfen; aber durch die Kunst, womit man ihm die Dinge vorzulegen wußte, lenkte man diese Freiheit. Eine vortreffliche Einrichtung, wenn die Funktion der Redner immer in reinen und treuen Händen geblieben wäre. Bald aber wurden aus diesen Rednern Sophisten, die ihren Ruhm darein setzten, das Schlimme gut und das Gute schlimm zu machen. Mitten in Athen war ein großer öffentlicher Platz, von Bildsäulen der Götter und Helden umgeben, das *Prytaneum* genannt. Auf diesem Platz war die Versammlung des Senats, und die Senatoren erhielten davon

den Namen der Prytanen. Von einem Prytanen wurde ein untadelhaftes Leben verlangt. Keinem Verschwender, keinem, der seinem Vater unehrerbietig begegnet, keinem, welcher sich nur einmal betrunken hatte, durfte es in den Sinn kommen, sich zu diesem Amte zu melden.

Als sich in der Folge die Bevölkerung in Athen vermehrte und anstatt der vier Zünfte, welche Solon eingeführt hatte, zehen Zünfte gemacht wurden, wurde auch die Anzahl der Prytanen von 400 bis 1000 gesetzt. Aber von diesen 1000 Prytanen waren jährlich nur 500 in Funktion, und auch diese 500 nie auf einmal. Funfzig derselben regierten immer fünf Wochen lang, und zwar so, daß in jeder Woche nur 10 im Amte standen. So war es ganz unmöglich, willkürlich zu verfahren, denn jeder hatte ebenso viele Zeugen und Hüter seiner Handlungen, als er Amtsgenossen hatte, und der nachfolgende konnte immer die Verwaltung seines Vorgängers mustern. Alle fünf Wochen wurden vier Volksversammlungen gehalten, die außerordentlichen nicht mit gerechnet — eine Einrichtung, wodurch es ganz unmöglich gemacht ward, daß eine Angelegenheit lange unentschieden blieb und der Gang der Geschäfte verzögert wurde.

Außer dem Senat der Prytanen, den er neu erschuf, brachte Solon auch den Areopagus wieder in Ansehen, den Drako erniedrigt hatte, weil er ihm zu menschlich dachte. Er machte ihn zum obersten Aufseher und Schutzgeist der Gesetze und befestigte, wie Plutarch sagt, an diesen beiden Gerichten, dem Senat nämlich und dem Areopagus, wie an zwei Ankern die Republik.

Diese zwei Gerichtshöfe waren eingesetzt, über die Erhaltung des Staats und seiner Gesetze zu wachen. Zehen andere Tribunale beschäftigten sich mit Anwendung der Gesetze, mit der Gerechtigkeitspflege. Über Mordtaten erkannten vier Gerichtshöfe, das Palladium, das Delphinium, die Phreattys und Heliäa. Die zwei erstern bestätigte Solon nur, sie waren schon unter den Königen gestiftet. Unvorsätzliche Mordtaten wurden vor dem Pal-

ladium gerichtet. Vor dem Delphinium stellten sich die, welche sich zu einem für erlaubt gehaltenen Totschlag bekannten. Das Gericht Phreattys wurde eingesetzt, um über diejenigen zu erkennen, welche eines vorsätzlichen Totschlags wegen angeklagt wurden, nachdem sie bereits eines unvorsätzlichen Mordes wegen außer Landes geflüchtet waren. Der Beklagte erschien auf einem Schiffe, und am Ufer standen seine Richter. War er unschuldig, so kehrte er ruhig an seinen Verbannungsort zurück, in der fröhlichen Hoffnung, einst wieder heimkehren zu dürfen. Wurde er schuldig befunden, so kehrte er zwar auch unversehrt zurück, aber sein Vaterland hatte er auf ewig verloren.

Das vierte Kriminalgericht war die Heliäa, die ihren Namen von der Sonne hatte, weil sie sich gleich nach Aufgang der Sonne und an einem Orte, den die Sonne bestrahlt, zu versammeln pflegte. Die Heliäa war eine außerordentliche Kommission der andern großen Tribunale; ihre Mitglieder waren zugleich Richter und Magistrate. Sie hatten nicht bloß Gesetze anzuwenden und zu vollziehen, sondern auch zu verbessern und ihren Sinn zu bestimmen. Ihre Versammlung war feierlich, und ein furchtbarer Eid verband sie zur Wahrheit.

Sobald ein Todesurteil gefällt war, und der Beklagte hatte sich nicht durch eine freiwillige Verbannung demselben entzogen, so überlieferte man ihn den Eilf Männern; diesen Namen führte die Kommission, wozu jede der zehen Zünfte einen Mann hergab, die mit dem Blutrichter eilf ausmachten. Diese Eilf Männer hatten die Aufsicht über die Gefängnisse und vollzogen die Todesurteile. Der Todesarten, welche man den Verbrechern in Athen zuerkannte, waren dreierlei. Entweder man stürzte ihn in einen Schlund, auch in das Meer hinunter, oder man richtete ihn mit dem Schwert hin oder gab ihm Schierling zu trinken.

Zunächst der Todesstrafe kam die Verweisung. Diese Strafe ist schrecklich in glückseligen Ländern; es gibt Staaten, aus denen es kein Unglück ist verwiesen zu

werden. Daß es die Verweisung zunächst an die Todesstrafe und, wenn sie ewig war, dieser letztern gleich setzte, ist ein schönes Selbstgefühl des athenienſischen Volks. Der Athenienſer, der sein Vaterland verloren, konnte in der ganzen übrigen Welt kein Athen mehr finden.

Die Verbannung war mit einer Konfiskation aller Güter verbunden, den Ostracismus allein ausgenommen.

Bürger, welche durch außerordentliche Verdienste oder Glück zu einem größern Einfluß und Ansehen gelangt waren, als sich mit der republikaniſchen Gleichheit vertrug, und die also anfingen, der bürgerlichen Freiheit gefährlich zu werden, verbannte man zuweilen — ehe sie dieſe Verbannung verdienten. Um den Staat zu retten, war man unrecht gegen einen einzelnen Bürger. Die Idee, welche diesem Gebrauche zum Grund liegt, ist an sich zu loben: aber das Mittel, welches man erwählte, zeugt von einer kindiſchen Politik. Man nannte diese Art der Verbannung den Ostracismus, weil die Vota auf Scherben geſchrieben wurden. Sechstausend Stimmen waren nötig, einen Bürger mit dieſer Strafe zu belegen. Der Ostracismus mußte seiner Natur nach meistens den verdienteſten Bürger treffen; er ehrte also mehr, als er ſchändete — aber darum war er doch nicht weniger ungerecht und grauſam, denn er nahm dem Würdigſten, was ihm das Teuerſte war, die Heimat.

Eine vierte Art von Strafen bei Kriminalverbrechen war die Strafe der Säule. Die Schuld des Verbrechers wurde auf eine Säule geſchrieben, und dies machte ihn ehrlos mit seinem ganzen Geſchlechte.

Geringere bürgerliche Händel zu entſcheiden, waren ſechs Tribunale eingeſetzt, die aber niemals wichtig wurden, weil dem Verurteilten von allen die Appellation an die höhern Gerichte und an die Eccleſia offen ſtand. Jeder führte seine Sache ſelbſt, Weiber, Kinder und Sklaven ausgenommen. Eine Waſſeruhr beſtimmte die Dauer von seiner und ſeines Anklägers Rede. Die wichtigſten bürgerlichen Händel mußten in 24 Stunden entſchieden ſein.

So viel von den bürgerlichen und politischen Anordnungen Solons; aber darauf allein schränkte sich dieser Gesetzgeber nicht ein. Es ist ein Vorzug, den die alten Gesetzgeber vor den neuern haben, daß sie ihre Menschen den Gesetzen zubilden, die sie ihnen erteilen, daß sie auch die Sittlichkeit, den Charakter, den gesellschaftlichen Umgang mitnehmen und den Bürger nie von dem Menschen trennen wie wir. Bei uns stehen die Gesetze nicht selten in direktem Widerspruch mit den Sitten. Bei den Alten standen Gesetze und Sitten in einer viel schöneren Harmonie. Ihre Staatskörper haben daher auch eine so lebendige Wärme, die den unsrigen ganz fehlt; mit unzerstörbaren Zügen war der Staat in die Seelen der Bürger gegraben.

Indessen muß man auch hier in Anpreisung des Altertums sehr behutsam sein. Fast durchgängig kann man behaupten, daß die *Absichten* der alten Gesetzgeber weise und lobenswürdig waren, daß sie aber in den *Mitteln* fehlten. Diese Mittel zeugen oft von unrichtigen Begriffen und einer einseitigen Vorstellungsart. Wo wir zu weit zurückbleiben, eilten sie zu weit vor. Wenn unsre Gesetzgeber Unrecht getan haben, daß sie moralische Pflichten und Sitten ganz vernachlässigten, so hatten die Gesetzgeber der Griechen darin Unrecht, daß sie moralische Pflichten mit dem Zwang der Gesetze einschärften. Zur moralischen Schönheit der Handlungen ist Freiheit des Willens die erste Bedingung, und diese Freiheit ist dahin, sobald man moralische Tugend durch gesetzliche Strafen erzwingen will. Das edelste Vorrecht der menschlichen Natur ist, sich selbst zu bestimmen und das Gute um des Guten willen tun. Kein bürgerliches Gesetz darf Treue gegen den Freund, Großmut gegen den Feind, Dankbarkeit gegen Vater und Mutter zwangsmäßig gebieten; denn sobald es dieses tut, wird eine freie moralische Empfindung in ein Werk der Furcht, in eine sklavische Regung verwandelt.

Aber wieder auf unsern Solon zurückzukommen.

Ein Solonisches Gesetz verordnet, daß jeder Bürger

die Beleidigung, die einem andern widerführe, als sich selbst angetan betrachten und nicht ruhen solle, bis sie an dem Beleidiger gerochen sei. Das Gesetz ist vortrefflich, wenn man seine Absicht dabei betrachtet. Seine Absicht war, jedem Bürger warmen Anteil an allen übrigen einzuflößen und alle mit einander daran zu gewöhnen, sich als Glieder eines zusammenhängenden Ganzen anzusehen. Wie angenehm würden wir überrascht werden, wenn wir in ein Land kämen, wo uns jeder Vorübergehende ungerufen gegen einen Beleidiger in Schutz nähme. Aber wie sehr würde unser Vergnügen verlieren, wenn uns zugleich dabei gesagt würde, daß er so schön habe handeln müssen.

Ein andres Gesetz, welches Solon gab, erklärt denjenigen für ehrlos, der bei einem bürgerlichen Aufruhr neutral bleibe. Auch bei diesem Gesetz lag eine unverkennbare gute Absicht zum Grunde. Dem Gesetzgeber war es darum zu tun, seinen Bürgern das innigste Interesse an dem Staat einzuflößen. Kälte gegen das Vaterland war ihm das Hassenswürdigste an einem Bürger. Neutralität kann oft eine Folge dieser Kälte sein; aber er vergaß, daß oft das feurigste Interesse am Vaterland diese Neutralität gebietet — alsdann nämlich, wenn beide Parteien Unrecht haben und das Vaterland bei beiden gleichviel zu verlieren haben würde.

Ein andres Gesetz des Solon verbietet, von den Toten übel zu reden; ein andres, an öffentlichen Örtern, wie vor Gericht, im Tempel oder im Schauspiel, einem Lebenden Böses nachzusagen. Einen Bastard spricht er von kindlichen Pflichten los, denn der Vater, sagt er, habe sich schon durch die genossene sinnliche Lust bezahlt gemacht; ebenso sprach er den Sohn von der Pflicht frei, seinen Vater zu ernähren, wenn dieser ihn keine Kunst hätte lernen lassen. Er erlaubte, Testamente zu machen und sein Vermögen nach Willkür zu verschenken, denn Freunde, die man sich wählt, sagte er, sind mehr wert als bloße Verwandte. Die Aussteuer schaffte er ab, weil er wollte, daß die Liebe, und nicht der Eigennutz Ehen

stiftete. Noch ein schöner Zug von Sanftmut in seinem Charakter ist, daß er verhaßten Dingen mildere Namen gab. Abgaben hießen Beiträge, Besatzungen Wächter der Stadt, Gefängnisse Gemächer, und die Schuldenvernichtung nannte er Erleichterung. Den Aufwand, zu dem der athenienſische Geist sich so sehr neigte, mäßigte er durch weise Verordnungen; strenge Gesetze wachten über die Sitten des Frauenzimmers, über den Umgang beider Geschlechter und die Heiligkeit der Ehen.

Diese Gesetze, verordnete er, sollten nur auf 100 Jahre gültig sein — wie viel weiter sah er als Lykurgus! Er begriff, daß Gesetze nur Dienerinnen der Bildung sind, daß Nationen in ihrem männlichen Alter eine andere Führung nötig haben als in ihrer Kindheit. Lykurg verewigte die Geistes-Kindheit der Spartaner, um dadurch seine Gesetze bei ihnen zu verewigen, aber sein Staat ist verschwunden mit seinen Gesetzen. Solon hingegen versprach den seinigen nur eine hundertjährige Dauer, und noch heutigestages sind viele derselben im römischen Gesetzbuche in Kraft. Die Zeit ist eine gerechte Richterin aller Verdienste.

Man hat dem Solon zum Vorwurf gemacht, daß er dem Volk zu große Gewalt gegeben habe, und dieser Vorwurf ist nicht ungegründet. Indem er eine Klippe, die Oligarchie, zu sehr vermied, ist er einer andern, der Anarchie, zu nahe gekommen — aber doch auch nur nahe gekommen, denn der Senat der Prytanen und das Gericht des Areopagus waren starke Zügel der demokratischen Gewalt. Die Übel, welche von einer Demokratie unzertrennlich sind, tumultuarische und leidenschaftliche Entscheidungen und der Geist der Faktion, konnten freilich in Athen nicht vermieden werden — aber diese Übel sind doch weit mehr der Form, die er wählte, als dem Wesen der Demokratie zuzuschreiben. Er fehlte darin sehr, daß er das Volk nicht durch Repräsentanten, sondern in Person entscheiden ließ, welches wegen der starken Menschenmenge nicht ohne Verwirrung und Tumult und wegen der überlegenen Anzahl der unbemittelten Bürger

nicht immer ohne Bestechung abgehen konnte. Der Ostracismus, wobei 6000 Stimmen zum wenigsten erfordert wurden, läßt uns abnehmen, wie stürmisch es bei dergleichen Volksversammlung mag zugegangen sein. Wenn man aber auf der andern Seite bedenkt, wie gut auch der gemeinste Athenienser mit dem gemeinen Wesen bekannt war, wie mächtig der Nationalgeist in ihm wirkte, wie sehr der Gesetzgeber dafür gesorgt hatte, daß dem Bürger das Vaterland über alles ging, so wird man einen bessern Begriff von dem politischen Verstand des athenienſischen Pöbels bekommen und sich wenigstens hüten, von dem gemeinen Volke bei uns voreilig auf jenes zu schließen. Alle große Versammlungen haben immer eine gewisse Gesetzlosigkeit in ihrem Gefolge — alle kleinere aber haben Mühe, sich von aristokratischem Despotismus ganz rein zu erhalten. Zwischen beiden eine glückliche Mitte zu treffen, ist das schwerste Problem, das die kommenden Jahrhunderte erst auflösen sollen. Bewundernswert bleibt mir immer der Geist, der den Solon bei seiner Gesetzgebung beseelte, der Geist der gesunden und echten Staatskunst, die das Grundprinzipium, worauf alle Staaten ruhen müssen, nie aus den Augen verlor: sich selbst die Gesetze zu geben, denen man gehorchen soll, und die Pflichten des Bürgers aus Einsicht und aus Liebe zum Vaterland, nicht aus sklavischer Furcht vor der Strafe, nicht aus blinder und schlaffer Ergebung in den Willen eines Obern zu erfüllen.

Schön und trefflich war es von Solon, daß er Achtung hatte für die menschliche Natur und nie den Menschen dem Staat, nie den Zweck dem Mittel aufopferte, sondern den Staat dem Menschen dienen ließ. Seine Gesetze waren laxe Bänder, an denen sich der Geist der Bürger frei und leicht nach allen Richtungen bewegte und nie empfand, daß sie ihn lenkten; die Gesetze des Lykurgus waren eiserne Fesseln, an denen der kühne Mut sich wund rieb, die durch ihr drückendes Gewicht den Geist niederzogen. Alle mögliche Bahnen schloß

der athenienſiſche Geſetzgeber dem Genie und dem Fleiß ſeiner Bürger auf; der ſpartaniſche Geſetzgeber vermauerte den ſeinigen alle bis auf eine einzige — das politiſche Verdienſt. Lykurg befahl den Müßiggang durch Geſetze, Solon ſtrafte ihn ſtrenge. Darum reiften in Athen alle Tugenden, blühten alle Gewerbe und Künſte, regten ſich alle Sehnen des Fleißes; darum wurden alle Felder des Wiſſens dort bearbeitet. Wo findet man in Sparta einen Sokrates, einen Thukydides, einen Sophokles und Plato? Sparta konnte nur Herrſcher und Krieger — keine Künſtler, keine Dichter, keine Denker, keine Weltbürger erzeugen. Beide, Solon wie Lykurg, waren große Männer, beide waren rechtſchaffne Männer, aber wie verſchieden haben ſie gewirkt, weil ſie von entgegengeſetzten Prinzipien ausgingen. Um den athenienſiſchen Geſetzgeber ſteht die Freiheit und die Freude, der Fleiß und der Überfluß — ſtehen alle Künſte und Tugenden, alle Grazien und Muſen herum, ſehen dankbar zu ihm auf und nennen ihn ihren Vater und Schöpfer. Um den Lykurgus ſieht man nichts als Tyrannei und ihr ſchreckliches Gegenteil, die Knechtſchaft, die ihre Ketten ſchüttelt und dem Urheber ihres Elends flucht.

Der Charakter eines ganzen Volks iſt der treueſte Abdruck ſeiner Geſetze und alſo auch der ſicherſte Richter ihres Werts oder Unwerts. Beſchränkt war der Kopf des Spartaners und unempfindlich ſein Herz. Er war ſtolz und hochfahrend gegen ſeine Bundsgenoſſen, hart gegen ſeine Überwundenen, unmenſchlich gegen ſeine Sklaven und knechtiſch gegen ſeine Obern; in ſeinen Unterhandlungen war er ungewiſſenhaft und treulos, in ſeinen Entſcheidungen deſpotiſch, und ſeiner Größe, ſeiner Tugend ſelbſt fehlte es an der gefälligen Anmut, welche allein die Herzen gewinnt. Der Athenienſer hingegen war weichmütig und ſanft im Umgang, höflich aufgeweckt im Geſpräch, leutſelig gegen den Geringen, gaſtfrei und gefällig gegen den Fremden. Er liebte zwar Weichlichkeit und Putz, aber dies hinderte nicht, daß er im Treffen nicht wie ein Löwe kämpfte. Gekleidet in Purpur und

mit Wohlgerüchen gesalbt, brachte er die Millionen des Xerxes und die rauhen Spartaner auf gleiche Weise zum Zittern. Er liebte die Vergnügungen der Tafel und konnte nur schwer dem Reiz der Wollust widerstehen; aber Völlerei und schamloses Betragen machten ehrlos in Athen. Delikatesse und Wohlanständigkeit wurden bei keinem Volke des Altertums so getrieben als bei diesem: in einem Kriege mit dem mazedonischen Philipp hatten die Athenienser einige Briefe dieses Königs aufgefangen, unter denen auch einer an seine Gemahlin war; die übrigen alle wurden geöffnet, diesen einzigen schickten sie unerbrochen zurück. Der Athenienser war großmütig im Glücke, und im Unglücke standhaft — dann kostete es ihn nichts, für das Vaterland alles zu wagen. Seine Sklaven behandelte er menschlich, und der mißhandelte Knecht durfte seinen Tyrannen verklagen. Selbst die Tiere erfuhren die Großmut dieses Volks; nach vollendetem Bau des Tempels Hekatonpedon wurde verordnet, alle Lasttiere, welche dabei geschäftig gewesen, frei zu lassen und auf ihr ganzes künftiges Leben auf den besten Weiden umsonst zu ernähren. Eins dieser Tiere kam nachher von freien Stücken zur Arbeit und lief mechanisch vor den übrigen her, welche Lasten zogen. Dieser Anblick rührte die Athenienser so sehr, daß sie verordneten, dieses Tier auf Unkosten des Staats inskünftige besonders zu unterhalten.

Indessen bin ich es der Gerechtigkeit schuldig, auch die Fehler der Athenienser nicht zu verschweigen, denn die Geschichte soll keine Lobrednerin sein. Dieses Volk, das wir seiner feinen Sitten, seiner Sanftmut, seiner Weisheit wegen bewundert haben, befleckte sich nicht selten mit dem schändlichsten Undank gegen seine größten Männer, mit Grausamkeit gegen seine überwundenen Feinde. Durch die Schmeicheleien seiner Redner verdorben, trotzig auf seine Freiheit und auf so viele glänzende Vorzüge eitel, drückte es seine Bundsgenossen und Nachbarn oft mit unerträglichem Stolze und ließ sich bei öffentlichen Beratschlagungen von einem

leichtsinnigen Schwindelgeist leiten, der oft die Bemühungen seiner weisesten Staatsmänner zu nichte machte und den Staat an den Rand des Verderbens riß. Jeder einzelne Athenienser war lenksam und weichmütig; aber in öffentlichen Versammlungen war er der vorige Mann nicht mehr. Daher schildert uns Aristophanes seine Landsleute als vernünftige Greise zu Hause und als Narren in Versammlungen. Die Liebe zum Ruhme und der Durst nach Neuheit beherrschte sie bis zur Ausschweifung; an den Ruhm setzte der Athenienser oft seine Glücksgüter, sein Leben und nicht selten — seine Tugend. Eine Krone von Ölzweigen, eine Inschrift auf einer Säule, die sein Verdienst verkündigte, war ihm ein feurigerer Sporn zu großen Taten als dem Perser alle Schätze des großen Königs. So sehr das athenienſische Volk seinen Undank übertrieb, so ausschweifend war es wieder in seiner Dankbarkeit. Von einem solchen Volke im Triumph aus der Versammlung heimbegleitet zu werden, es auch nur *einen* Tag zu beschäftigen, war ein höherer Genuß für die Ruhmsucht des Athenienſers und auch ein wahrerer Genuß, als ein Monarch seinen geliebtesten Sklaven gewähren kann; denn es ist ganz etwas anders, ein ganzes stolzes, zart empfindendes Volk zu rühren, als einem einzigen Menschen zu gefallen. Der Athenienser mußte in immerwährender Bewegung sein; unaufhörlich haschte sein Sinn nach neuen Eindrücken, neuen Genüssen. Dieser Sucht nach Neuheit mußte man täglich neue Nahrung reichen, wenn sie sich nicht gegen den Staat selbst kehren sollte. Darum rettete ein Schauspiel, das man zu rechter Zeit gab, oft die öffentliche Ruhe, welche der Aufruhr bedrohte — darum hatte oft ein Usurpator gewonnen Spiel, wenn er nur diesem Hange des Volks durch eine Reihe von Lustbarkeiten opferte. Aber eben darum wehe dem verdientesten Bürger, wenn er die Kunst nicht verstand, täglich *neu* zu sein und sein Verdienst zu verjüngen!

Der Abend von Solons Leben war nicht so heiter, als sein Leben es verdient hätte. Um den Zudringlich-

keiten der Athenienser zu entgehen, die ihn täglich mit Fragen und Vorschlägen heimsuchten, machte er, sobald seine Gesetze im Gange waren, eine Reise durch Kleinasien, nach den Inseln und nach Aegypten, wo er sich mit den Weisesten seiner Zeit besprach, den königlichen Hof des Krösus in Lydien und den zu Sais in Aegypten besuchte. Was von seiner Zusammenkunft mit Thales von Milet und mit Krösus erzählt wird, ist zu bekannt, um hier noch wiederholt zu werden. Bei seiner Zurückkunft nach Athen fand er den Staat von drei Parteien zerrüttet, welche zwei gefährliche Männer, Megakles und Pisistratus, zu Anführern hatten. Megakles machte sich mächtig und furchtbar durch seinen Reichtum, Pisistratus durch seine Staatsklugheit und sein Genie. Dieser Pisistratus, Solons ehemaliger Liebling und der Julius Cäsar von Athen, erschien einsmals bleich auf seinem Wagen ausgestreckt vor der Volksversammlung und bespritzt mit dem Blut einer Wunde, die er sich selbst in den Arm geritzt hatte. „So", sagte er, „haben mich meine Feinde um eurentwillen mißhandelt. Mein Leben ist in ewiger Gefahr, wenn ihr nicht Anstalten trefft, es zu schützen." Alsbald trugen seine Freunde, wie er sie selbst unterrichtet hatte, darauf an, daß ihm eine Leibwache gehalten würde, die ihn begleiten sollte, so oft er öffentlich ausging. Solon erriet den betrügerischen Sinn dieses Vorschlags und setzte sich eifrig, aber fruchtlos dagegen. Der Vorschlag ging durch, Pisistratus erhielt eine Leibwache, und nicht sobald sah er sich an ihrer Spitze, als er die Zitadelle von Athen in Besitz nahm. Jetzt fiel die Decke von den Augen des Volks, aber zu spät. Der Schrecken ergriff Athen; Megakles und seine Anhänger entwichen aus der Stadt und überließen sie dem Usurpator. Solon, der sich allein nicht hatte täuschen lassen, war jetzt auch der einzige, der den Mut nicht verlor; so viel er angewandt hatte, seine Mitbürger von ihrer Übereilung zurückzuhalten, als es noch Zeit war, so viel wandte er jetzt an, ihren sinkenden Mut zu beleben. Als er nirgends Eingang fand, ging er nach

Hause, legte seine Waffen vor seine Haustüre und rief: „Nun hab' ich getan, was ich konnte zum Besten des Vaterlands.“ Er dachte auf keine Flucht, sondern fuhr fort, die Torheit der Athenienser und die Gewissenlosigkeit des Tyrannen heftig zu tadeln. Als ihn seine Freunde fragten, was ihn so mutig mache, dem Mächtigen zu trotzen, so antwortete er: „Mein Alter gibt mir diesen Mut.“ Er starb, und seine letzten Blicke sahen sein Vaterland nicht frei.

Aber Athen war in keines Barbaren Hände gefallen. Pisistratus war ein edler Mensch und ehrte die Solonischen Gesetze. Als er in der Folge zweimal von seinem Nebenbuhler vertrieben und zweimal wieder Meister von der Stadt wurde, bis er endlich im ruhigen Besitz seiner Herrschaft blieb, machte er seine Usurpation durch wahre Verdienste um den Staat und glänzende Tugenden vergessen. Niemand bemerkte unter ihm, daß Athen nicht mehr frei war, so gelind und still floß seine Regierung, und nicht er, sondern Solons Gesetze herrschten. Pisistratus eröffnete das goldne Alter von Athen; unter ihm dämmerte der schöne Morgen der griechischen Künste auf. Er starb, wie ein Vater bedauert.

Sein angefangenes Werk wurde von seinen Söhnen Hipparch und Hippias fortgesetzt. Beide Brüder regierten mit Eintracht, und gleiche Liebe zur Wissenschaft beseelte beide. Unter ihnen blühten schon Simonides und Anakreon, und die Akademie wurde gestiftet. Alles eilte dem herrlichen Zeitalter des Perikles entgegen.

II. Aus der Sammlung historischer Memoires

Vorbericht

Die allgemeine Sammlung historischer Memoires für Frankreich, welche unter dem Titel „Collection universelle des Mémoires particuliers, relatifs à l'histoire de France“ schon seit mehrern Jahren in London herauskommt, hat den Herausgeber gegenwärtiger Schrift veranlaßt, ein ähnliches Werk auch im Deutschen zu unternehmen, aber den Plan des französischen zu erweitern und auf alle Schriften dieser Gattung, welche Geschichte sie auch betreffen, und in welcher Sprache sie auch abgefaßt sein mögen, auszudehnen. Dadurch, und daß er die einzelnen Memoires mit universalhistorischen Zeitgemälden begleitet und, wo die Memoireschriftsteller ihn verlassen, die leere Strecken durch eine fortgeführte Erzählung ausfüllt, glaubte er diese Sammlung zu einem gewissen historischen Ganzen zu erheben, wodurch sie demjenigen Teile des Publikums, dem sie eigentlich gewidmet ist, in einem vorzüglicheren Grade brauchbar werden könnte. Aus diesem Grunde erwählte er auch den Anfang der Kreuzzüge zur Epoche des Werks, weil erst von hier aus die Ordnung der Memoires, mit einigem Zusammenhange wenigstens, fortgeführt werden kann.

Zu einer Zeit, wo der Geschmack an historischen Schriften, durch einige Meisterstücke in dieser Gattung erweckt, sich unter dem lesenden Publikum immer allgemeiner verbreitet und das zahllose Heer von Romanen und romanisierten Geschichten, welche lange Zeit fast allein im Besitz waren, die Wißbegierde zu beschäftigen, allgemach zu verdrängen scheint, glaubte der Herausgeber einem Werke, welches zwischen beiden gleichsam in der Mitte steht und die gefälligen Eigenschaften der einen mit den gründlichen Vorteilen der andern verbindet, eine nicht ungünstige Aufnahme versprechen zu können. Es ist vorzugsweise denen bestimmt, welchen ihre Bestimmung nicht erlaubt, aus der Geschichte ein eigenes Studium zu machen, und die also der historischen Lektüre nur ihre Erholungsstunden widmen können, wie überhaupt allen, welche dieses Fach nicht als Gelehrte behandeln; aber auch den letztern dürfte dieses Unternehmen willkommen sein, weil es ihnen den Gebrauch einer sehr schätzbaren Klasse historischer Denkmäler, die nicht überall und nicht immer so leicht aufzubringen sind, erleichtern und in einer treuen Verdeutschung und chronologischen Ordnung vorlegen wird.

Diese Gattung historischer Schriften, denen ihr Name schon bei vielen Lesern zur Empfehlung gereicht, hat den wichtigen Vorzug, daß sie zugleich den kompetenten Kenner und den flüchtigen Dilettanten befriedigt, jenen durch den Wert ihres Inhalts, diesen durch die Nachlässigkeit ihrer Form. Meistens von Weltleuten oder Geschäftsmännern verfaßt, haben sie bei diesen auch immer die beste Aufnahme gefunden. Der Geschichtsforscher schätzt sie als unentbehrliche Führer, denen er sich — in mancher Geschichtsperiode — beinahe ausschließend anvertrauen muß. Daß es ein Augenzeuge — ein Zeitgenosse wenigstens — ist, welcher sie niederschrieb, daß sie sich auf eine einzige Hauptbegebenheit oder auf eine einzige Hauptperson einschränken und nie den Lebensraum *eines* Menschen überschreiten, daß sie ihrem Gegenstand durch die kleinsten Nüancen folgen, Begebenheiten in ihren gering-

fügigsten Umständen und Charaktere in ihren verborgensten Zügen entwickeln, gibt ihnen eine Miene von Wahrheit, einen Ton von Überzeugung, eine Lebendigkeit der Schilderung, die kein Geschichtschreiber, der Revolutionen im großen malt und entfernte Zeiträume an einander kettet, seinem Werke mitteilen kann. Über die wichtigsten Weltbegebenheiten, die auf dem großen politischen Schauplatz oft wie aus dem Nichts hervorzuspringen scheinen, wird uns in Memoires oft ein überraschender Aufschluß gegeben, weil sie Kleinigkeiten aufnehmen, die der Ernst der Geschichte verschmäht. Sie geben das Kolorit zu den nackten Umrissen des Geschichtschreibers und machen seinen Helden wieder zum Menschen, indem sie ihn durch sein Privatleben begleiten und in seinen Schwachheiten überraschen. Von manchem Rechtshandel in der Geschichte der Staaten und der Menschen legen sie uns gleichsam die Aktenstücke vor, und die Menge der Zeugen setzt uns in den Stand, die Wahrheit zu ergründen, welche uns oft genug die betrügenden und öfter noch die betrognen Geschichtschreiber vorenthalten.

Da ein großer Teil dieser Schriften entweder noch gar nicht oder nicht sorgfältig genug übersetzt ist und ihr ungleiches Alter sowohl als ihre Menge es schwer machen dürfte, sie immer vollständig zusammen zu bringen, so würde schon darum eine allgemeine Sammlung und neue Übersetzung derselben nicht überflüssig sein, aber eine Hauptabsicht bei gegenwärtigem Unternehmen ist, den Nutzen derselben zu erhöhen. Die Aufsätze, welche jedem Zeitraum, aus dem der Inhalt der darauf folgenden Memoires genommen ist, vorausgeschickt werden, sollen nicht bloß zur Erläuterung ihres Inhalts, sondern vorzüglich auch dazu dienen, den weniger unterrichteten Leser von dem oft unwichtigen Inhalt auf ein größeres Ganze hinzuweisen, dem diese Memoires zur Erläuterung dienen. Der Nutzen, den er aus einer isolierten, wenn auch noch so anziehenden, noch so wichtigen Geschichtserzählung schöpfte, würde immer sehr geringe sein, wenn er das

Einzelne nicht auf das Allgemeine zurückführen und fruchtbar anwenden lernte.

Am Anfang des ganzen Werks schien es nötig zu sein, eine allgemeine Übersicht über die große Veränderung in dem politischen und sittlichen Zustand von Europa, welche durch das Lehensystem und die Hierarchie bewirkt worden ist, kürzlich vorauszuschicken, weil ein großer Teil der nachfolgenden Memoires diese Kenntnisse voraussetzen wird, und auch schon darum, weil sie ein großes und unentbehrliches Licht über die Entstehung sowohl als über die Folgen der Kreuzzüge verbreitet. Diese erste Abhandlung ist also nicht bloß als die Einleitung zu der Alexias, sondern auch zu mehrern folgenden Memoires zu betrachten.

Der Herausgeber hätte gewünscht, das Werk mit einem allgemein interessanteren Stücke eröffnen zu können, als die Alexias der Prinzessin Anna sein dürfte, aber dies erlaubte sein Plan nicht; der übrige große Wert dieses Denkmals muß seinen Mangel an Hauptinteresse, die Fehler der Schreibart und die noch größern Fehler des Geistes, den die Verfasserin diesem Werke aufdrückte, und die man dem Zeitalter verzeihen wird, bei dem Leser durchbringen helfen.

Ich habe das französische Wort Memoires beibehalten, weil ich es durch kein deutsches zu ersetzen weiß. Denkwürdigkeiten (Memorabilia) drücken es nur unvollständig aus; beinahe noch lieber möchte man sie — weil sie aus der Erinnerung erlebter Begebenheiten niedergeschrieben werden — Erinnerungen, Erinnerungsblätter nennen.

Um die Grenzen des Werks zu bestimmen, wird es nötig sein, den Begriff zu berichtigen, den man mit dem Namen Memoires verbindet. Ob wir gleich auch im Deutschen Memoires besitzen, so besitzen wir sie doch nicht unter diesem Namen, und auch einige französische Schriften, die diesen Namen führen, führen ihn mit Unrecht. Unter dem Namen Memoires scheinen alle historische Schriften begriffen zu sein, welche

I. Nur eine Begebenheit oder nur eine Person zum Gegenstande haben. Dies schließt jede Chronik aus und jede vollständige Geschichte.

II. Deren Verfasser entweder selbst an der beschriebenen Begebenheit Teil genommen hat oder doch der handelnden Person nahe genug war, um aus der reinsten Quelle schöpfen zu können. Die Memoires über die Geschichte Brandenburgs sind keine, weil der Verfasser nicht als Zeitgenosse schrieb und sich weder auf eine Begebenheit noch auf eine Hauptperson einschränkt. Memoires schrieb der Kardinal von Retz, aber auch die Kammerfrau der Königin Anna konnte sie schreiben.

III. Welche im bloßen Ton der Erzählung, aber einer zusammenhängenden Erzählung, und von einem Verfasser geschrieben sind. Historische Briefe, Lob- oder Trauerreden können den Namen von Memoires nicht führen.

Schriften, in welchen sich die angegebenen Eigenschaften vereinigen, gehören in diese Klasse, auch wenn sie unter einem andern Namen erschienen sind, und werden einen Platz in dieser Sammlung erhalten. Friedrich Rotbarts Geschichte durch den Bischof von Freisingen wird daher, nicht mit Unrecht, unmittelbar auf die Alexias folgen.

In jedem Jahr verspricht man wenigstens sechs solche Bände zu liefern, und um die interessante und fruchtbare Epoche der Memoires, welche erst mit Heinrich IV. von Frankreich anfängt, nicht zu lange hinauszuschieben, wird gleich nach dem dritten Band mit der zweiten Abteilung, oder den Memoires neuerer Zeiten, angefangen und, in gleichem Verhältnis mit den frühern, darin fortgefahren werden.

Jena, am 25. Oktober 1789.

Schiller.

Universalhistorische Übersicht

der vornehmsten an den Kreuzzügen teilnehmenden Nationen, ihrer Staatsverfassung, Religionsbegriffe, Sitten, Beschäftigungen, Meinungen und Gebräuche

Drei Hauptklassen von Nationen sind es — wenn man die Form der Verfassung, den herrschenden Charakter und den Religionszustand zum Unterscheidungszeichen annimmt — welche in diesem Zeitraum merkwürdig hervortreten und sich, näher oder entfernter, in die Geschichte der Kreuzzüge verflechten: die Christen im Occident, welche das Band der Religion unter dem römischen Papst vereinigt; die Sarazenen oder Mahomedaner, welche ihren siegreichen Aberglauben von der Straße bei Gibraltar bis an den Indus, und vom Schwarzen Meer und dem Taurus bis an den indischen Ozean ausgebreitet haben; zwischen diesen beiden die Griechen oder die morgenländischen Römer. Von den übrigen Völkern der Erde fehlen uns entweder die Nachrichten ganz, oder sie sind zu unsicher und zu mangelhaft, um einen historischen Faden daraus bilden zu können. Auch war ihre Zeit noch nicht gekommen, einen tätigen Anteil an den Weltbegebenheiten zu nehmen und die Aufmerksamkeit des Universalgeschichtschreibers zu verdienen.

Wir machen den Anfang mit den Ersten, die uns am nächsten angehen, die bei weitem die wichtigsten für uns sind und in der Geschichte der Kreuzzüge die Hauptrolle spielen.

Das neue System gesellschaftlicher Verfassung, welches, im Norden von Europa und Asien erzeugt, mit dem

neuen Völkergeschlechte auf den Trümmern des abendländischen Kaisertums eingeführt wurde, hatte nun beinahe sieben Jahrhunderte lang Zeit gehabt, sich auf diesem neuen und größern Schauplatz und in neuen Verbindungen zu versuchen, sich in allen seinen Arten und Abarten zu entwickeln und alle seine verschiedenen Gestalten und Abwechslungen zu durchlaufen. Die Nachkommen der Vandalen, Sueven, Alanen, Goten, Heruler, Langobarden, Franken, Burgundier u. a. m. waren endlich eingewohnt auf dem Boden, den ihre Vorfahren mit dem Schwert in der Hand betreten hatten, als der Geist der Wanderung und des Raubes, der sie in dieses neue Vaterland geführt, beim Ablauf des eilften Jahrhunderts in einer andern Gestalt und durch andre Anlässe wieder bei ihnen aufgeweckt wurde. Europa gab jetzt dem südwestlichen Asien die Völkerschwärme und Verheerungen heim, die es siebenhundert Jahre vorher von dem Norden dieses Weltteils empfangen und erlitten hatte, aber mit sehr ungleichem Glücke; denn so viel Ströme Bluts es den Barbaren gekostet hatte, ewige Königreiche in Europa zu gründen, so viel kostete es jetzt ihren christlichen Nachkommen, einige Städte und Burgen in Syrien zu erobern, die sie zwei Jahrhunderte darauf auf immer verlieren sollten.

Die Torheit und Raserei, welche den Entwurf der Kreuzzüge erzeugten, und die Gewalttätigkeiten, welche die Ausführung desselben begleitet haben, können ein Auge, das die Gegenwart begrenzt, nicht wohl einladen, sich dabei zu verweilen. Betrachten wir aber diese Begebenheit im Zusammenhang mit den Jahrhunderten, die ihr vorhergingen, und mit denen, die darauf folgten, so erscheint sie uns in ihrer Entstehung zu natürlich, um unsere Verwunderung zu erregen, und zu wohltätig in ihren Folgen, um unser Mißfallen nicht in ein ganz andres Gefühl aufzulösen. Sieht man auf ihre Ursachen, so ist diese Expedition der Christen nach dem Heiligen Lande ein so ungekünsteltes, ja ein so notwendiges Erzeugnis ihres Jahrhunderts, daß ein ganz Ununterrichteter,

dem man die historischen Prämissen dieser Begebenheit ausführlich vor Augen gelegt hätte, von selbst darauf verfallen müßte. Sieht man auf ihre Wirkungen, so erkennt man in ihr den ersten merklichen Schritt, wodurch der Aberglaube selbst die Übel anfing zu verbessern, die er dem menschlichen Geschlecht Jahrhunderte lang zugefügt hatte, und es ist vielleicht kein historisches Problem, das die Zeit reiner aufgelöst hätte als dieses, keines, worüber sich der Genius, der den Faden der Weltgeschichte spinnt, befriedigender gegen die Vernunft des Menschen gerechtfertigt hätte.

Aus der unnatürlichen und entnervenden Ruhe, in welche das alte Rom alle Völker, denen es sich zur Herrscherin aufdrang, versenkte, aus der weichlichen Sklaverei, worin es die tätigsten Kräfte einer zahlreichen Menschenwelt erstickte, sehen wir das menschliche Geschlecht durch die gesetzlose stürmische Freiheit des Mittelalters wandern, um endlich in der glücklichen Mitte zwischen beiden Äußersten auszuruhen und Freiheit mit Ordnung, Ruhe mit Tätigkeit, Mannigfaltigkeit mit Übereinstimmung wohltätig zu verbinden.

Die Frage kann wohl schwerlich sein, ob der Glücksstand, dessen *wir* uns erfreuen, dessen Annäherung wir wenigstens mit Sicherheit erkennen, gegen den blühendsten Zustand, worin sich das Menschengeschlecht sonst jemals befunden, für einen Gewinn zu achten sei, und ob wir uns gegen die schönsten Zeiten Roms und Griechenlands auch wirklich verbessert haben. Griechenland und Rom konnten höchstens vortreffliche *Römer*, vortreffliche *Griechen* erzeugen — die Nation, auch in ihrer schönsten Epoche, erhob sich nie zu *vortrefflichen Menschen*. Eine barbarische Wüste war dem Athenienser die übrige Welt außer Griechenland, und man weiß, daß er dieses bei seiner Glückseligkeit sehr mit in Anschlag brachte. Die Römer waren durch ihren eigenen Arm bestraft, da sie auf dem ganzen großen Schauplatz ihrer Herrschaft nichts mehr übrig gelassen hatten als *römische Bürger* und *römische Sklaven*. Keiner

von unsern Staaten hat ein römisches Bürgerrecht auszuteilen; dafür aber besitzen wir ein Gut, das, wenn er Römer bleiben wollte, kein Römer kennen durfte — und wir besitzen es von einer Hand, die keinem raubte, was sie einem gab, und was sie einmal gab, nie zurücknimmt: wir haben Menschenfreiheit; ein Gut, das — wie sehr verschieden von dem Bürgerrecht des Römers! — an Werte zunimmt, je größer die Anzahl derer wird, die es mit uns teilen, das, von keiner wandelbaren Form der Verfassung, von keiner Staatserschütterung abhängig, auf dem festen Grunde der Vernunft und Billigkeit ruhet.

Der Gewinn ist also offenbar, und die Frage ist bloß diese: war kein näherer Weg zu diesem Ziele? Konnte sich diese heilsame Veränderung nicht weniger gewaltsam aus dem römischen Staat entwickeln, und mußte das Menschengeschlecht notwendig die traurige Zeitstrecke vom vierten bis zum sechzehnten Jahrhundert durchlaufen?

Die Vernunft kann in einer anarchischen Welt nicht aushalten. Stets nach Übereinstimmung strebend, läuft sie lieber Gefahr, die Ordnung unglücklich zu verteidigen als mit Gleichgültigkeit zu entbehren.

War die Völkerwanderung und das Mittelalter, das darauf folgte, eine notwendige Bedingung unserer bessern Zeiten?

Asien kann uns einige Aufschlüsse darüber geben. Warum blühten hinter dem Heerzuge Alexanders keine griechische Freistaaten auf? Warum sehen wir Sina, zu einer traurigen Dauer verdammt, in ewiger Kindheit altern? Weil Alexander mit Menschlichkeit erobert hatte, weil die kleine Schar seiner Griechen unter den Millionen des großen Königs verschwand, weil sich die Horden der Mandschu in dem ungeheuren Sina unmerkbar verloren. Nur die Menschen hatten sie unterjocht; die Gesetze und die Sitten, die Religion und der Staat waren Sieger geblieben. Für despotisch beherrschte Staaten ist keine Rettung als in dem Untergang. Schonende Eroberer

führen ihnen nur Pflanzvölker zu, nähren den siechen Körper und können nichts, als seine Krankheit verewigen. Sollte das verpestete Land nicht den gesunden Sieger vergiften, sollte sich der Deutsche in Gallien nicht zum Römer verschlimmern, wie der Grieche zu Babylon in einen Perser ausartete, so mußte die Form zerbrochen werden, die seinem Nachahmungsgeist gefährlich werden konnte, und er mußte auf dem neuen Schauplatz, den er jetzt betrat, in jedem Betracht der stärkere Teil bleiben.

Die scythische Wüste öffnet sich und gießt ein rauhes Geschlecht über den Occident aus. Mit Blut ist seine Bahn bezeichnet, Städte sinken hinter ihm in Asche, mit gleicher Wut zertritt es die Werke der Menschenhand und die Früchte des Ackers; Pest und Hunger holen nach, was Schwert und Feuer vergaßen; aber Leben geht nur unter, damit besseres Leben an seiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte, die Städte nicht, die es in die Asche legte. Schöner werden sie hervorgehen unter den Händen der Freiheit, und ein besserer Stamm von Menschen wird sie bewohnen. Alle Künste der Schönheit und der Pracht, der Üppigkeit und Verfeinerung gehen unter; kostbare Denkmäler, für die Ewigkeit gegründet, sinken in den Staub, und eine tolle Willkür darf in dem feinen Räderwerk einer geistreichen Ordnung wühlen; aber auch in diesem wilden Tumult ist die Hand der Ordnung geschäftig, und was den kommenden Geschlechtern von den Schätzen der Vorzeit beschieden ist, wird unbemerkt vor dem zerstörenden Grimm des jetzigen geflüchtet. Eine wüste Finsternis breitet sich jetzt über dieser weiten Brandstätte aus, und der elende ermattete Überrest ihrer Bewohner hat für einen neuen Sieger gleich wenig Widerstand und Verführung.

Raum ist jetzt gemacht auf der Bühne — und ein neues Völkergeschlecht besetzt ihn, schon seit Jahrhunderten, still und ihm selbst unbewußt, in den nordischen Wäldern zu einer erfrischenden Kolonie des erschöpften Westen erzogen. Roh und wild sind seine Gesetze, seine Sitten;

aber sie ehren in ihrer rohen Weise die menschliche Natur, die der Alleinherrscher in seinen verfeinerten Sklaven nicht ehret. Unverrückt, als wär' er noch auf salischer Erde, und unversucht von den Gaben, die der unterjochte Römer ihm anbietet, bleibt der Franke den Gesetzen getreu, die ihn zum Sieger machten; zu stolz und zu weise, aus den Händen der Unglücklichen Werkzeuge des Glücks anzunehmen. Auf dem Aschenhaufen römischer Pracht breitet er seine nomadischen Gezelte aus, bäumt den eisernen Speer, sein höchstes Gut, auf dem eroberten Boden, pflanzt ihn vor den Richterstühlen auf, und selbst das Christentum, will es anders den Wilden fesseln, muß das schreckliche Schwert umgürten.

Und nun entfernen sich alle fremden Hände von dem Sohne der Natur. Zerbrochen werden die Brücken zwischen Byzanz und Massilien, zwischen Alexandria und Rom, der schüchterne Kaufmann eilt heim, und das ländergattende Schiff liegt entmastet am Strande. Eine Wüste von Gewässern und Bergen, eine Nacht wilder Sitten wälzt sich vor den Eingang Europens hin, der ganze Weltteil wird geschlossen.

Ein langwieriger, schwerer und merkwürdiger Kampf beginnt jetzt: der rohe germanische Geist ringt mit den Reizungen eines neuen Himmels, mit neuen Leidenschaften, mit des Beispiels stiller Gewalt, mit dem Nachlaß des umgestürzten Roms, der in dem neuen Vaterland noch in tausend Netzen ihm nachstellt; und wehe dem Nachfolger eines Klodion, der auf der Herrscherbühne des Trajanus sich Trajanus dünkt! Tausend Klingen sind gezückt, ihm die scythische Wildnis ins Gedächtnis zu rufen. Hart stößt die Herrschsucht mit der Freiheit zusammen, der Trotz mit der Festigkeit, die List strebt die Kühnheit zu umstricken, das schreckliche Recht der Stärke kommt zurück, und Jahrhunderte lang sieht man den rauchenden Stahl nicht erkalten. Eine traurige Nacht, die alle Köpfe verfinstert, hängt über Europa herab, und nur wenige Lichtfunken fliegen auf, das nachgelaßne Dunkel desto schrecklicher zu zeigen. Die ewige Ordnung scheint

von dem Steuer der Welt geflohen oder, indem sie ein entlegenes Ziel verfolgt, das gegenwärtige Geschlecht aufgegeben zu haben. Aber eine gleiche Mutter allen ihren Kindern, rettet sie einstweilen die erliegende Ohnmacht an den Fuß der Altäre, und gegen eine Not, die sie ihm nicht erlassen kann, stärkt sie das Herz mit dem Glauben der Ergebung. Die Sitten vertraut sie dem Schutz eines verwilderten Christentums und vergönnt dem mittlern Geschlechte, sich an diese wankende Krücke zu lehnen, die sie dem stärkern Enkel zerbrechen wird. Aber in diesem langen Kriege erwarmen zugleich die Staaten und ihre Bürger; kräftig wehrt sich der deutsche Geist gegen den herzumstrickenden Despotismus, der den zu früh ermattenden Römer erdrückte; der Quell der Freiheit springt in lebendigem Strom, und *unüberwunden* und *wohlbehalten* langt das spätere Geschlecht bei dem schönen Jahrhundert an, wo sich endlich, herbeigeführt durch die vereinigte Arbeit des Glücks und des Menschen, das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entschlusses, die Einsicht mit dem Heldenmut gatten soll. Da Rom noch Scipionen und Fabier zeugte, fehlten ihm die Weisen, die ihrer Tugend das Ziel gezeigt hätten; als seine Weisen blühten, hatte der Despotismus sein Opfer gewürgt, und die Wohltat ihrer Erscheinung war an dem entnervten Jahrhundert verloren. Auch die griechische Tugend erreichte die hellen Zeiten des Perikles und Alexanders nicht mehr, und als Harun seine Araber denken lehrte, war die Glut ihres Busens erkaltet. Ein beßrer Genius war es, der über das neue Europa wachte. Die lange Waffenübung des Mittelalters hatte dem sechzehnten Jahrhundert ein gesundes, starkes Geschlecht zugeführt und der Vernunft, die jetzt ihr Panier entfaltet, kraftvolle Streiter erzogen.

Auf welchem andern Strich der Erde hat der *Kopf* die *Herzen* in Glut gesetzt und die Wahrheit*) den

*) Oder was man dafür hielt. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß es hier nicht auf den Wert der

Arm der Tapfern bewaffnet? Wo sonst als hier erlebte man die Wundererscheinung, daß Vernunftschlüsse des ruhigen Forschers das Feldgeschrei wurden in mörderischen Schlachten, daß die Stimme der Selbstliebe gegen den stärkeren Zwang der Überzeugung schwieg, daß der Mensch endlich das Teuerste an das Edelste setzte? Die erhabenste Anstrengung griechischer und römischer Tugend hat sich nie über bürgerliche Pflichten geschwungen, nie oder nur in einem einzigen Weisen, dessen Name schon der größte Vorwurf seines Zeitalters ist; das höchste Opfer, das die Nation in ihrer Heldenzeit brachte, wurde dem Vaterland gebracht. Bei Ablauf des Mittelalters allein erblickt man in Europa einen Enthusiasmus, der einem höhern Vernunftidol auch das Vaterland opfert. Und warum nur hier, und hier auch nur einmal diese Erscheinung? Weil in Europa allein, und hier nur am Ausgang des Mittelalters, die Energie des Willens mit dem Licht des Verstandes zusammentraf, hier allein ein noch männliches Geschlecht in die Arme der Weisheit geliefert wurde.

Durch das ganze Gebiet der Geschichte sehen wir die Entwicklung der Staaten mit der Entwicklung der Köpfe einen sehr ungleichen Schritt beobachten. Staaten sind jährige Pflanzen, die in einem kurzen Sommer verblühn und von der Fülle des Saftes rasch in die Fäulnis hinübereilen; Aufklärung ist eine langsame Pflanze, die zu ihrer Zeitigung einen glücklichen Himmel, viele Pflege und eine lange Reihe von Frühlingen braucht. Und woher dieser Unterschied? Weil die Staaten der Leidenschaft anvertraut sind, die in jeder Menschenbrust ihren Zunder findet, die Aufklärung aber dem Ver-

---

Materie ankommt, die gewonnen wurde, sondern auf die unternommene Mühe der Arbeit; auf den Fleiß und nicht auf das Erzeugnis. Was es auch sein mochte, wofür man kämpfte — es war immer ein Kampf für die Vernunft: denn durch die Vernunft allein hatte man das Recht dazu erfahren, und für dieses Recht wurde eigentlich ja nur gestritten.

stande, der nur durch fremde Nachhilfe sich entwickelt, und dem Glück der Entdeckungen, welche Zeit und Zufälle nur langsam zusammentragen. Wie oft wird die eine Pflanze blühen und welken, ehe die andre einmal heranreift? Wie schwer ist es also, daß die Staaten die Erleuchtung abwarten, daß die späte Vernunft die frühe Freiheit noch findet? Einmal nur in der ganzen Weltgeschichte hat sich die Vorsehung dieses Problem aufgegeben, und wir haben gesehen, wie sie es löste. Durch den langen Krieg der mittlern Jahrhunderte hielt sie das politische Leben in Europa frisch, bis der Stoff endlich zusammengetragen war, das moralische zur Entwicklung zu bringen*).

*) Freiheit und Kultur, so unzertrennlich beide in ihrer höchsten Fülle mit einander vereinigt sind und nur durch diese Vereinigung zu ihrer höchsten Fülle gelangen, so schwer sind sie in ihrem Werden zu verbinden. Ruhe ist die Bedingung der Kultur, aber nichts ist der Freiheit gefährlicher als Ruhe. Alle verfeinerte Nationen des Altertums haben die Blüte ihrer Kultur mit ihrer Freiheit erkauft, weil sie ihre Ruhe von der Unterdrückung erhielten. Und eben darum gereichte ihre Kultur ihnen zum Verderben, weil sie aus dem Verderblichen entstanden war. Sollte dem neuen Menschengeschlecht dieses Opfer erspart werden, d. i. sollten Freiheit und Kultur bei ihm sich vereinigen, so mußte es seine Ruhe auf einem ganz andern Weg als dem Despotismus empfangen. Kein andrer Weg war aber möglich als die Gesetze, und diese kann der noch freie Mensch nur sich selber geben. Dazu aber wird er sich nur aus Einsicht und Erfahrung entweder ihres Nutzens oder der schlimmen Folgen ihres Gegenteils entschließen. Jenes setzte schon voraus, was erst geschehen und erhalten werden soll; er kann also nur durch die schlimmen Folgen der Gesetzlosigkeit dazu gezwungen werden. Gesetzlosigkeit aber ist nur von sehr kurzer Dauer und führt mit raschem Übergange zur willkürlichen Gewalt. Ehe die Vernunft die Gesetze gefunden hätte, würde die Anarchie sich längst in Despotismus geendigt haben. Sollte die Vernunft also Zeit finden, die Gesetze sich zu geben, so mußte die Gesetzlosigkeit verlängert werden, welches in dem Mittelalter geschehen ist.

Nur Europa hat Staaten, die zugleich erleuchtet, gesittet und ununterworfen sind; sonst überall wohnt die Wildheit bei der Freiheit und die Knechtschaft bei der Kultur. Aber auch Europa allein hat sich durch ein kriegerisches Jahrtausend gerungen, und nur die Verwüstung im fünften und sechsten Jahrhundert konnte dieses kriegerische Jahrtausend herbeiführen. Es ist nicht das Blut ihrer Ahnherren, nicht der Charakter ihres Stammes, der unsre Väter vor dem Joch der Unterdrückung bewahrte, denn ihre gleich frei geborenen Brüder, die Turkomanen und Mandschu, haben ihre Nacken unter den Despotismus gebeugt. Es ist nicht der europäische Boden und Himmel, der ihnen dieses Schicksal ersparte, denn auf eben diesem Boden und unter eben diesem Himmel haben Gallier und Briten, Hetrurier und Lusitanier das Joch der Römer geduldet. Das Schwert der Vandalen und Hunnen, das ohne Schonung durch den Occident mähte, und das kraftvolle Völkergeschlecht, das den gereinigten Schauplatz besetzte und aus einem tausendjährigen Kriege unüberwunden kam — diese sind die Schöpfer unsers jetzigen Glücks; und so finden wir den Geist der Ordnung in den zwei schrecklichsten Erscheinungen wieder, welche die Geschichte aufweiset.

Ich glaube dieser langen Ausschweifung wegen keiner Entschuldigung zu bedürfen. Die großen Epochen in der Geschichte verknüpfen sich zu genau mit einander, als daß die eine ohne die andre erklärt werden könnte; und die Begebenheit der Kreuzzüge ist nur der Anfang zur Auflösung eines Rätsels, das dem Philosophen der Geschichte in der Völkerwanderung aufgegeben worden.

Im dreizehnten Jahrhundert ist es, wo der Genius der Welt, der schaffend in der Finsternis gesponnen, die Decke hinwegzieht, um einen Teil seines Werks zu zeigen. Die trübe Nebelhülle, welche tausend Jahre den Horizont von Europa umzogen, scheidet sich in diesem Zeitpunkt, und heller Himmel sieht hervor. Das vereinigte Elend der geistlichen Einförmigkeit und der politischen Zwietracht, der Hierarchie und der Lehen-

verfassung, vollzählig und erschöpft beim Ablauf des eilften Jahrhunderts, muß sich in seiner ungeheuersten Geburt, in dem Taumel der heiligen Kriege selbst ein Ende bereiten.

Ein fanatischer Eifer sprengt den verschloßnen Westen wieder auf, und der erwachsene Sohn tritt aus dem väterlichen Hause. Erstaunt sieht er in neuen Völkern sich an, freut sich am thracischen Bosporus seiner Freiheit und seines Muts, errötet in Byzanz über seinen rohen Geschmack, seine Unwissenheit, seine Wildheit und erschrickt in Asien über seine Armut. Was er sich dort nahm und heimbrachte, bezeugen Europens Annalen; die Geschichte des Orients, wenn wir eine hätten, würde uns sagen, was er dafür gab und zurückließ. Aber scheint es nicht, als hätte der fränkische Heldengeist in das hinsterbende Byzanz noch ein flüchtiges Leben gehaucht? Unerwartet rafft es mit seinen Komnenern sich auf, und durch den kurzen Besuch der Deutschen gestärkt, geht es von jetzt an einen edleren Schritt zum Tode.

Hinter dem Kreuzfahrer schlägt der Kaufmann seine Brücke, und das wiedergefundene Band zwischen dem Abend und Morgen, durch einen kriegrischen Schwindel flüchtig geknüpft, befestigt und verewigt der überlegende Handel. Das levantische Schiff begrüßt seine wohlbekannten Gewässer wieder, und seine reiche Ladung ruft das lüsterne Europa zum Fleiße. Bald wird es das ungewisse Geleit des Arkturs entbehren und, eine feste Regel in sich selbst, zuversichtlich auf nie besuchte Meere sich wagen.

Asiens Begierden folgen dem Europäer in seine Heimat — aber hier kennen ihn seine Wälder nicht mehr, und andre Fahnen wehen auf seinen Burgen. In seinem Vaterlande verarmt, um an den Ufern des Euphrats zu glänzen, gibt er endlich das angebetete Idol seiner Unabhängigkeit und seine feindselige Herrengewalt auf und vergönnt seinen Sklaven, die Rechte der Natur mit Gold einzulösen. Freiwillig bietet er den Arm jetzt der Fessel dar, die ihn schmückt, aber den Niegebändigten bändigt.

Die Majestät der Könige richtet sich auf, indem die Sklaven des Ackers zu Menschen gedeihen; aus dem Meer der Verwüstung hebt sich, dem Elend abgewonnen, ein neues fruchtbares Land, Bürgergemeinheit.

Er allein, der die Seele der Unternehmung gewesen war und die ganze Christenheit für seine Größe hatte arbeiten lassen, der römische Hierarche, sieht seine Hoffnungen hintergangen. Nach einem Wolkenbild im Orient haschend, gab er im Occident eine wirkliche Krone verloren. Seine Stärke war die Ohnmacht der Könige; die Anarchie und der Bürgerkrieg die unerschöpfliche Rüstkammer, woraus er seine Donner holte. Auch noch jetzt schleudert er sie aus — jetzt aber tritt ihm die befestigte Macht der Könige entgegen. Kein Bannfluch, kein himmelsperrendes Interdikt, keine Lossprechung von geheiligten Pflichten löst die heilsamen Bande wieder auf, die den Untertan an seinen rechtmäßigen Beherrscher knüpfen. Umsonst, daß sein ohnmächtiger Grimm gegen die Zeit streitet, die ihm seinen Thron erbaute und ihn jetzt davon herunterzieht! Aus dem Aberglauben ward dieses Schreckbild des Mittelalters erzeugt, und groß gezogen von der Zwietracht. So schwach seine Wurzeln waren, so schnell und schrecklich durfte es aufwachsen im eilften Jahrhundert — seinesgleichen hatte kein Weltalter noch gesehen. Wer sah es dem Feinde der heiligsten Freiheit an, daß er der Freiheit zu Hilfe geschickt wurde? Als der Streit zwischen den Königen und den Edeln sich erhitzte, warf er sich zwischen die ungleichen Kämpfer und hielt die gefährliche Entscheidung auf, bis in dem dritten Stande ein beßrer Kämpfer heranwuchs, das Geschöpf des Augenblicks abzulösen. Ernährt von der Verwirrung, zehrte er jetzt ab in der Ordnung; die Geburt der Nacht, schwindet er weg in dem Lichte. Verschwand aber der Diktator auch, der dem unterliegenden Rom gegen den Pompejus zu Hilfe eilte? Oder Pisistratus, der die Faktionen Athens aus einander brachte? Rom und Athen gehen aus dem Bürgerkriege zur Knechtschaft über — das neue Europa zur Freiheit. Warum war Europa glück-

licher? Weil hier durch ein vorübergehendes Phantom bewirkt wurde, was dort durch eine bleibende Macht geschah — weil hier allein sich ein Arm fand, der kräftig genug war, Unterdrückung zu hindern, aber zu hinfällig, sie selbst auszuüben.

Wie anders säet der Mensch, und wie anders läßt das Schicksal ihn ernten! Asien an den Schemel seines Thrones zu ketten, liefert der heilige Vater dem Schwert der Sarazenen eine Million seiner Heldensöhne aus, aber mit ihnen hat er seinem Stuhl in Europa die kräftigsten Stützen entzogen. Von neuen Anmaßungen und neu zu erringenden Kronen träumt der Adel, und ein gehorsameres Herz bringt er zu den Füßen seiner Beherrscher zurücke. Vergebung der Sünden und die Freuden des Paradieses sucht der fromme Pilger am heiligen Grab, und ihm allein wird mehr geleistet, als ihm verheißen ward. Seine Menschheit findet er in Asien wieder, und den Samen der Freiheit bringt er seinen europäischen Brüdern aus diesem Weltteile mit — eine unendlich wichtigere Erwerbung als die Schlüssel Jerusalems oder die Nägel vom Kreuz des Erlösers.

Um richtig einsehen zu können, aus welchen Quellen diese Unternehmung entsprang, und wodurch sie so wohltätig ausschlug, so ist es nötig, den damaligen Zustand der europäischen Welt in einer kurzen Übersicht zu durchlaufen und die Stufe kennen zu lernen, auf der der menschliche Geist stand, als er sich diese seltsame Ausschweifung erlaubte.

Der europäische Occident, in so viele Staaten er auch zerteilt ist, gibt im eilften Jahrhundert einen sehr einförmigen Anblick. Durchgängig von Nationen in Besitz genommen, die zur Zeit ihrer Niederlassung ziemlich auf einerlei Stufe gesellschaftlicher Bildung standen, im ganzen denselben Stammescharakter trugen und bei Besitznehmung des Landes in einerlei Lage sich befanden, hätte er seinen neuen Bewohnern ein merklich verschiedenes Lokale anbieten müssen, wenn sich in der Folge der Zeit

wichtige Verschiedenheiten unter denselben hätten äußern sollen. Aber die gleiche Wut der Verwüstung, womit diese Nationen ihre Eroberung begleiteten, machte alle noch so verschieden bewohnte, noch so verschieden bebaute Länder, die der Schauplatz derselben waren, einander gleich, indem sie alles, was sich in ihnen vorfand, auf gleiche Weise niedertrat und vertilgte und ihren neuen Zustand mit demjenigen, worin sie sich vorher befunden, fast außer aller Verbindung setzte. Wenn auch schon Klima, Beschaffenheit des Bodens, Nachbarschaft, geographische Lage einen merklichen Unterschied unterhielten, wenn gleich die übriggebliebenen Spuren römischer Kultur in den mittäglichen, der Einfluß der gebildetern Araber in den südwestlichen Ländern, der Sitz der Hierarchie in Italien und der öftre Verkehr mit den Griechen in eben diesem Lande nicht ohne Folgen für die Bewohner derselben sein konnten, so waren ihre Wirkungen doch zu unmerklich, zu langsam und zu schwach, um das feste generische Gepräge, das alle diese Nationen in ihre neuen Wohnsitze mitgebracht hatten, auszulöschen oder merklich zu verändern. Daher nimmt der Geschichtsforscher an den entlegensten Enden von Europa, in Sizilien und Britannien, an der Donau und an der Eider, am Ebro und an der Elbe, im ganzen eine Gleichförmigkeit der Verfassung und der Sitten wahr, die ihn um so mehr in Verwunderung setzt, da sie sich mit der größten Unabhängigkeit und einem fast gänzlichen Mangel an wechselseitiger Verbindung zusammen findet. So viele Jahrhunderte auch über diesen Völkern hinweggegangen sind, so große Veränderungen auch durch so viele neue Lagen, eine neue Religion, neue Sprachen, neue Künste, neue Gegenstände der Begierde, neue Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens im Innern ihres Zustandes hätten bewirkt werden sollen und auch wirklich bewirkt wurden, so besteht doch im ganzen noch dasselbe Staatsgerüste, das ihre Voreltern bauten. Noch jetzt stehen sie, wie in ihrem scythischen Vaterland, in wilder Unabhängigkeit, gerüstet zum Angriff und zur Verteidigung in Europas

Distrikten wie in einem großen Heerlager ausgebreitet; auch auf diesen weitern politischen Schauplatz haben sie ihr barbarisches Staatsrecht verpflanzt, bis in das Innre des Christentums ihren nordischen Aberglauben getragen.

Monarchien nach römischem oder asiatischem Muster und Freistaaten nach griechischer Art sind auf gleiche Weise von dem neuen Schauplatz verschwunden. An die Stelle derselben sind soldatische Aristokratien getreten, Monarchien ohne Gehorsam, Republiken ohne Sicherheit und selbst ohne Freiheit, große Staaten in hundert kleine zerstückelt, ohne Übereinstimmung von innen, von außen ohne Festigkeit und Beschirmung, schlecht zusammenhängend in sich selbst und noch schlechter unter einander verbunden. Man findet Könige, ein widersprechendes Gemisch von barbarischen Heerführern und römischen Imperatoren, von welchen letztern einer den Namen trägt, aber ohne ihre Machtvollkommenheit zu besitzen; Magnaten, an wirklicher Gewalt wie an Anmaßungen überall dieselben, obgleich verschieden benannt in verschiedenen Ländern; mit dem weltlichen Schwert gebietende Priester; eine Miliz des Staats, die der Staat nicht in der Gewalt hat und nicht besoldet; endlich Landbauer, die dem Boden angehören, der ihnen nicht gehört; Adel und Geistlichkeit, Halbfreie und Knechte. Munizipalstädte und freie Bürger sollen erst werden.

Um diese veränderte Gestalt der europäischen Staaten zu erklären, müssen wir zu entferntern Zeiten zurückgehen und ihrem Ursprung nachspüren.

Als die nordischen Nationen Deutschland und das römische Reich in Besitz nahmen, bestanden sie aus lauter freien Menschen, die aus freiwilligem Entschluß dem Bund beigetreten waren, der auf Eroberung ausging, und bei einem gleichen Anteil an den Arbeiten und Gefahren des Kriegs ein gleiches Recht an die Länder hatten, welche der Preis dieses Feldzugs waren. Einzelne Haufen gehorchten den Befehlen eines Häuptlings; viele Häuptlinge mit ihren Haufen einem Feldhauptmann oder Fürsten, der das Heer anführte. Es gab also bei gleicher Frei-

heit drei verschiedene Ordnungen oder Stände, und nach diesem Stände-Unterschied, vielleicht auch nach der bewiesenen Tapferkeit, fielen nunmehr auch die Portionen bei der Menschen-, Beute- und Länderteilung aus. Jeder freie Mann erhielt seinen Anteil, der Rottenführer einen größern, der Heerführer den größten; aber frei, wie die Personen ihrer Besitzer, waren auch die Güter, und was einem zugesprochen wurde, blieb *sein* auf immer, mit völliger Unabhängigkeit. Es war der Lohn seiner Arbeit, und der Dienst, der ihm ein Recht darauf gab, schon geleistet.

Das Schwert mußte verteidigen, was das Schwert errungen hatte, und das Erworbene zu beschützen, war der einzelne Mann ebenso wenig fähig, als er es einzeln erworben haben würde. Der kriegerische Bund durfte also auch im Frieden nicht aus einander fallen; Rottenführer und Heerführer blieben, und die zufällige temporäre Hordenvereinigung wurde nunmehr zur ansässigen Nation, die bei eintretendem Notfall sogleich, wie zur Zeit ihres kriegrischen Einfalls, kampffertig wieder dastand. Von jedem Länderbesitz war die Verbindlichkeit unzertrennlich, *Heerfolge* zu leisten, d. i. mit der gehörigen Ausrüstung und einem Gefolge, das dem Umfang der Grundstücke, die man besaß, angemessen war, zu dem allgemeinen Bunde zu stoßen, der das Ganze verteidigte: eine Verbindlichkeit, die vielmehr angenehm und ehrenvoll als drückend war, weil sie zu den kriegrischen Neigungen dieser Nationen stimmte und von wichtigen Vorzügen begleitet war. Ein Landgut und ein Schwert, ein freier Mann und eine Lanze galten für unzertrennliche Dinge.

Die eroberten Ländereien waren aber keine Einöden, als man sie in Besitz nahm. So grausam auch das Schwert dieser barbarischen Eroberer und ihrer Vorgänger, der Vandalen und Hunnen, in denselben gewütet hatte, so war es ihnen doch unmöglich gewesen, die ursprünglichen Bewohner derselben ganz zu vertilgen. Viele von diesen waren also mit unter der Beute- und Länder-

teilung begriffen, und ihr Schicksal war, als leibeigne Sklaven jetzt das Feld zu bebauen, welches sie vormals als Eigentümer besessen hatten. Dasselbe Los traf auch die beträchtliche Menge der Kriegsgefangenen, die der erobernde Schwarm auf seinen Zügen erbeutet hatte und nun als Knechte mit sich schleppte. Das Ganze bestand jetzt aus Freien und aus Sklaven, aus Eigentümern und aus Eigenen. Dieser zweite Stand hatte kein Eigentum und folglich auch keines zu beschützen; er führte daher auch kein Schwert, er hatte bei politischen Verhandlungen keine Stimme. Das Schwert gab Adel, weil es von Freiheit und Eigentum zeugte.

Die Länderteilung war ungleich ausgefallen, weil das Los sie entschieden und weil der Rottenführer eine größre Portion davon getragen hatte als der Gemeine, der Heerführer eine größre als alle übrigen. Er hatte also mehr Einkünfte, als er verbrauchte, oder Überfluß, folglich Mittel zum Luxus. Die Neigungen jener Völker waren auf kriegrischen Ruhm gerichtet, also mußte sich auch der Luxus auf eine kriegrische Art äußern. Sich von auserlesenen Scharen begleitet und an ihrer Spitze von dem Nachbar gefürchtet zu sehen, war das höchste Ziel, wornach der Ehrgeiz jener Zeiten strebte; ein zahlreiches kriegrisches Gefolge die prächtigste Ausstellung des Reichtums und der Gewalt und zugleich das unfehlbarste Mittel, beides zu vergrößern. Jener Überfluß an Grundstücken konnte daher auf keine beßre Art angewendet werden, als daß man sich kriegerische Gefährten damit erkaufte, die einen Glanz auf ihren Führer werfen, ihm das Seinige verteidigen helfen, empfangene Beleidigungen rächen und im Kriege an seiner Seite fechten konnten. Der Häuptling und der Fürst entäußerten also gewisse Stücke Landes und traten den Genuß derselben an andre minder vermögende Gutsbesitzer ab, welche sich dafür zu gewissen kriegerischen Diensten, die mit der Verteidigung des Staats nichts zu tun hatten und bloß die Person des Verleihers angingen, verpflichten mußten. Bedurfte letzterer dieser Dienste nicht mehr, oder konnte

der Empfänger sie nicht mehr leisten, so hörte auch die Nutznießung der Ländereien wieder auf, deren wesentliche Bedingung sie waren. Diese Länderverleihung war also bedingt und veränderlich, ein wechselseitiger Vertrag, entweder auf eine festgesetzte Anzahl Jahre oder auf zeitlebens errichtet, aufgehoben durch den Tod. Ein Stück Landes, auf solche Art verliehen, hieß eine Wohltat (Beneficium), zum Unterschied von dem Freigut (Allodium), welches man nicht von der Güte eines andern, nicht unter besondern Bedingungen, nicht auf eine Zeitlang, sondern von Rechts wegen, ohne alle andre Beschwerde als die Verpflichtung zur Heerfolge und auf ewige Zeiten besaß. Feudum nannte man sie im Latein jener Zeiten, vielleicht weil der Empfänger dem Verleiher Treue (Fidem) dafür leisten mußte, im Deutschen Lehen, weil sie geliehen, nicht auf immer weggegeben wurden. Verleihen konnte jeder, der Eigentum besaß; das Verhältnis von Lehensherrn und Vasallen wurde durch kein andres Verhältnis aufgehoben. Könige selbst sah man zuweilen bei ihren Untertanen zu Lehen gehen. Auch verliehene Güter konnten weiter verliehen und der Vasall des einen wieder der Lehensherr eines andern werden; aber die oberlehensherrliche Gewalt des ersten Verleihers erstreckte sich durch die ganze noch so lange Reihe von Vasallen. So konnte z. B. kein leibeigener Landbauer von seinem unmittelbaren Herrn freigelassen werden, wenn der oberste Lehensherr nicht darein willigte.

Nachdem mit dem Christentum auch die christliche Kirchenverfassung unter den neuen europäischen Völkern eingeführt worden, fanden die Bischöfe, die Domstifter und Klöster sehr bald Mittel, den Aberglauben des Volks und die Großmut der Könige in Anspruch zu nehmen. Reiche Schenkungen geschahen an die Kirchen, und die ansehnlichsten Güter wurden oft zerrissen, um den Heiligen eines Klosters unter seinen Erben zu haben. Man wußte nicht anders, als daß man Gott beschenkte, indem man seine Diener bereicherte; aber auch ihm wurde die Bedingung nicht erlassen, welche an jedem Länderbesitz

haftete: ebenso gut wie jeder andere mußte er die gehörige Mannschaft stellen, wenn ein Aufgebot erging, und die Weltlichen verlangten, daß die ersten im Range auch die ersten auf dem Platze sein sollten. Weil alles, was an die Kirche geschenkt wurde, auf ewig und unwiderruflich an sie abgetreten war, so unterschieden sich Kirchengüter dadurch von den Lehen, die zeitlich waren und nach verstrichenem Termin in die Hand des Verleihers zurückkehrten. Sie näherten sich aber von einer andern Seite den Lehen wieder, weil sie sich nicht wie Allodien vom Vater auf den Sohn forterbten, weil der Landesherr beim Ableben des jedesmaligen Besitzers dazwischen trat und durch Belehnung des Bischofs seine oberherrliche Gewalt ausübte. Die Besitzungen der Kirche, könnte man also sagen, waren Allodien in Rücksicht auf die Güter selbst, die niemals zurückkehrten, und Benefizien in Rücksicht auf den jedesmaligen Besitzer, den nicht die Geburt, sondern die Wahl dazu bestimmte. Er *erlangte* sie auf dem Wege der Belehnung und *genoß* sie als Allodien.

Es gab noch eine vierte Art von Besitzungen, die man auf Lehenart empfing, und an welcher gleichfalls Lehensverpflichtungen hafteten. Dem Heerführer, den man auf seinem bleibenden Boden nunmehr *König* nennen kann, stand das Recht zu, dem Volke Häupter vorzusetzen, Streitigkeiten zu schlichten oder Richter zu bestellen und die allgemeine Ordnung und Ruhe zu erhalten. Dieses Recht und diese Pflicht blieb ihm auch nach geschehener Niederlassung und im Frieden, weil die Nation noch immer ihre kriegrische Einrichtung beibehielt. Er bestellte also Vorsteher über die Länder, deren Geschäft es zugleich war, im Kriege die Mannschaft anzuführen, welche die Provinz ins Feld stellte; und da er, um Recht zu sprechen und Streitigkeiten zu entscheiden, nicht überall zugleich gegenwärtig sein konnte, so mußte er sich vervielfältigen, d. i. er mußte sich in den verschiednen Distrikten durch Bevollmächtigte repräsentieren, welche die oberrichterliche Gewalt in seinem Namen darin aus-

übten. So setzte er Herzoge über die Provinzen, Markgrafen über die Grenzprovinzen, Grafen über die Gauen, Zentgrafen über kleinere Distrikte u. a. m., und diese Würden wurden gleich den Grundstücken belehnungsweise erteilt. Sie waren ebenso wenig erblich als die Lehengüter, und wie diese konnte sie der Landesherr von einem auf den andern übertragen. Wie man Würden zu Lehen nahm, wurden auch gewisse Gefälle, z. B. Strafgelder, Zölle und dgl. m. auf Lehensart vergeben.

Was der König in dem Reiche, das tat die hohe Geistlichkeit in ihren Besitzungen. Der Besitz von Ländern verband sie zu kriegerischen und richterlichen Diensten, die sich mit der Würde und Reinigkeit ihres Berufes nicht wohl zu vertragen schienen. Sie war also gezwungen, diese Geschäfte an andre abzugeben, denen sie dafür die Nutznießung gewisser Grundstücke, die Sporteln des Richteramts und andre Gefälle überließ, oder, nach der Sprache jener Zeiten, sie mußte ihnen solche zu Lehen auftragen. Ein Erzbischof, Bischof oder Abt war daher in seinem Distrikte, was der König in dem ganzen Staat. Er hatte Advokaten oder Vögte, Beamte und Lehenträger, Tribunale und einen Fiskus. Könige selbst hielten es nicht unter ihrer Würde, Lehenträger ihrer Bischöfe und Prälaten zu werden, welches diese nicht unterlassen haben als ein Zeichen des Vorzugs geltend zu machen, der dem Klerus über die Weltlichen gebühre. Kein Wunder, wenn auch die Päpste sich nachher einfallen ließen, den, welchen sie zum Kaiser gemacht, mit dem Namen ihres Vogts zu beehren. Wenn man das doppelte Verhältnis der Könige, als Baronen und als Oberhäupter ihres Reichs, immer im Auge behält, so werden sich diese scheinbaren Widersprüche lösen.

Die Herzoge, Markgrafen, Grafen, welche der König als Kriegsobersten und Richter über die Provinzen setzte, hatten eine gewisse Macht nötig, um der äußern Verteidigung ihrer Provinzen gewachsen zu sein, um gegen den unruhigen Geist der Baronen ihr Ansehen zu be-

haupten, ihren Rechtsbescheiden Nachdruck zu geben und sich im Falle der Widersetzung mit den Waffen in der Hand Gehorsam zu verschaffen. Mit der Würde selbst aber ward keine Macht verliehen; diese mußte sich der königliche Beamte selbst zu verschaffen wissen. Dadurch wurden diese Bedienungen allen minder vermögenden Freien verschlossen und auf die kleine Anzahl der hohen Baronen eingeschränkt, die an Allodien reich genug waren und Vasallen genug ins Feld stellen konnten, um sich aus eignen Kräften zu behaupten. Dies war vorzüglich in solchen Ländern nötig, wo ein mächtiger und kriegerischer Adel war, und unentbehrlich an den Grenzen. Es wurde nötiger von einem Jahrhundert zum andern, wie der Verfall des königlichen Ansehens die Anarchie herbeiführte, Privatkriege einrissen und Strafloſigkeit die Raubsucht aufmunterte; daher auch die Geistlichkeit, welche diesen Räubereien vorzüglich ausgesetzt war, ihre Schirmvögte und Vasallen unter den mächtigen Baronen aussuchte.

Die hohen Vasallen der Krone waren also zugleich begüterte Baronen oder Eigentumsherrn und hatten selbst schon ihre Vasallen unter sich, deren Arm ihnen zu Gebote stand. Sie waren zugleich *Lehenträger* der Krone und *Lehensherren* ihrer Untersassen; das erste gab ihnen Abhängigkeit, indem letzteres den Geist der Willkür bei ihnen nährte. Auf ihren Gütern waren sie unumschränkte Fürsten, in ihren Lehen waren ihnen die Hände gebunden; jene vererbten sich vom Vater zum Sohne, diese kehrten nach ihrem Ableben in die Hand des Lehensherrn zurücke. Ein so widersprechendes Verhältnis konnte nicht lange Bestand haben. Der mächtige Kronvasall äußerte bald ein Bestreben, das Lehen dem Allodium gleich zu machen, dort wie hier unumschränkt zu sein und jenes wie dieses seinen Nachkommen zu versichern. Anstatt den König in dem Herzogtum oder in der Grafschaft zu repräsentieren, wollte er sich selbst repräsentieren, und er hatte dazu gefährliche Mittel an der Hand. Eben die Hilfsquellen, die er aus seinen

vielen Allodien schöpfte, eben dieses kriegerische Heer, das er aus seinen Vasallen aufbringen konnte und wodurch er in den Stand gesetzt war, der Krone in diesem Posten zu nützen, machte ihn zu einem ebenso gefährlichen als unsichern Werkzeug derselben. Besaß er viele Allodien in dem Lande, das er zu Lehen trug, oder worin er eine richterliche Würde bekleidete (und aus diesem Grunde war es ihm vorzugsweise anvertraut worden), so stand gewöhnlich der größte Teil der Freien, welche in dieser Provinz ansässig waren, in seiner Abhängigkeit. Entweder trugen sie Güter von ihm zu Lehen, oder sie mußten doch einen mächtigen Nachbar in ihm schonen, der ihnen schädlich werden konnte. Als Richter ihrer Streitigkeiten hatte er ebenfalls oft ihre Wohlfahrt in Händen, und als königlicher Statthalter konnte er sie drücken und erledigen. Unterließen es nun die Könige, sich durch öftere Bereisung der Länder, durch Ausübung ihrer oberrichterlichen Würde und dergleichen dem Volk (unter welchem Namen man immer die waffenführenden Freien und niedern Gutsbesitzer verstehen muß) in Erinnerung zu bringen, oder wurden sie durch auswärtige Unternehmungen daran verhindert, so mußten die hohen Freiherrn den niedrigen Freien endlich die letzte Hand scheinen, aus welcher ihnen sowohl Bedrückungen kamen als Wohltaten zuflossen; und da überhaupt in jedem Systeme von Subordination der nächste Druck immer am lebhaftesten gefühlt wird, so mußte der hohe Adel sehr bald einen Einfluß auf den niedrigen gewinnen, der ihm die ganze Macht desselben in die Hände spielte. Kam es also zwischen dem König und seinem Vasallen zum Streit, so konnte letzterer weit mehr als jener auf den Beistand seiner Untersassen rechnen, und dieses setzte ihn in den Stand, der Krone zu trotzen. Es war nun zu spät und auch zu gefährlich, ihm oder seinem Erben das Lehen zu entreißen, das er im Fall der Not mit der vereinigten Macht des Kantons behaupten konnte; und so mußte der Monarch sich begnügen, wenn ihm der zu mächtig gewordene Vasall noch den Schatten der Ober-

lehnsherrschaft gönnte und sich herabließ, für ein Gut, das er eigenmächtig an sich gerissen, die Belehnung zu empfangen. Was hier von den Kronvasallen gesagt ist, gilt auch von den Beamten und Lehenträgern der hohen Geistlichkeit, die mit den Königen insofern in einem Fall war, daß mächtige Baronen bei ihr zu Lehen gingen.

So wurden unvermerkt aus verliehenen Würden und aus lehenweise übertragenen Gütern erbliche Besitzungen, und wahre Eigentumsherrn aus Vasallen, von denen sie nur noch den äußern Schein beibehielten. Viele Lehen oder Würden wurden auch dadurch erblich, daß die Ursache, um derentwillen man dem Vater das Lehen übertragen hatte, auch bei seinem Sohn und Enkel noch stattfand. Belehnte z. B. der deutsche König einen sächsischen Großen mit dem Herzogtum Sachsen, weil derselbe in diesem Lande schon an Allodien reich und also vorzüglich im stande war, es zu beschützen, so galt dieses auch von dem Sohn dieses Großen, der diese Allodien erbte; und war dieses mehrmals beobachtet worden, so wurde es zur Observanz, welche sich ohne eine außerordentliche Veranlassung und ohne eine nachdrückliche Zwangsgewalt nicht mehr umstoßen ließ. Es fehlt zwar auch in spätern Zeiten nicht ganz an Beispielen solcher zurückgenommenen Lehen, aber die Geschichtschreiber erwähnen ihrer auf eine Art, die leicht erkennen läßt, daß es Ausnahmen von der Regel gewesen. Es muß ferner noch erinnert werden, daß diese Veränderung in verschiedenen Ländern mehr oder minder allgemein, frühzeitiger oder später erfolgte.

Waren die Lehen einmal in erbliche Besitzungen ausgeartet, so mußte sich in dem Verhältnis des Souverän gegen seinen Adel bald eine große Veränderung äußern. So lange der Souverän das erledigte Lehen noch zurücknahm, um es von neuem nach Willkür zu vergeben, so wurde der niedre Adel noch oft an den Thron erinnert, und das Band, das ihn an seinen unmittelbaren Lehensherrn knüpfte, wurde minder fest geflochten, weil die Willkür des Monarchen und jeder Todesfall es wieder

zertrennte. Sobald es aber eine ausgemachte Sache war, daß der Sohn dem Vater auch in dem Lehen folgte, so wußte der Vasall, daß er für seine Nachkommenschaft arbeitete, indem er sich dem unmittelbaren Herrn ergeben bezeugte. Sowie also durch die Erblichkeit der Lehen das Band zwischen den mächtigen Vasallen und der Krone erschlaffte, wurde es zwischen jenen und ihren Untersassen fester zusammengezogen. Die großen Lehen hingen endlich nur noch durch die einzige Person des Kronvasallen mit der Krone zusammen, der sich oft sehr lange bitten ließ, ihr die Dienste zu leisten, wozu ihn seine Würde verpflichtete.

Vorerinnerung zu Bohadins Saladin

Auf die Denkwürdigkeiten der Griechin Anna Komnena und des Lateiners Otto, Bischofs zu Freisingen, folgt in diesem dritten Bande ein arabischer Schriftsteller. Da diese drei Nationen in den heiligen Kriegen eine Rolle gespielt haben, so forderte es die Gerechtigkeit der Geschichte, aus jeglicher einen Zeugen abzuhören und — wenn auch nicht über dieselben Begebenheiten und denselben Zeitraum, doch über die Unternehmung der Kreuzzüge überhaupt und das Betragen der mithandelnden Nationen — drei verschiedene Stimmen einzusammeln. Alle tragen das sichtbare Gepräge ihrer Zeit und ihres Vaterlands, und mit beidem wird man ihre Mängel entschuldigen. Aber die Verhältnisse ihrer Verfasser geben diesen drei Werken einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit, wo sie von Tatsachen handeln und jeder von seinem Volke spricht.

Ich habe kein Bedenken getragen, den Verfasser dieser Lebensbeschreibung Saladins als ganz ausgemacht anzunehmen, da die Beweisgründe, welche der lateinische Herausgeber Albert Schultens (Vita et res gestae Sultani Almalich Alnasir Saladini auctore Bohadino, F. Sjeddadi etc. etc. Lugduni Batavorum 1732. fol.) aufgestellt

hat, keinen Zweifel übrig lassen. Amadoddin von Ispahan, Verfasser eines weitläuftigen Werks über Saladin, erzählt in demselben, daß er selbst nebst dem Kadi Bohadin, Sjeddads Sohn, und mehrern andern, die er alle namentlich anführt, von Aladil, Saladins Bruder, an letztern sei abgesandt worden, um wegen Aladils projektierter Heirat mit der Prinzessin von England die Meinung des Sultans zu vernehmen. Eben diese Gesandtschaft wird auch von dem Verfasser der vorliegenden Memoires auf dieselbe Art erzählt. Er meldet von sich, daß ihm von Saladins Bruder diese Gesandtschaft sei aufgetragen worden, und nennt dabei die nämlichen Begleiter, deren Amadoddin Erwähnung tut, indem er von sich selbst in der ersten Person spricht. Amadoddin nennt diesen Bohadin einen Kadi; der Verfasser dieser Memoires sagt gleichfalls von sich, daß er dieses Amt verwaltet habe. Abulfeda führt in seiner Universalgeschichte an, Saladin habe die Kirche der H. Anna zu Jerusalem in ein Gymnasium verwandelt und dem Kadi Bohadin, Sjeddads Sohn, die Aufsicht darüber anvertraut. Der Verfasser dieser Lebensgeschichte Saladins spricht gleichfalls von einem Auftrag, den ihm der Sultan gegeben, sich in Jerusalem aufzuhalten, um den angefangenen Bau eines Krankenhauses und Gymnasium zu vollenden.

Aus diesen Denkwürdigkeiten selbst erhellet, daß Bohadin das ganze Vertrauen des Sultans genossen und ein sehr wichtiges Amt bekleidet haben muß. Schultens will ihn nicht für einen gebornen Araber gelten lassen und ist mehr geneigt, seinen Geburtsort nach Mosul oder Assyrien zu verlegen. Anfänglich, wie Bohadin selbst erzählt, stand er in Diensten des Sultans von Mosul, der ihn mit einem Auftrag an den Kalifen zu Bagdad abschickte. Auf einer Wallfahrt nach Mekka machte er Saladins Bekanntschaft, den er gleich auf den ersten Anblick so lieb gewann, daß er dadurch bewogen wurde, ihm seine Dienste zu widmen.

In den Geschichtbüchern des Amadoddin und Abulfeda wird er Kadi (Richter) genannt, welchen Namen er

sich auch selbst gibt. Diese Würde hat aber mehrere Klassen, und selbst der oberste Priester pflegt vorzugsweise den Namen Alkadi zu führen. Welch ein Mann dieser Alkadi sei, kann man aus folgenden Benennungen abnehmen, unter welchen er bei den Gläubigen bekannt ist: „Der tiefsinnigsten Doktoren allertiefsinnigster, der Andächtigen allerandächtigster, der Born der Tugend und Weisheit, der Erbe der prophetischen Lehren, der Enträtsler schwieriger Religionsfragen, der unwidersprechlichste Entscheider, der Schlüssel zu den Schätzen der Wahrheit, die Lampe der dunkelsten Spitzfindigkeiten." Und eben diese hohe Person soll, nach Schultens' Meinung, auch Bohadin vorgestellt haben, dessen Name schon (das arabische Wort für „Preis der Religion") auf eine geistliche Würde hinzuweisen scheint. Der Geist, in welchem das ganze erste Buch abgefaßt ist, verrät vielmehr den Mufti als den politischen Geschäftsmann: Frömmigkeit ist die Tugend, welche er an seinem Helden in das helleste Licht stellt. Indem er mit einer kaum verzeihlichen Kürze über Begebenheiten aus Saladins Leben hinwegeilt, welche die Wißbegierde am meisten interessieren, so verbreitet er sich über die Andachtsübungen seines Helden mit einer ermüdenden Umständlichkeit. So oft auch der Name des Sultans in dem Werke genannt wird, so geschieht es nie, ohne hinzuzusetzen: „Gott erbarme sich seiner!" — „Gottes Barmherzigkeit ruhe über ihm!" Ist von einer muselmännischen Stadt oder Festung die Rede, so wird immer dabei ausgerufen: „Gott beschütze sie!", und handelt er von den Christen, so unterläßt er nie, sie mit einem unfreundlichen „Gott verfluche sie!" abzufertigen — Unterbrechungen, welche man dem Leser in der Übersetzung erspart hat. Dergleichen Affektation eines heiligen Eifers würde in jedem andern Munde als dem eines Mufti abgeschmackt sein. Auch nur einem über gottesdienstlichen Gebräuchen unerbittlich haltenden Mufti konnte es eingefallen sein, den Sultan so zur Unzeit und so ungestüm an die Wallfahrt nach Mekka zu mahnen,

wie in diesen Denkwürdigkeiten erzählt wird. Daß dieser Bohadin überhaupt aus Saladins tatenreichem Leben beinahe nur den heiligen Krieg desselben gegen die Christen heraushebt und die merkwürdigen Eroberungskriege, durch welche dieser Sultan seine Herrschaft gründete, entweder nur flüchtig berührt oder höchstens in einem dürren chronikähnlichen Auszuge liefert, ließe sich vielleicht durch die Verlegenheit erklären, in welcher sich der Biograph befand, in einer getreuen Darstellung dieser Kriege den Tugendruhm seines Helden zu behaupten und das Andenken desselben von dem Vorwurfe der Ungerechtigkeit, ja der abscheulichsten Treulosigkeit zu befreien. Diese Epoche aus Saladins Leben ertrug vielleicht allein das Licht der Geschichte, und es war wohlgetan, die übrigen Partien in eine gefällige Nacht zu verhüllen. In dem Religionskriege hingegen, durch welchen Saladin das christliche Reich in Jerusalem zerstörte und überhaupt die Ausbreitung der Christen im Morgenland hemmte, erscheint dieser Fürst in dem vollen Glanz eines muselmännischen Heiligen, und der Beschützer des Islamismus war unstreitig für die Feder eines Mufti der würdigste Gegenstand.

Übrigens glaubte der Herausgeber dem Publikum durch Mitteilung einer Schrift, welche zu dem verschönerten Bilde des ägyptischen Sultans in Lessings „Nathan" das Urbild liefert, keinen unangenehmen Dienst zu erzeigen. Da unvorhergesehene gehäufte Geschäfte ihn verhindert haben, die universalhistorische Übersicht in der Ordnung, wie sie im ersten Bande angefangen worden, bei jedem Bande gleichförmig fortzusetzen, und es dem größern Teile der Leser wahrscheinlich lieber sein dürfte, diese Materie auf einmal als ein Ganzes zu überschauen, so ist der vierte Band dieser ersten Abteilung der historischen Memoires als ein Supplementband zu Fortsetzung dieser Übersicht und zu einer Geschichte der Kreuzzüge bestimmt und einstweilen, um nicht zu weit hinter dem Inhalt der Memoires zurückzubleiben, die mit Barbarossa und Saladin gleichzeitige

Geschichte in der allgemeinen Übersicht vorausgeschickt worden.

Jena, den 26. Sept. 1790.

Schiller.

Universalhistorische Übersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I.

Der heftige Streit des Kaisertums mit der Kirche, der die Regierungen Heinrichs IV. und V. so stürmisch machte, hatte sich endlich (1122) in einem vorübergehenden Frieden beruhigt, und durch den Vergleich, welchen letzterer mit Papst Calixtus II. einging, schien der Zunder erstickt zu sein, der ihn wieder herstellen konnte. Das Geistliche hatte sich, Dank sei der zusammenhängenden Politik Gregors VII. und seiner Nachfolger, gewaltsam von dem Weltlichen geschieden, und die Kirche bildete nun *im* Staate und *neben* dem Staate ein abgesondertes, wo nicht gar feindseliges System. Das kostbare Recht des Throns, durch Ernennung der Bischöfe verdiente Diener zu belohnen und neue Freunde sich zu verpflichten, war selbst bis auf den äußerlichen Schein durch die freigegebenen Wahlen für die Kaiser verloren. Nichts blieb ihnen übrig von diesem unschätzbaren Regal, als den erwählten Bischof vor seiner Einweihung, vermittelst des Zepters, wie einen weltlichen Vasallen, mit dem weltlichen Teil seiner Würde zu bekleiden. Ring und Stab, die geweihten Sinnbilder des bischöflichen Amtes, durfte die unkeusche blutbesudelte Laienhand nicht mehr berühren. Bloß für streitige Fälle, wenn sich das Domkapitel in der Wahl eines Bischofs nicht vereinigen konnte, hatten die Kaiser noch einen Teil ihres vorigen Einflusses gerettet, und der Zwiespalt der Wählenden ließ es ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, davon Gebrauch

zu machen. Aber auch diesen wenigen geretteten Überresten der vormaligen Kaisergewalt stellte die Herrschsucht der folgenden Päpste nach, und der Knecht der Knechte Gottes hatte keine größere Angelegenheit, als den Herrn der Welt so tief als möglich neben sich zu erniedrigen.

Die gefährlichste Stelle in der Christenheit war jetzt unstreitig der römische Kaiserthron; gegen diesen zielte die aufstrebende päpstliche Macht mit allen Donnern, die ihr zu Gebote standen, mit allen Fallstricken ihrer verborgenen Staatskunst. Deutschlands Verfassung erleichterte ihr den Sieg über seinen Oberherrn; der Glanz des kaiserlichen Namens machte ihn schimmernd. Jeder deutsche Fürst, den die Wahl seiner Mitstände auf den Stuhl der Ottonen setzte, brach eben dadurch mit dem apostolischen Stuhl. Er konnte sich als ein Opfer betrachten, das man zum Tode schmückte. Zugleich mit dem kaiserlichen Purpur mußte er Pflichten übernehmen, die mit den Vergrößerungsplanen der Päpste durchaus unvereinbar waren, und seine kaiserliche Ehre, sein Ansehen im Reich hing an ihrer Erfüllung. Seine Kaiserwürde legte ihm auf, die Herrschaft über Italien und selbst in den Mauern Roms zu behaupten; in Italien konnte der Papst keinen Herrn ertragen, die Italiener verschmähten auf gleiche Art das Joch des Ausländers und des Priesters. Es blieb ihm also nur die bedenkliche Wahl, entweder dem Kaiserthron von seinen Rechten zu vergeben oder mit dem Papst in den Kampf zu gehen und auf immer dem Frieden seines Lebens zu entsagen.

Die Frage ist der Erörterung wert, warum selbst die staatskundigsten Kaiser so hartnäckig darauf bestanden, die Ansprüche des Deutschen Reichs auf Italien geltend zu machen, ungeachtet sie so viele Beispiele vor sich hatten, wie wenig der Gewinn der erstaunlichen Aufopferungen wert war, ungeachtet jeder italienische Zug von den Deutschen selbst ihnen so schwer gemacht und die nichtigen Kronen der Lombardei und des Kaisertums in jedem Betracht so teuer erkauft werden mußten. Ehr-

geiz allein erklärt diese Einstimmigkeit ihres Betragens nicht; es ist höchst wahrscheinlich, daß ihre Anerkennung in Italien auf die einheimische Autorität der Kaiser in Deutschland einen merklichen Einfluß hatte und daß sie alsdann vorzüglich dieser Hilfe bedurften, wenn sie durch Wahl allein, ohne Mitwirkung des Erbrechts, auf den Thron gestiegen waren. Was auch ihr Fiskus dabei gewinnen mochte, so konnte der Ertrag des Eroberten den Aufwand der Eroberung kaum bezahlen, und die Goldquelle vertrocknete, sobald sie das Schwert in die Scheide steckten.

Zehen Wahlfürsten, welche jetzt zum erstenmal einen engern Ausschuß unter den Reichsständen bilden und vorzugsweise dieses Recht ausüben, versammeln sich nach dem Hinscheiden Heinrichs V. zu Mainz, dem Reich einen Kaiser zu geben. Drei Prinzen, damals die mächtigsten Deutschlands, kommen zu dieser Würde in Vorschlag: Herzog Friedrich von Schwaben, des verstorbenen Kaisers Schwesterfohn, Markgraf Leopold von Österreich und Lothar, Herzog zu Sachsen. Aber die Schicksale der zwei vorhergehenden Kaiser hatten den Kaisernamen mit so vielen Schrecknissen umgeben, daß Markgraf Leopold und Herzog Lothar fußfällig und mit weinenden Augen die Fürsten baten, sie mit dieser gefährlichen Ehre zu verschonen. Herzog Friedrich allein war nun noch übrig, aber eine unbedachtsame Äußerung dieses Prinzen schien zu erkennen zu geben, daß er auf seine Verwandtschaft mit dem Verstorbenen ein Recht an den Kaiserthron gründe. Dreimal nach einander war das Zepter des Reichs von dem Vater auf den Sohn gekommen, und die Wahlfreiheit der deutschen Krone stand in Gefahr, sich in einem verjährten Erbrechte endlich ganz zu verlieren. Dann aber war es um die Freiheit der deutschen Fürsten getan; ein befestigter Erbthron widerstand den Angriffen, wodurch es dem unruhigen Lehengeist so leicht ward, das ephemerische Gerüste eines Wahlthrons zu erschüttern. Die arglistige Politik der Päpste hatte erst kürzlich die Aufmerksamkeit der Fürsten auf diesen Teil

des Staatsrechts gezogen und sie zu lebhafter Behauptung eines Vorrechts ermuntert, das die Verwirrung in Deutschland verewigte, aber dem apostolischen Stuhl desto nützlicher wurde. Die geringste Rücksicht, welche bei dem neu aufzustellenden Kaiser auf Verwandtschaft genommen wurde, konnte die deutsche Wahlfreiheit aufs neue in Gefahr bringen und den Mißbrauch erneuern, aus dem man sich kaum losgerungen hatte. Von diesen Betrachtungen waren die Köpfe erhitzt, als Herzog Friedrich Ansprüche der Geburt auf den Kaiserthron geltend machte. Man beschloß daher, durch einen recht entscheidenden Schritt dem Erbrecht zu trotzen, besonders da der Erzbischof von Mainz, der das Wahlgeschäft leitete, hinter dem Besten des Reichs eine persönliche Rache versteckte. Lothar von Sachsen wurde einstimmig zum Kaiser erklärt, mit Gewalt herbeigeschleppt und auf den Schultern der Fürsten, unter stürmischem Beifallgeschrei, in die Versammlung getragen. Die mehresten Reichsstände billigten diese Wahl auf der Stelle; nach einigem Widerstand wurde sie auch von dem Herzog Heinrich von Bayern, dem Schwager Friedrichs, und von seinen Bischöfen gutgeheißen. Herzog Friedrich erschien endlich selbst, sich dem neuen Kaiser zu unterwerfen.

Lothar von Sachsen war ein ebenso wohldenkender als tapfrer und staatsverständiger Fürst. Sein Betragen unter den beiden vorhergehenden Regierungen hatte ihm die allgemeine Achtung Deutschlands erworben. Da er die vaterländische Freiheit in mehrern Schlachten gegen Heinrich IV. verfochten, so befürchtete man um so weniger, daß er als Kaiser versucht werden könnte, ihr Unterdrücker zu werden. Zu mehrer Sicherheit ließ man ihn eine Wahlkapitulation beschwören, die seiner Macht im Geistlichen sowohl als im Weltlichen sehr enge Grenzen setzte. Lothar hatte sich das Kaisertum aufdringen lassen, dennoch machte er den Thron niedriger, um ihn zu besteigen.

Wie sehr aber auch dieser Fürst, da er noch Herzog war, an Verminderung des kaiserlichen Ansehens gear-

beitet hatte, so änderte doch der Purpur seine Gesinnungen. Er hatte eine einzige Tochter, die Erbin seiner beträchtlichen Güter in Sachsen; durch ihre Hand konnte er seinen künftigen Eidam zu einem mächtigen Fürsten machen. Da er als Kaiser nicht fortfahren durfte, das Herzogtum Sachsen zu verwalten, so konnte er den Brautschatz seiner Tochter noch mit diesem wichtigen Lehen begleiten. Damit noch nicht zufrieden, erwählte er sich den Herzog Heinrich von Bayern, einen an sich schon sehr mächtigen Fürsten, zum Eidam, der also die beiden Herzogtümer Bayern und Sachsen in seiner einzigen Hand vereinigte. Da Lothar diesen Heinrich zu seinem Nachfolger im Reich bestimmte, das schwäbisch-fränkische Haus hingegen, welches allein noch fähig war, der gefährlichen Macht jenes Fürsten das Gegengewicht zu halten und ihm die Nachfolge streitig zu machen, nach einem festen Plan zu unterdrücken strebte, so verriet er deutlich genug seine Gesinnung, die kaiserliche Macht auf Unkosten der ständischen zu vergrößern.

Herzog Heinrich von Bayern, jetzt Tochtermann des Kaisers, nahm mit neuen Verhältnissen ein neues Staatssystem an. Bis jetzt ein eifriger Anhänger des hohenstaufischen Geschlechts, mit dem er verschwägert war, wendete er sich auf einmal zu der Partei des Kaisers, der es zu Grund zu richten suchte. Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, die beiden hohenstaufischen Brüder, Enkel Kaiser Heinrichs IV. und die natürlichen Erben seines Sohns, hatten sich alle Stammgüter des salisch-fränkischen Kaisergeschlechts zugeeignet, worunter sich mehrere befanden, die gegen kaiserliche Kammergüter eingetauscht oder von geächteten Ständen für den Reichsfiskus waren eingezogen worden. Lothar machte bald nach seiner Krönung eine Verordnung bekannt, welche alle dergleichen Güter dem Reichsfiskus zusprach. Da die hohenstaufischen Brüder nicht darauf achteten, so erklärte er sie zu Störern des öffentlichen Friedens und ließ einen Reichskrieg gegen sie beschließen. Ein neuer Bürgerkrieg entzündete sich in Deutschland, welches kaum

angefangen hatte, sich von den Drangsalen der vorhergehenden zu erholen. Die Stadt Nürnberg wurde von dem Kaiser, wiewohl vergeblich, belagert, weil die Hohenstaufen schleunig zum Entsatz herbeieilten. Sie warfen darauf auch in Speier eine Besatzung, den geheiligten Boden, wo die Gebeine der fränkischen Kaiser liegen.

Konrad von Franken unternahm noch eine kühnere Tat. Er ließ sich bereden, den deutschen Königstitel anzunehmen, und eilte mit einer Armee nach Italien, um seinem Nebenbuhler, der dort noch nicht gekrönt war, den Rang abzulaufen. Die Stadt Mailand öffnete ihm bereitwillig ihre Tore, und Anselmo, Erzbischof dieser Kirche, setzte ihm in der Stadt Monza die lombardische Krone auf; in Toskana erkannte ihn der ganze dort mächtige Adel als König. Aber Mailands günstige Erklärung machte alle diejenigen Staaten von ihm abwendig, welche mit jener Stadt in Streitigkeiten lebten, und da endlich auch Papst Honorius II. auf die Seite seines Gegners trat und den Bannstrahl gegen ihn schleuderte, so entging ihm sein Hauptzweck, die Kaiserkrone, und Italien wurde ebenso schnell von ihm verlassen, als er darin erschienen war. Unterdessen hatte Lothar die Stadt Speier belagert und, so tapfer auch, entflammt durch die Gegenwart der Herzogin von Schwaben, ihre Bürger sich wehrten, nach einem fehlgeschlagenen Versuch Friedrichs, sie zu entsetzen, in seine Hände bekommen. Die vereinigte Macht des Kaisers und seines Eidams war den Hohenstaufen zu schwer. Nachdem auch ihr Waffenplatz, die Stadt Ulm, von dem Herzog von Bayern erobert und in die Asche gelegt war, der Kaiser selbst aber mit einer Armee gegen sie anrückte, so entschlossen sie sich zur Unterwerfung. Auf einem Reichstag zu Bamberg warf sich Friedrich dem Kaiser zu Füßen und erhielt Gnade; auf eine ähnliche Weise erhielt sie auch Konrad zu Mühlhausen; beide unter der Bedingung, den Kaiser nach Italien zu begleiten.

Den ersten Kriegszug hatte Lothar schon einige Jahre vorher in dieses Land getan, wo eine bedenkliche Tren-

nung in der römischen Kirche seine Gegenwart notwendig machte. Nachdem Honorius II. im Jahr 1130 verstorben war, hatte man in Rom, um den Stürmen vorzubeugen, welche der geteilte Zustand der Gemüter befürchten ließ, die Übereinkunft getroffen, die neue Papstwahl acht Kardinälen zu übertragen. Fünfe von diesen erwählten in einer heimlich veranstalteten Zusammenkunft den Kardinal Gregor, einen ehemaligen Mönch, zum Fürsten der römischen Kirche, der sich den Namen Innocentius II. beilegte. Die drei übrigen, mit dieser Wahl nicht zufrieden, erhoben einen gewissen Peter Leonis, den Enkel eines getauften Juden, der den Namen Anaklet II. annahm, auf den apostolischen Stuhl. Beide Päpste suchten sich einen Anhang zu machen. Auf Seiten des letztern stand die übrige Geistlichkeit des römischen Sprengels und der Adel der Stadt; außerdem wußte er die italienischen Normänner, furchtbare Nachbarn der Stadt Rom, für seine Partei zu gewinnen. Innocentius flüchtete aus der Stadt, wo sein Gegner die Oberhand hatte, und vertraute seine Person und seine Sache der Rechtgläubigkeit des Königs von Frankreich. Der Ausspruch eines einzigen Mannes, des Abts Bernhard von Clairvaux, der die Sache dieses Papstes für die gerechte erklärt hatte, war genug, ihm die Huldigung dieses Reichs zu verschaffen. Seine Aufnahme in Ludwigs Staaten war glänzend, und reiche Schätze öffneten sich ihm in der frommen Mildtätigkeit der Franzosen. Das Gewicht von Bernhards Empfehlung, welches die französische Nation zu seinen Füßen geführt hatte, unterwarf ihm auch England, und der deutsche Kaiser Lothar ward ohne Mühe überzeugt, daß der heilige Geist bei der Wahl des Innocentius den Vorsitz geführt habe. Eine persönliche Zusammenkunft mit diesem Kaiser zu Lüttich hatte die Folge, daß ihn Lothar an der Spitze einer kleinen Armee nach Rom zurückführte.

In dieser Stadt war Anaklet, der Gegenpapst, mächtig, Volk und Adel gefaßt, sich aufs hartnäckigste zu verteidigen. Jeder Palast, jede Kirche war Festung, jede

Straße ein Schlachtfeld, alles Waffe, was das Ohngefähr der blinden Erbitterung darbot. Mit dem Schwert in der Faust mußte jeder Ausweg geöffnet werden, und Lothars schwaches Heer reichte nicht hin, eine Stadt zu stürmen, worin es sich wie in einem unermeßlichen Ozean verlor, wo die Häuser selbst gegen das Leben der verhaßten Fremdlinge bewaffnet waren. Es war gebräuchlich, die Kaiserkrönung in der Peterskirche zu vollziehen, und in Rom war alles heilig, was gebräuchlich war; aber die Peterskirche, wie die Engelsburg, hatte der Feind im Besitz, woraus keine so geringe Macht, als Lothar beisammen hatte, ihn verjagen konnte. Endlich nach langer Verzögerung willigte man ein, der Notwendigkeit zu weichen und im Lateran die Krönung zu verrichten.

Man erinnert sich, daß es die Sache des Papstes war, welche den Kaiser nach Italien führte; als der Beschützer, nicht als ein Flehender, forderte er eine Zeremonie, welche dieser Papst ohne *seinen* starken Arm nimmermehr hätte ausüben können. Nichtsdestoweniger behauptete Innocentius den ganzen Papstsinn eines Hildebrands, und mitten in dem rebellischen Rom, gleichsam hinter dem Schilde des Kaisers, der ihn gegen die mörderische Wut seiner Gegner verteidigte, gab er diesem Kaiser Gesetze. Der Vorgänger des Lothar hatte die ansehnliche Erbschaft, welche Mathilde, Markgräfin von Tuscien, dem römischen Stuhl vermacht hatte, als ein Reichslehen eingezogen, und Papst Calixtus II., um nicht aufs neue die Aussöhnung mit diesem Kaiser zu erschweren, hatte in dem Vergleich, der den Investiturstreit endigte, ganz von dieser geheimen Wunde geschwiegen. Diese Ansprüche des römischen Stuhls auf die Mathildische Erbschaft brachte Innocentius jetzt in Bewegung und bemühte sich wenigstens, da er den Kaiser unerbittlich fand, diese anmaßliche Rechte der Kirche für die Zukunft in Sicherheit zu setzen. Er bestätigte ihm den Genuß der Mathildischen Güter auf dem Weg der Belehnung, ließ ihn dem römischen Stuhl einen förmlichen Lehenseid darüber schwören und sorgte dafür, daß diese

Vasallenhandlung durch ein Gemälde verewigt wurde, welches dem kaiserlichen Namen in Italien nicht sehr rühmlich war.

Es war nicht der römische Boden, nicht der Anblick jener feierlichen Denkmäler, welche ihm die Herrschergröße Roms ins Gedächtnis bringen, wo etwa die Geister seiner Vorfahren zu seiner Erinnerung sprechen konnten, nicht die Zwang auflegende Gegenwart einer römischen Prälatenversammlung, welche Zeuge und Richter seines Betragens war, was dem Papst diesen standhaften Mut einflößte; auch als ein Flüchtling, auch auf deutscher Erde, hatte er diesen römischen Geist nicht verleugnet. Schon zu Lüttich, wo er in der Gestalt eines Flehenden vor dem Kaiser stand, wo er sich diesem Kaiser für eine noch frische Wohltat verpflichtet fühlte und eine zweite noch größre von ihm erwartete, hatte er ihn genötigt, eine bescheidene Bitte um Wiederherstellung des Investiturrechts zurückzunehmen, zu welcher der hilflose Zustand des Papstes dem Kaiser Mut gemacht hatte. Er hatte einem Erzbischof von Trier, ehe dieser noch von dem Kaiser mit dem zeitlichen Teil seines Amtes bekleidet war, die Einweihung erteilt, dem ausdrücklichen Sinn des Vertrags entgegen, der den Frieden des Deutschen Reichs mit der Kirche begründete. Mitten in Deutschland, wo er ohne Lothars Begünstigung keinen Schatten von Hoheit besaß, unterstand er sich, eines der wichtigsten Vorrechte dieses Kaisers zu kränken.

Aus solchen Zügen erkennt man den Geist, der den römischen Hof beseelte, und die unerschütterliche Festigkeit der Grundsätze, die jeder Papst, mit Hintansetzung aller persönlichen Verhältnisse, befolgen zu müssen sich gedrungen sah. Man sah Kaiser und Könige, erleuchtete Staatsmänner und unbeugsame Krieger im Drang der Umstände Rechte aufopfern, ihren Grundsätzen ungetreu werden und der Notwendigkeit weichen; so etwas begegnete selten oder nie einem Papste. Auch wenn er im Elend umher irrte, in Italien keinen Fußbreit Landes, keine ihm holde Seele besaß und von der Barm-

herzigkeit der Fremdlinge lebte, hielt er standhaft über den Vorrechten seines Stuhls und der Kirche. Wenn jede andre politische Gemeinheit durch die persönlichen Eigenschaften derer, welchen ihre Verwaltung übertragen ist, zu gewissen Zeiten etwas gelitten hat und leidet, so war dieses kaum jemals der Fall bei der Kirche und ihrem Oberhaupt. So ungleich sich auch die Päpste in Temperament, Denkart und Fähigkeit sein mochten, so standhaft, so gleichförmig, so unveränderlich war ihre Politik. Ihre Fähigkeit, ihr Temperament, ihre Denkart schien in ihr Amt gar nicht einzufließen; ihre Persönlichkeit, möchte man sagen, zerfloß in ihrer Würde, und die Leidenschaft erlosch unter der dreifachen Krone. Obgleich mit jedem hinscheidenden Papste die Kette der Thronfolge abriß und mit jedem neuen Papste wieder frisch geknüpft wurde — obgleich kein Thron in der Welt so oft seinen Herrn veränderte, so stürmisch besetzt und so stürmisch verlassen wurde, so war dieses doch der einzige Thron in der christlichen Welt, der seinen Besitzer nie zu verändern schien, weil nur die Päpste starben, aber der Geist, der sie beseelte, unsterblich war.

Kaum hatte Lothar Italien den Rücken gewendet, als Innocentius aufs neue seinen Gegnern das Feld räumen mußte. Er floh in Begleitung des heiligen Bernhards nach Pisa, wo er den Gegenpapst und dessen Anhang auf einer Kirchenversammlung feierlich verfluchte. Dieses Anathem galt besonders dem König Roger von Sizilien, der Anaklets Sache mächtig unterstützte und durch seine reißenden Fortschritte im untern Italien den Mut dieser Partei nicht wenig erhöhte.

Da sich die Geschichte Siziliens und Neapels und der Normänner, seiner neuen Besitzer, mit der Geschichte dieses Jahrhunderts aufs genaueste verbindet, da uns Anna Komnena und Otto von Freisingen auf die normännischen Eroberungen aufmerksam gemacht haben, so ist es dem Zweck dieser Abhandlung gemäß, auf den Ursprung dieser neuen Macht in Italien zu gehen und die Fortschritte derselben kürzlich zu verfolgen.

Die mittäglichen und westlichen Länder Europens hatten kaum angefangen, von den gewaltsamen Erschütterungen auszuruhen, wodurch sie ihre neue Gestalt empfingen, als der europäische Norden im neunten Jahrhundert aufs neue den Süden ängstigte. Aus den Inseln und Küstenländern, welche heutzutage dem dänischen Zepter huldigen, ergossen sich diese neuen Barbarenschwärme; Männer des Nordens, Norrmänner nannte man sie; ihre überraschende schreckliche Ankunft beschleunigte und verbarg der westliche Ozean. So lange zwar der Herrschergeist Karls des Großen das fränkische Reich bewachte, ahnete man den Feind nicht, der die Sicherheit seiner Grenzen bedrohete. Zahlreiche Flotten hüteten jeden Hafen und die Mündung jedes Stroms; mit gleichem Nachdruck leistete sein starker Arm den arabischen Korsaren im Süden, und im Westen den Norrmännern Widerstand. Aber dieses beschützende Band, welches rings alle Küsten des fränkischen Reichs umschloß, löste sich unter seinen kraftlosen Söhnen, und gleich einem verheerenden Strom drang nun der wartende Feind in das bloßgegebene Land. Alle Anwohner der aquitanischen Küste erfuhren die Raubsucht dieser barbarischen Fremdlinge; schnell, wie aus der Erde gespieen, standen sie da, und ebenso schnell entzog sie das unerreichbare Meer der Verfolgung. Kühnere Banden, denen die ausgeraubte Küste keine Beute mehr darbot, trieben in die Mündung der Ströme und erschreckten die ahnungslosen innern Provinzen mit ihrer furchtbaren Landung. Weggeführt ward alles, was Ware werden konnte; der pflugziehende Stier mit dem Pflüger, zahlreiche Menschenherden in eine hoffnungslose Knechtschaft geschleppt. Der Reichtum im innern Lande machte sie immer lüsterner, der schwache Widerstand immer kühner, und die kurzen Stillstände, welche sie den Einwohnern gönnten, brachten sie nur desto zahlreicher und desto gieriger zurück.

Gegen diesen immer sich erneuernden Feind war keine Hilfe von dem Throne zu hoffen, der selbst wankte, den eine Reihe ohnmächtiger Schattenkönige, die un-

würdige Nachkommenschaft Karls des Großen, entehrte. Anstatt des Eisens zeigte man den Barbaren Gold und setzte die ganze künftige Ruhe des Königreichs aufs Spiel, um eine kurze Erholung zu gewinnen. Die Anarchie des Lehenwesens hatte das Band aufgelöst, welches die Nation gegen einen gemeinschaftlichen Feind vereinigen konnte, und die Tapferkeit des Adels zeigte sich nur zum Verderben des Staats, den sie verteidigen sollte.

Einer der unternehmendsten Anführer der Barbaren, Rollo, hatte sich der Stadt Rouen bemächtigt und, entschlossen, seine Eroberungen zu behaupten, seinen Waffenplatz darin errichtet. Ohnmacht und dringende Not führten endlich Karln den Einfältigen, unter welchem Frankreich sich damals regierte, auf den glücklichen Ausweg, durch Bande der Dankbarkeit, der Verwandtschaft und der Religion sich diesen barbarischen Anführer zu verpflichten. Er ließ ihm seine Tochter zur Gemahlin, und zum Brautschatz das ganze Küstenland anbieten, welches den normännischen Verheerungen am meisten bloßgestellt war. Ein Bischof führte das Geschäft, und alles, was man von dem Normann dafür verlangte, war, daß er ein Christ werden sollte. Rollo rief seine Korsaren zusammen und überließ den Gewissensfall ihrer Beurteilung. Das Anerbieten war zu verführerisch, um nicht seinen nordischen Aberglauben daran zu wagen. Jede Religion war gleich gut, bei welcher man nur die Tapferkeit nicht verlernte. Die Größe des Gewinns brachte jede Bedenklichkeit zum Schweigen. Rollo empfing die Taufe, und einer seiner Gefährten wurde abgeschickt, der Zeremonie der Huldigung gemäß, bei dem König von Frankreich den Fußkuß zu verrichten.

Rollo verdiente es, der Stifter eines Staats zu sein; seine Gesetze bewirkten bei diesem Räubervolk eine bewundernswürdige Verwandlung. Die Korsaren warfen das Ruder weg, um den Pflug zu ergreifen, und die neue Heimat ward ihnen teuer, so bald sie angefangen hatten, darauf zu ernten. In dem gleichförmigen sanften Takte des Landlebens verlor sich allmählich der Geist

der Unruhe und des Raubes, mit ihm die natürliche Wildheit dieses Volks. Die Normandie blühte unter Rollos Gesetzen, und ein barbarischer Eroberer mußte es sein, der die Nachkommen Karls des Großen ihren Vasallen widerstehen und ihre Völker beglücken lehrte. Seitdem Norrmänner Frankreichs westliche Küste bewachten, hatte es von keiner norrmännischen Landung mehr zu leiden, und die schimpfliche Auskunft der Schwäche ward eine Wohltat für das Reich.

Der kriegerische Geist der Norrmänner artete in ihrem neuen Vaterland nicht aus. Diese Provinz Frankreichs ward die Pflanzschule einer tapfern Jugend, und aus ihr gingen zu verschiedenen Zeiten zwei Heldenschwärme aus, die sich an entgegengesetzten Enden von Europa einen unsterblichen Namen machten und glänzende Reiche stifteten. Norrmännische Glücksritter zogen südostwärts, unterwarfen das untre Italien und die Insel Sizilien ihrer Herrschaft und gründeten hier eine Monarchie, welche Rom an der Tiber und Rom an dem Bosporus zittern machte. Ein norrmännischer Herzog war's, der Britannien eroberte.

Unter allen Provinzen Italiens waren Apulien, Kalabrien und die Insel Sizilien viele Jahrhunderte lang die beklagenswürdigsten gewesen. Hier unter dem glücklichsten Himmel Großgriechenlands, wo schon in den frühesten Zeiten griechische Kultur aufblühte, wo eine ergiebige Natur die hellenischen Pflanzungen mit freiwilliger Milde pflegte, dort auf der gesegneten Insel, wo die jugendlichen Staaten Agrigent, Gela, Leontium, Syrakus, Selinus, Himera in mutwilliger Freiheit sich brüsteten, hatten gegen Ende des ersten Jahrtausends Anarchie und Verwüstung ihren schrecklichen Thron aufgeschlagen. Nirgends, lehrt eine traurige Erfahrung, sieht man die Leidenschaften und Laster der Menschen ausgelassener toben, nirgends mehr Elend wohnen als in den glücklichen Gegenden, welche die Natur zu Paradiesen bestimmte. Schon in frühen Zeiten stellten Raubsucht und Eroberungsbegierde dieser gesegneten Insel

nach; und ſo wie die ſchöpferiſche Wärme dieſes Himmels die unglückliche Wirkung hatte, die abſcheulichſten Geburten der Tyrannei an das Licht zu brüten, hatte ſelbſt auch das wohltätige Meer, welches dieſe Inſel zum Mittelpunkt des Handels beſtimmte, nur dazu dienen müſſen, die feindſeligen Flotten der Mamertiner, der Karthager, der Araber an ihre Küſte zu tragen. Eine Reihe barbariſcher Nationen hatte dieſen einladenden Boden betreten. Die Griechen, aus Ober- und Mittelitalien durch Langobarden und Franken vertrieben, hatten in dieſen Gegenden einen Schatten von Herrſchaft gerettet. Bis nach Apulien hinab hatten ſich die Langobarden verbreitet und arabiſche Korſaren mit dem Schwert in der Hand ſich Wohnſitze darin errungen. Ein barbariſches Gemiſch von Sprachen und Sitten, von Trachten und Gebräuchen, von Geſetzen und Religionen zeigte noch jetzt von ihrer verderblichen Gegenwart. Hier ſah ſich der Untertan nach dem langobardiſchen Geſetz, ſein nächſter Nachbar nach dem Juſtinianiſchen, ein dritter nach dem Koran gerichtet. Derſelbe Pilger, der des Morgens geſättigt aus den Ringmauern eines Kloſters ging, mußte des Abends die Mildtätigkeit eines Moslems in Anſpruch nehmen. Die Nachfolger des heiligen Petrus hatten nicht geſäumt, ihren frommen Arm nach dieſem gelobten Land auszuſtrecken; auch einige deutſche Kaiſer die Hoheit des Kaiſernamens in dieſem Teile Italiens geltend gemacht und einen großen Diſtrikt desſelben als Sieger durchzogen. Gegen Otto den Zweiten ſchloſſen die Griechen mit den verabſcheuten Arabern einen Bund, der dieſem Eroberer ſehr verderblich wurde. Kalabrien und Apulien traten nunmehr aufs neue unter griechiſche Hoheit zurück; aber aus den feſten Schlöſſern, welche die Sarazenen in dieſem Landſtrich noch inne hatten, ſtürzten zu Zeiten bewaffnete Scharen hervor, andre arabiſche Schwärme ſetzten aus dem angrenzenden Sizilien hinüber, welche Griechen und Lateiner ohne Unterſchied beraubten. Von der fortwährenden Anarchie begünſtigt, riß jeder an ſich, was er konnte, und verband

sich, je nachdem es sein Vorteil war, mit Muhammedanern, mit Griechen, mit Lateinern. Einzelne Städte, wie Gaeta und Neapel, regierten sich nach republikanischen Gesetzen. Mehrere langobardische Geschlechter genossen unter dem Schirm einer scheinbaren Abhängigkeit von dem römischen oder griechischen Reich einer wahren Souveränität in Benevent, Capua, Salerno und andern Distrikten. Die Menge und Verschiedenheit der Oberherrn, der schnelle Wechsel der Grenze, die Entfernung und Ohnmacht des griechischen Kaiserhofs hielten dem straflosen Ungehorsam eine sichere Zuflucht bereit; Nationalunterschied, Religionshaß, Raubsucht, Vergrößerungsbegierde, durch kein Gesetz gezügelt, verewigten die Anarchie auf diesem Boden und nährten die Fackel eines immerwährenden Kriegs. Das Volk wußte heute nicht, wem es morgen gehorchen würde, und der Sämann war ungewiß, wem die Ernte gehörte.

Dies war der klägliche Zustand des untern Italiens im neunten, zehenten und eilften Jahrhundert, während daß Sizilien unter arabischem Zepter einer ruhigeren Knechtschaft genoß. Der Geist der Wallfahrt, welche beim Ablauf des zehenten Jahrhunderts, der gedrohten Annäherung des Weltgerichts, in den Abendländern lebendig wurde, führte im Jahr 983 auch einige normännische Pilger, funfzig oder sechzig an der Zahl, nach Jerusalem. Auf ihrer Heimkehr stiegen sie bei Neapel ans Land und erschienen zu Salerno, eben als ein arabisches Heer diese Stadt belagerte und die Einwohner damit beschäftigt waren, sich durch eine Geldsumme ihres Feindes zu entledigen.

Ungern genug hatten diese streitbaren Wallfahrer den Harnisch mit der Pilgertasche vertauscht; der alte Kriegesgeist ward bei dem kriegrischen Anblick lebendig. Tapfre Hiebe, auf die Häupter der Ungläubigen geführt, dünkten ihnen keine schlechtere Vorbereitung auf das Weltgericht zu sein als ein Pilgerzug nach dem heiligen Grabe. Sie boten den belagerten Christen ihre müßige Tapferkeit an, und man errät leicht, daß die unverhoffte

Hilfe nicht verschmäht ward. Von einer kleinen Anzahl Salernitaner begleitet, stürzt sich die kühne Schar bei Nachtzeit in das arabische Lager, wo man, auf keinen Feind gefaßt, in stolzer Sicherheit schwelgt. Alles weicht ihrer unwiderstehlichen Tapferkeit. Eilfertig werfen sich die Sarazenen in ihre Schiffe und geben ihr ganzes Lager preis. Salerno hatte seine Schätze gerettet und bereicherte sich noch mit dem ganzen Raub der Ungläubigen — das Werk der Tapferkeit von sechzig normännischen Pilgern. Ein so wichtiger Dienst war der ausgezeichnetsten Dankbarkeit wert, und befriedigt von der Freigebigkeit des Fürsten zu Salerno, schiffte die Heldenschar nach Hause.

Das Abenteuer in Italien ward in der Heimat nicht verschwiegen. Neapels schöner Himmel und gesegnete Erde ward gerühmt, der nie geendigte Krieg auf diesem Boden, der dem Soldaten Beschäftigung und Ansehen, der Reichtum der Schwachen, der ihm Beute und Belohnung versprach. Mit begierigem Ohr horchte eine kriegrische Jugend. Das untre Italien sah in kurzer Zeit neue Haufen von Normännern landen, deren Tapferkeit ihre kleine Anzahl verbarg. Das milde Klima, das fette Land, die köstliche Beute waren unwiderstehliche Reizungen für ein Volk, das in seinen neuen Wohnsitzen und bei seiner neuen Lebensart das korsarische Gewerbe so schnell nicht verlernen konnte. Ihr Arm war jedem feil, der ihn dingen wollte; Fechtens wegen waren sie gekommen, gleichviel für *wessen* Sache sie fochten. Der griechische Untertan erwehrte sich mit dem Arme der Normänner einer tyrannischen Satrapenregierung; mit Hilfe der Normänner trotzten die langobardischen Fürsten den Ansprüchen des griechischen Hofs; Normänner stellten die Griechen selbst den Sarazenen entgegen. Lateiner und Griechen hatten ohne Unterschied Ursache, den Arm dieser Fremdlinge wechselsweise zu fürchten und zu preisen.

In Neapel hatte sich ein Herzog aufgeworfen, dem die Tapferkeit der Normänner gegen einen Fürsten von

Capua große Dienste leistete. Diese nützlichen Ankömmlinge immer fester an sich zu knüpfen, ihren hilfreichen Arm stets in der Nähe zu wissen, schenkte er ihnen Landeigentum zwischen Capua und Neapel, auf welchem Boden sie im Jahr 1029 die Stadt Aversa erbauten — ihre erste feste Besitzung auf italienischer Erde, errungen durch Tapferkeit, aber nicht durch Gewalt, vielleicht die einzig gerechte, deren sie sich zu rühmen hatten.

Die normännischen Ankömmlinge mehren sich, sobald eine landsmännische Stadt ihnen die gastfreien Tore öffnet. Drei Brüder, Wilhelm, der Eiserne Arm, Humfred und Drogon, beurlauben sich von neun andern Brüdern und ihrem Vater Tancred von Hauteville, um in der neuen Kolonie das Glück der Waffen zu versuchen. Nicht lange rastet ihre kriegrische Ungeduld. Der griechische Statthalter von Apulien beschließt eine Landung auf Sizilien, und die Tapferkeit der Gäste wird aufgefordert, die Gefahren dieses Feldzugs zu teilen. Ein sarazenisches Heer wird geschlagen, und sein Anführer fällt unter dem Eisernen Arm. Der kräftige Beistand der Normänner verspricht den Griechen die Wiedereroberung der ganzen Insel; ihr Undank gegen diese ihre Beschützer macht sie auch noch das wenige verlieren, was auf dem festen Lande Italiens noch ihre Herrschaft erkennt. Von dem treulosen Statthalter zur Rache gereizt, kehren die Normänner gegen ihn selbst die Waffen, welche kurz zuvor siegreich für ihn geführt worden waren. Die griechischen Besitzungen werden angegriffen, ganz Apulien von nicht mehr als vierhundert Normännern erobert. Mit barbarischer Redlichkeit teilt man sich in den unverhofften Raub. Ohne bei einem apostolischen Stuhl, ohne bei einem Kaiser in Deutschland oder Byzanz anzufragen, ruft die siegreiche Schar den Eisernen Arm zum Grafen von Apulien aus; jedem normännischen Streiter wird in dem eroberten Land irgend eine Stadt oder ein Dorf zur Belohnung.

Das unerwartete Glück der ausgewanderten Söhne Tancreds erweckte bald die Eifersucht der daheim ge-

bliebenen. Der jüngste von diesen, Robert Guiscard (der Verschlagene), war herangewachsen, und die künftige Größe verkündigte sich seinem ahnenden Geist. Mit zween andern Brüdern machte er sich auf in das goldne Land, wo man mit dem Degen Fürstentümer angelt. Gerne erlaubten die deutschen Kaiser, Heinrich II. und III., diesem Heldengeschlechte, zu Vertreibung ihres verhaßtesten Feindes und zu Italiens Befreiung ihr Blut zu verspritzen. Gewonnen dünkte ihnen für das abendländische Reich, was für das morgenländische verloren war, und mit günstigem Auge sahen sie die tapfern Fremdlinge von dem Raube der Griechen wachsen. Aber die Eroberungsplane der Norrmänner erweitern sich mit ihrer wachsenden Anzahl und ihrem Glück; der Griechen Meister, bezeigen sie Lust, ihre Waffen gegen die Lateiner zu kehren. So unternehmende Nachbarn beunruhigen den römischen Hof. Das Herzogtum Benevent, dem Papst Leo IX. erst kürzlich von Kaiser Heinrich III. zum Geschenke gegeben, wird von den Norrmännern bedroht. Der Papst ruft gegen sie den mächtigen Kaiser zu Hilfe, der zufrieden ist, diese kriegrischen Männer, die er nicht zu bezwingen hofft, in Vasallen des Reichs zu verwandeln, dem ihre Tapferkeit zur Vormauer gegen Griechen und Ungläubige dienen sollte. Leo IX. bedient sich gegen sie der nimmer fehlenden apostolischen Waffen. Der Fluch wird über sie ausgesprochen, ein heiliger Krieg wird gegen sie gepredigt, und der Papst hält die Gefahr für drohend genug, um mit seinen Bischöfen in eigner Person an der Spitze seines heiligen Heers gegen sie zu streiten. Die Norrmänner achten gleich wenig auf die Stärke dieses Heers und auf die Heiligkeit seiner Anführer. Gewohnt, in noch kleinerer Anzahl zu siegen, greifen sie unerschrocken an, die Deutschen werden niedergehauen, die Italiener zerstreut, die heilige Person des Papstes selbst fällt in ihre ruchlosen Hände. Mit tiefster Ehrfurcht wird dem Statthalter Petri von ihnen begegnet, und nicht anders als knieend nahen sie sich ihm, aber der Respekt seiner Überwinder kann seine Gefangenschaft nicht verkürzen.

Der Einnahme Apuliens folgte bald die Unterwerfung Kalabriens und des Gebietes von Capua. Die Politik des römischen Hofes, welche nach mehrern mißlungenen Versuchen dem Unternehmen entsagte, die Norrmänner aus ihren Besitzungen zu verjagen, verfiel endlich auf den weiseren Ausweg, von diesem Übel selbst für die römische Größe Nutzen zu ziehen. In einem Vergleich, der zu Amalfi mit Robert Guiscard zu stande kam, bestätigte Papst Nikolaus II. diesem Eroberer den Besitz von Kalabrien und Apulien als päpstlicher Lehen, befreite sein Haupt von dem Kirchenbann und reichte ihm als oberster Lehensherr die Fahne. Wenn irgend eine Macht die Tapferkeit der Norrmänner mit dem Geschenk dieser Fürstentümer belohnen konnte, so kam es doch keineswegs dem römischen Bischof zu, diese Großmut zu beweisen. Robert hatte kein Land weggenommen, das dem ersten Finder gehörte; von dem Griechischen oder, wenn man will, von dem Deutschen Reich waren die Provinzen abgerissen, welche er sich mit dem Schwert zugeeignet hatte. Aber von jeher haben die Nachfolger Petri in der Verwirrung geerntet. Die Lehensverbindung der Norrmänner mit dem römischen Hofe war für sie selbst und für diesen das vorteilhafteste Ereignis. Die Ungerechtigkeit ihrer Eroberungen bedeckte jetzt der Mantel der Kirche; die schwache, kaum fühlbare Abhängigkeit von dem apostolischen Stuhl entzog sie dem ungleich drückenderen Joche der deutschen Kaiser, und der Papst hatte seine furchtbarsten Feinde in treue Stützen seines Stuhls verwandelt.

In Sizilien teilten sich noch immer Sarazenen und Griechen, aber bald fing diese reiche Insel an, die Vergrößerungsbegierde der norrmännischen Eroberer zu reizen. Auch mit dieser beschenkte der Papst seine neuen Klienten, dem es bekanntlich nichts kostete, die Erdkugel mit neuen Meridianen zu durchschneiden und noch unentdeckte Welten auszuteilen. Mit der Fahne, welche der heilige Vater geweihet hatte, setzten die Söhne Tancreds, Guiscard und Roger, in Sizilien über und unterwarfen sich

in kurzer Zeit die ganze Insel. Mit Vorbehalt ihrer Religion und Gesetze huldigten Griechen und Araber der normännischen Herrschaft, und die neue Eroberung wurde Rogern und seinen Nachkommen überlassen. Auf die Unterwerfung Siziliens folgte bald die Wegnahme von Benevent und Salerno und die Vertreibung des in der letzten Stadt regierenden Fürstenhauses, welches aber den kurzen Frieden mit der römischen Kirche unterbricht und zwischen Robert Guiscard und dem Papst einen heftigen Streit entzündet. Gregor VII., der gewalttätigste aller Päpste, kann einige normännische Edelleute, Vasallen und Nachbarn seines Stuhls, weder in Furcht setzen noch bezwingen. Sie trotzen seinem Bannfluch, dessen fürchterliche Wirkungen einen heldenmütigen und mächtigen Kaiser zu Boden schlagen, und eben der herausfordernde Trotz, wodurch dieser Papst die Zahl seiner Feinde vergrößert und ihre Erbitterung unversöhnlich macht, macht ihm einen Freund in der Nähe desto wichtiger. Um Kaisern und Königen zu trotzen, muß er einem glücklichen Abenteurer in Apulien schmeicheln. Bald bedarf er in Rom selbst seines rettenden Arms. In der Engelsburg von Römern und Deutschen belagert, ruft er den Herzog von Apulien zu seinem Beistand herbei, der auch wirklich an der Spitze normännischer, griechischer und arabischer Vasallen das Haupt der lateinischen Christenheit frei macht. Gedrückt von dem Hasse seines ganzen Jahrhunderts, dessen Frieden seine Herrschsucht zerstörte, folgt eben dieser Papst seinen Errettern nach Neapel und stirbt zu Salerno unter dem Schutz von Hautevilles Söhnen.

Derselbe normännische Fürst, Robert Guiscard, der sich in Italien und Sizilien so gefürchtet machte, war das Schrecken der Griechen, die er in Dalmatien und Macedonien angriff und selbst in der Nähe ihrer Kaiserstadt ängstigte. Die griechische Ohnmacht rief gegen ihn die Waffen und Flotten der Republik Venedig zu Hilfe, die durch die reißendsten Fortschritte dieser neuen italienischen Macht in ihren Träumen von Oberherrschaft

des Adriatischen Meers fürchterlich aufgeschreckt worden. Auf der Insel Cephalenia setzte endlich, früher als sein Ehrgeiz, der Tod seinen Eroberungsplanen eine Grenze. Seine ansehnlichen Besitzungen in Griechenland, lauter Erwerbungen seines Degens, erbte sein Sohn Bohemund, Fürst von Tarent, der ihm an Tapferkeit nicht nachstand und ihn an Ehrsucht noch übertraf. Er war es, der den Thron der Komnener in Griechenland erschütterte, den Fanatismus der Kreuzfahrer den Entwürfen einer kalten Vergrößerungsbegierde listig dienen ließ, in Antiochien sich ein ansehnliches Fürstentum errang und allein von dem frommen Wahnsinne frei war, der die Fürsten des Kreuzheers erhitzte. Die griechische Prinzessin Anna Komnena schildert uns Vater und Sohn als gewissenlose Banditen, deren ganze Tugend ihr Degen war; aber Robert und Bohemund waren die fürchterlichsten Feinde ihres Hauses; ihr Zeugnis reichte also nicht hin, diese Männer zu verdammen. Eben diese Prinzessin kann es dem Robert nicht vergeben, daß er, ein bloßer Edelmann und Glücksritter, Vermessenheit genug besessen, seine Wünsche bis zu einer Verwandtschaftsverbindung mit dem regierenden Kaiserhause in Konstantinopel zu erheben. Immer bleibt es eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte, wie die Söhne eines unbegüterten Edelmanns in einer Provinz Frankreichs auf gut Glück aus ihrer Heimat auswandern und, durch nichts als ihren Degen unterstützt, ein Königreich zusammenrauben, Kaisern und Päpsten zugleich mit ihrem Arme und ihrem Verstande widerstehen und noch Kraft genug übrig haben, auswärtige Throne zu erschüttern.

Ein andrer Sohn Roberts, mit Namen Roger, war ihm in seinen kalabrischen und apulischen Besitzungen gefolgt; aber schon vierzig Jahre nach Roberts Tode erlosch sein Geschlecht. Die normännischen Staaten auf dem festen Lande wurden nunmehr von der Nachkommenschaft seines Bruders in Besitz genommen, welche in Sizilien blühte. Roger, Graf von Sizilien, nicht weniger tapfer als Guiscard, aber ebenso guttätig und milde, als

dieser grausam und eigennützig war, hatte den Ruhm, seinen Nachkommen ein glorreiches Recht zu erfechten. Zu einer Zeit, wo die Anmaßungen der Päpste alle weltliche Gewalt zu verschlingen drohten, wo sie den Kaisern in Deutschland das Recht der Investituren entrissen und die Kirche von dem Staat gewaltsam abgetrennt hatten, behauptete ein norrmännischer Edelmann in Sizilien ein Regal, welches Kaiser hatten aufgeben müssen. Graf Roger drang dem römischen Stuhle für sich und seine Nachfolger in Sizilien die Bewilligung ab, auf seiner Insel die höchste Gewalt in geistlichen Dingen auszuüben. Der Papst war im Gedränge; um den deutschen Kaisern zu widerstehen, konnte er die Freundschaft der Norrmänner nicht entbehren. Er erwählte also den staatsklugen Ausweg, sich durch Nachgiebigkeit einen Nachbar zu verpflichten, welchen zu reizen allzu gefährlich war. Um aber zu verhindern, daß dieses zugestandne Recht ja nicht mit den übrigen Regalien vermengt würde, um den Genuß desselben im Lichte einer päpstlichen Vergünstigung zu zeigen, erklärte der Papst den sizilianischen Fürsten zu seinem Legaten oder geistlichen Gewalthaber auf der Insel Sizilien. Rogers Nachfolger fuhren fort, dieses wichtige Recht unter dem Namen geborener Legaten des römischen Stuhls auszuüben, welches unter dem Namen der sizilianischen Monarchie von allen nachherigen Regenten dieser Insel behauptet ward.

Roger II., der Sohn des vorhergehenden, war es, der die ansehnlichen Staaten Apulien und Kalabrien seiner Grafschaft Sizilien einverleibte und sich dadurch im Besitz einer Macht erblickte, die ihm Kühnheit genug einflößte, sich in Palermo die königliche Krone aufzusetzen. Dazu war weiter nichts nötig als sein eigener Entschluß und eine hinlängliche Macht, ihn gegen jeden Widerspruch zu behaupten. Aber derselbe staatskluge Aberglaube, der seinen Vater und Oheim geneigt gemacht hatte, die Anmaßung fremder Länder durch den Namen einer päpstlichen Schenkung zu heiligen, bewog auch den

Neffen und Sohn, seiner angemaßten Würde durch eben diese heiligende Hand die letzte Sanktion zu verschaffen. Die Trennung, welche damals in der Kirche ausgebrochen war, begünstigte Rogers Absichten. Er verpflichtete sich den Papst Anaklet, indem er die Rechtmäßigkeit seiner Wahl anerkannte und mit seinem Degen zu behaupten bereit war. Für diese Gefälligkeit bestätigte ihm der dankbare Prälat die königliche Würde und erteilte ihm die Belehnung über Capua und Neapel, die letzten griechischen Lehen auf italienischem Boden, welche Roger Anstalten machte zu seinem Reich zu schlagen. Aber er konnte sich den einen Papst nicht verpflichten, ohne sich in dem andern einen unversöhnlichen Feind zu erwecken. Auf seinem Haupte versammelt sich also jetzt der Segen des einen Papstes und der Fluch des andern; welcher von beiden Früchte tragen sollte — beruhte wahrscheinlich auf der Güte seines Degens.

Der neue König von Sizilien hatte auch seine ganze Klugheit und Tätigkeit nötig, um dem Sturm zu begegnen, der sich in den Abend- und Morgenländern wider ihn zusammenzog. Nicht weniger als vier feindliche Mächte, unter denen einzeln genommen keine zu verachten war, hatten sich zu seinem Untergang vereinigt. Die Republik Venedig, welche schon ehmals wider Robert Guiscard Flotten in See geschickt und geholfen hatte, die griechischen Staaten gegen diesen Eroberer zu verteidigen, waffnete sich aufs neue gegen seinen Neffen, dessen furchtbare Seemacht ihr die Oberherrschaft auf dem Adriatischen Busen streitig zu machen drohte. Roger hatte diese kaufmännische Macht an ihrer empfindlichsten Seite angegriffen, da er ihr eine große Geldsumme an Waren wegnehmen ließ. Der griechische Kaiser Kalojohannes hatte den Verlust so vieler Staaten in Griechenland und Italien und noch die neuerliche Wegnahme von Neapel und Capua an ihm zu rächen. Beide Höfe von Konstantinopel und Venedig schickten nach Merseburg Abgeordnete an Kaiser Lothar, dem verhaßten Räuber ihrer Staaten einen neuen Feind in dem Ober-

haupt des Deutschen Reichs zu erwecken. Papst Innocentius, an kriegrischer Macht zwar der schwächste unter allen Gegnern Rogers, war einer der furchtbarsten durch die Geschäftigkeit seines Hasses und durch die Waffen der Kirche, die ihm zu Gebote standen. Man überredete den Kaiser Lothar, daß das norrmännische Reich im untern Italien und die Anmaßung der sizilianischen Königswürde durch Roger mit der obersten Gerichtsbarkeit der Kaiser über diese Länder unverträglich seien, und daß es dem Nachfolger der Ottonen gebühre, der Verminderung des Reichs sich entgegen zu setzen.

So wurde Lothar veranlaßt, einen zweiten Marsch über die Alpen zu tun und gegen König Roger von Sizilien einen Feldzug zu unternehmen. Seine Armee war jetzt zahlreicher, die Blüte des deutschen Adels war mit ihm, und die Tapferkeit der Hohenstaufen kämpfte für seine Sache. Die lombardischen Städte, von jeher gewohnt, ihre Unterwürfigkeit nach der Stärke der Kriegsheere abzuwägen, mit welchen sich die Kaiser in Italien zeigten, huldigten seiner unwiderstehlichen Macht, und ohne Widerstand öffnete ihm die Stadt Mailand ihre Tore. Er hielt einen Reichstag in den Ronkalischen Feldern und zeigte den Italienern ihren Oberherrn. Darauf teilte er sein Heer, dessen eine Hälfte unter der Anführung Herzog Heinrichs von Bayern in das Toskanische drang, die andre unter dem persönlichen Kommando des Kaisers, längs der adriatischen Seeküste, geraden Wegs gegen Apulien anrückte. Der griechische Hof und die Republik Venedig hatten Truppen und Geld zu dieser Kriegsrüstung hergeschossen. Zugleich ließ die Stadt Pisa, damals schon eine bedeutende Seemacht, eine kleine Flotte dieser Landarmee folgen, die feindlichen Seeplätze anzugreifen.

Jetzt schien es um die norrmännische Macht in Italien getan, und nicht ohne Teilnehmung sieht man das Gebäude, an welchem die Tapferkeit so vieler Helden gearbeitet, welches das Glück selbst so sichtbar in Schutz genommen hatte, sich zu seinem Untergang neigen. Glor-

reiche Erfolge krönen den ersten Anfang Lothars. Capua und Benevent müssen sich ergeben. Die apulischen Städte Trani und Bari werden erobert; die Pisaner bringen Amalfi, Lothar selbst die Stadt Salerno zur Übergabe. Eine Säule der normännischen Macht stürzt nach der andern, und von dem festen Lande Italiens vertrieben, bleibt dem neuen Könige nichts übrig, als in seinem Erbreich Sizilien eine letzte Zuflucht zu suchen.

Aber es war das Schicksal von Tancreds Geschlecht, daß die Kirche mit und ohne ihren Willen für sie arbeiten sollte. Kaum war Salerno erobert, so nimmt Innocentius diese Stadt als ein päpstliches Lehen in Anspruch, und ein lebhafter Zank entspinnt sich darüber zwischen diesem Papst und dem Kaiser. Ein ähnlicher Streit wird über Apulien rege, über welche Provinz man übereingekommen war einen Herzog zu setzen, dessen Belehnung, als das Zeichen der obersten Hoheit, Innocentius gleichfalls dem Kaiser Lothar streitig macht. Um einen dreißigtägigen verderblichen Streit zu beendigen, vereinigt man sich endlich in der sonderbaren Auskunft, daß beide, Kaiser und Papst, bei dem Belehnungsakt dieses Herzogs berechtigt sein sollten, zu gleicher Zeit die Hand an die Fahne zu legen, die dem Vasallen bei der Huldigungsfeierlichkeit von dem Lehensherrn übergeben ward.

Während dieses Zwiespalts ruhte der Krieg gegen Roger oder ward wenigstens sehr lässig geführt, und dieser wachsame tätige Fürst gewann Zeit, sich zu erholen. Die Pisaner, unzufrieden mit dem Papst und den Deutschen, führten ihre Flotte zurück; die Dienstzeit der Deutschen war zu Ende, ihr Geld verschwendet, und der feindselige Einfluß des neapolitanischen Himmels fing an, die gewohnte Verheerung in ihrem Lager anzurichten. Ihre immer lauter werdende Ungeduld rief den Kaiser aus den Armen des Siegs. Schneller noch, als sie gewonnen worden, gingen die meisten der gemachten Eroberungen nach seiner Entfernung verloren. Noch in Bononien mußte Lothar die niederschlagende Nachricht hören, daß Salerno sich an den Feind ergeben, daß Capua er-

obert und der Herzog von Neapel selbst zu den Norrmännern übergetreten sei. Nur Apulien wurde durch seinen neuen Herzog mit Hilfe eines zurückgebliebenen deutschen Korps standhaft behauptet, und der Verlust dieser Provinz war der Preis, um welchen Roger seine übrigen Länder gerettet sah.

Nachdem der norrmännische Papst Anaklet gestorben und Innocentius alleiniger Fürst der Kirche geworden war, hielt er im Lateran eine Kirchenversammlung, welche alle Dekrete des Gegenpapstes für nichtig erklärte und seinen Beschützer Roger abermals mit dem Bannfluch belegte. Innocentius zog auch, nach dem Beispiel des Leo, in Person gegen den sizilianischen Fürsten zu Felde, aber auch er mußte, wie sein Vorgänger, diese Verwegenheit mit einer gänzlichen Niederlage und dem Verlust seiner Freiheit bezahlen. Roger aber suchte als Sieger den Frieden mit der Kirche, der ihm um so nötiger war, da ihn Venedig und Konstantinopel mit einem neuen Angriff bedrohten. Er erhielt von dem gefangenen Papste die Belehnung über sein Königreich Sizilien; seine beiden Söhne wurden als Herzoge von Capua und Apulien anerkannt. Er selbst sowohl als diese mußten dem Papst den Vasalleneid leisten und sich zu einem jährlichen Tribut an die römische Kirche verstehen. Über die Ansprüche des Deutschen Reichs an diese Provinzen, um derentwillen doch Innocentius selbst den Kaiser wider Rogern bewaffnet hatte, wurde bei diesem Vergleiche ein tiefes Stillschweigen beobachtet. So wenig konnten die römischen Kaiser auf die päpstliche Redlichkeit zählen, wenn man ihres Arms nicht benötigt war! Roger küßte den Pantoffel seines Gefangenen, führte ihn nach Rom zurück, und Friede war zwischen den Norrmännern und dem apostolischen Stuhl. Kaiser Lothar selbst hatte auf der Rückkehr nach Deutschland im Jahr 1137 in einer schlechten Bauernhütte zwischen dem Lech und dem Inn sein mühe- und ruhmvolles Leben geendigt.

Unfehlbar war der Plan dieses Kaisers gewesen, daß ihm sein Tochtermann, Herzog Heinrich von Bayern

und Sachsen, auf dem Kaiserthron folgen sollte, wozu er wahrscheinlich noch bei seinen Lebzeiten Anstalten zu machen gesonnen gewesen war. Aber ehe er einen Schritt deswegen tun konnte, überraschte ihn der Tod.

Heinrich von Bayern hatte die Fürsten Deutschlands mit vielem Stolz behandelt und war ihnen auf dem italienischen Feldzug sehr gebieterisch begegnet. Auch jetzt, nach Lothars Tode, bemühte er sich nicht sehr um ihre Freundschaft und machte sie dadurch nicht geneigt, ihre Wahl auf ihn zu richten. Ganz anders betrug sich Konrad von Hohenstaufen, der den Zug nach Italien mitgemacht und auf demselben die Fürsten, besonders den Erzbischof von Trier, für sich einzunehmen gewußt hatte. Außerdem schwebte die kürzlich festgesetzte Wahlfreiheit des Deutschen Reichs den Fürsten noch zu lebhaft vor Augen, und alles kam jetzt darauf an, den geringsten Schein einer Rücksicht auf das Erbrecht bei der Kaiserwahl zu vermeiden. Heinrichs Verwandtschaft mit Lothar war also ein Beweggrund mehr, ihn bei der Wahl zu übergehen. Zu diesem allem kam noch die Furcht vor seiner überwiegenden Macht, welche, mit der Kaiserwürde vereinigt, die Freiheit des Deutschen Reichs zu Grund richten konnte.

Jetzt also sah man auf einmal das Staatssystem der deutschen Fürsten umgeändert. Die welfische Familie, welcher Heinrich von Bayern angehörte, unter der vorigen Regierung erhoben, mußte jetzt wieder herabgesetzt werden, und das hohenstaufische Haus, unter der vorigen Regierung zurückgesetzt, sollte wieder die Oberhand gewinnen. Der Erzbischof von Mainz war eben gestorben, und die Wahl eines neuen Erzbischofs sollte der Wahl des Kaisers billig vorangehen, da der Erzbischof bei der Kaiserwahl eine Hauptrolle spielte. Weil aber zu fürchten war, daß das große Gefolge von sächsischen und bayrischen Bischöfen und weltlichen Vasallen, mit welchen Heinrich auf den Wahltag würde angezogen kommen, die Überlegenheit der Stimmen auf seine Seite neigen möchte, so eilte man — wenn es auch eine Un-

regelmäßigkeit kosten sollte — vor seiner Ankunft die Kaiserwahl zu beendigen. Unter der Leitung des Erzbischofs von Trier, der dem hohenstaufischen Hause vorzüglich hold war, kam diese in Koblenz zu stande (1137): Herzog Konrad ward erwählt und empfing auch sogleich zu Aachen die Krone. So schnell hatte das Schicksal gewechselt, daß Konrad, den der Papst unter der vorigen Regierung mit dem Banne belegte, sich jetzt dem Tochtermann eben des Lothar vorgezogen sah, der für den römischen Stuhl doch so viel getan hatte. Zwar beschwerten sich Heinrich und alle Fürsten, welche bei der Wahl Konrads nicht zu Rat gezogen worden, laut über diese Unregelmäßigkeit; aber die allgemeine Furcht vor der Übermacht des welfischen Hauses und der Umstand, daß sich der Papst für Konrad erklärt hatte, brachte die Mißvergnügten zum Schweigen. Heinrich von Bayern, der die Reichsinsignien in Händen hatte, lieferte sie nach einem kurzen Widerstand aus.

Konrad sah ein, daß er dabei noch nicht stille stehen könne. Die Macht des welfischen Hauses war so hoch gestiegen, daß es ebenso gefährliche Folgen für die Ruhe des Reiches haben mußte, dieses mächtige Haus zum Feinde zu haben, als die Erhebung desselben zur Kaiserwürde für die ständische Freiheit gehabt haben würde. Neben einem Vasallen von dieser Macht konnte kein Kaiser ruhig regieren, und das Reich war in Gefahr, von einem bürgerlichen Kriege zerrissen zu werden. Man mußte also die Macht desselben wieder herunterseßen, und dieser Plan wurde von Konrad III. mit Standhaftigkeit befolgt. Er lud den Herzog Heinrich nach Augsburg vor, um sich über die Klagen zu rechtfertigen, die das Reich gegen ihn habe. Heinrich fand es bedenklich, zu erscheinen, und nach fruchtlosen Unterhandlungen erklärte ihn der Kaiser auf einem Hoftag zu Würzburg in die Reichsacht; auf einem andern zu Goslar wurden ihm seine beiden Herzogtümer Sachsen und Bayern abgesprochen.

Diese raschen Urteile wurden von ebenso frischer

Tat begleitet. Bayern verlieh man dem Nachbar desſelben, dem Markgrafen von Öſtreich; Sachſen wurde dem Markgrafen von Brandenburg, Albrecht, der Bär genannt, übergeben. Bayern gab Herzog Heinrich auch ohne Widerſtand auf, aber Sachſen hoffte er zu retten. Ein kriegeriſcher ihm ergebener Adel ſtand hier bereit, für ſeine Sache zu fechten, und weder Albrecht von Brandenburg noch der Kaiſer ſelbſt, der gegen ihn die Waffen ergriff, konnten ihm dieſes Herzogtum entreißen. Schon war er im Begriff, auch Bayern wieder zu erobern, als ihn der Tod von ſeinen Unternehmungen abrief und die Fackel des Bürgerkriegs in Deutſchland verlöſchte. Bayern erhielt nun der Bruder und Nachfolger des Markgrafen Leopold von Öſtreich, Heinrich, der ſich im Beſitz dieſes Herzogtums durch eine Heiratsverbindung mit der Witwe des verſtorbenen Herzogs, einer Tochter Lothars, zu befeſtigen glaubte. Dem Sohn des Verſtorbenen, der nachher unter dem Namen Heinrichs des Löwen berühmt ward, wurde das Herzogtum Sachſen zurückgegeben, wogegen er auf Bayern Verzicht tat. So beruhigte Konrad auf eine Zeitlang die Stürme, welche Deutſchlands Ruhe geſtört hatten und noch gefährlicher zu ſtören drohten — um in einem törichten Zug nach Jeruſalem der herrſchenden Schwachheit ſeines Jahrhunderts einen verderblichen Tribut zu bezahlen.

Vorbericht zu den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully

Der Wert dieſer Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully iſt zu allgemein bekannt, um hier noch einer Anpreiſung zu bedürfen. Sie liefern uns die wichtigſten Aufſchlüſſe über das geheime und öffentliche Leben eines vortrefflichen Königs und ſeines nicht minder vortrefflichen Miniſters und verbreiten ein helles Licht über

Frankreichs Geschichte von dem Jahre 1570 bis zur Regentschaft der Maria von Medicis, einer der wichtigsten Zeiträume in der französischen Geschichte.

Aber es bedarf vielleicht einer Entschuldigung, daß man diese Denkwürdigkeiten nicht nach dem alten Original, welches unter dem sonderbaren Titel „Oeconomies royales et Servitudes loyales" bekannt ist, sondern nach der modernen Umarbeitung eines neuern französischen Schriftstellers liefert. Vielen dürfte der eigentümliche Ton, der in dieser Urschrift herrschet, und sogar das antike und abenteuerliche Gewand, in welches sie gekleidet ist, ein größrer Verlust zu sein dünken, als durch die Arbeit des neuen Herausgebers vergütet worden ist, und die Veränderungen, welche sich derselbe mit seinem Text erlaubte, viel zu gewaltsam scheinen. Und in der Tat würden sie so sehr Unrecht nicht haben, wenn irgend eine Wahrscheinlichkeit vorhanden wäre, daß jene Urschrift unmittelbar aus der Feder des Herzogs von Sully geflossen sei; denn auch in dem seltsamsten Aufzuge hat der große Mann Anspruch auf unsre Achtung. Aber da jene Urschrift nur zu sichtbare Spuren trägt, daß sie, obgleich aus der reinsten Quelle geflossen, doch ihre eigentliche Gestalt nur unter den Händen seiner Sekretäre empfangen habe, so ist der Verlust in der Tat so beträchtlich nicht oder doch durch die angebrachten Verbesserungen unendlich vergütet. Der französische Herausgeber hat sich sowohl um die Anordnung der Materie als um den Ausdruck ein großes Verdienst erworben. Die Verwirrung, in welcher alle Bestandteile dieser Geschichte in der Urschrift durch einander geworfen sind, und die auch einen sehr warmen Verehrer der Sullyschen Schrift ermüden müßte, veranlaßte den neuen Herausgeber, sein Original, obwohl mit möglichster Schonung des Eigentümlichen, ganz und gar umzugießen, die einzelnen Partien interessanter und schicklicher zu verbinden und alles Fremdartige davon zu scheiden. Er erlaubte sich dabei, den Erzähler in der ersten Person von sich sprechen zu lassen, da derselbe durch eine gar sonderbare Wendung in der Urschrift sich

selbst anzureden scheint. Der Stil, der im Original alle Abwechslungen vom Niedrigen und Platten bis zum Hochtrabenden und Schwülstigen durchläuft, durch unübersehliche Periodenlänge oft dunkel und durch Weitschweifigkeit unerträglich ermüdend wird, hat unter der Feder des neuen Herausgebers eine Haltung und Einheit empfangen, welche der Würde seines Inhalts entspricht und das Werk in seiner neuen Gestalt zu einer sehr anziehenden Lektüre macht. Von ebendemselben rühren auch die historischen Erläuterungen her, welche die in den Denkwürdigkeiten aufgeführten Personen betreffen; was hingegen eine zu ängstliche Rücksicht auf die Religion seines Vaterlandes den französischen Herausgeber in den Anmerkungen sprechen ließ, glaubte man einem deutschen Leser in der Übersetzung ersparen zu dürfen.

Das ganze Werk wird in sechs Bänden erscheinen, welche rasch auf einander folgen und in der Michaelmesse vom Jahr 1792 geendigt sein sollen. Die Einleitung, welche die ganze Geschichte der Ligue in einer kurzen Übersicht umfaßt, wird jeden Band des Werkes begleiten und bis zum Untergang dieser Verbindung fortgeführt werden. Bei Abfassung derselben sind Brantôme, Castelnau, de Thou u. a., und in Anordnung der Materie besonders der Esprit de la Ligue von Herrn Anquetil meine Führer gewesen.

Jena, in der Ostermesse 1791.

Friedrich Schiller.

Geschichte der französischen Unruhen, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen.

Die Regierungen Karls VIII., Ludwigs XII. und Franz' I. hatten für Frankreich eine glänzende Epoche vorbereitet. Die Feldzüge dieser Fürsten nach Italien hatten den Heldengeist des französischen Adels wieder entzündet, den der Despotismus Ludwigs XI. beinahe er-

stickt hatte. Ein schwärmerischer Rittergeist flammte wieder auf, den eine beßre Taktik unterstützte.

Im Kampf mit ihren ungeübten Nachbarn lernte die Nation ihre Überlegenheit kennen. Die Monarchie hatte sich gebildet, die Verfassung des Königreichs eine mehr regelmäßige Gestalt angenommen. Der sonst so furchtbare Trotz übermächtiger Großen fügte sich jetzt wieder in die Schranken eines gemeinschaftlichen Gehorsams. Ordentliche Steuern und stehende Heere befestigten und schirmten den Thron, und der König war etwas mehr als ein begüterter Edelmann in seinem Reiche.

In Italien war es, wo sich die Kraft dieses Königreichs zum erstenmal offenbarte. Unnütz zwar floß dort das Blut seiner Heldensöhne, aber Europa konnte seine Bewunderung einem Volke nicht versagen, das sich zu gleicher Zeit gegen fünf vereinigte Feinde glorreich behauptete. Das Licht schöner Künste war nicht lange vorher in Italien aufgegangen, und etwas mildere Sitten verrieten bereits seinen veredelnden Einfluß. Bald zeigte es seine Kraft an den trotzigen Siegern, und Italiens Künste unterjochten das Genie der Franzosen, wie ehmals Griechenlands Kunst seine römische Beherrscher sich unterwürfig machte. Bald fanden sie den Weg über die Savoyischen Alpen, den der Krieg geöffnet hatte. Von einem verständigen Regenten in Schutz genommen, von der Buchdruckerkunst unterstützt, verbreiteten sie sich bald auf diesem dankbaren Boden. Die Morgenröte der Kultur erschien; schon eilte Frankreich mit schnellen Schritten seiner Zivilisierung entgegen. Die neuen Meinungen erscheinen und gebieten diesem schönen Anfang einen traurigen Stillstand. Der Geist der Intoleranz und des Aufruhrs löscht den noch schwachen Schimmer der Verfeinerung wieder aus, und die schreckliche Fackel des Fanatismus leuchtet. Tiefer als je stürzt dieser unglückliche Staat in seine barbarische Wildheit zurück, das Opfer eines langwierigen verderblichen Bürgerkriegs, den der Ehrgeiz entflammt und ein wütender Religionseifer zu einem allgemeinen Brande vergrößert.

So feurig auch das Interesse war, mit welchem die eine Hälfte Europens die neuen Meinungen aufnahm und die andre dagegen kämpfte, so eine mächtige Triebfeder der Religionsfanatismus auch für sich selbst ist, so waren es doch großenteils sehr weltliche Leidenschaften, welche bei dieser großen Begebenheit geschäftig waren, und größtenteils politische Umstände, welche den unter einander im Kampfe begriffenen Religionen zu Hilfe kamen. In Deutschland, weiß man, begünstigte Luthern und seine Meinungen das Mißtrauen der Stände gegen die wachsende Macht Österreichs; der Haß gegen Spanien und die Furcht vor dem Inquisitionsgerichte vermehrte in den Niederlanden den Anhang der Protestanten. Gustav Wasa vertilgte in Schweden zugleich mit der alten Religion eine furchtbare Kabale, und auf dem Ruin eben dieser Kirche befestigte die britannische Elisabeth ihren noch wankenden Thron. Eine Reihe schwachköpfiger, zum Teil minderjährigen Könige, eine schwankende Staatskunst, die Eifersucht und der Wettkampf der Großen um das Ruder halfen die Fortschritte der neuen Religion in Frankreich bestimmen. Wenn sie in diesem Königreich jetzt darniederliegt und in einer Hälfte Deutschlands, in England, im Norden, in den Niederlanden thronet, so lag es sicherlich nicht an der Mutlosigkeit oder Kälte ihrer Verfechter, nicht an unterlaßnen Versuchen, nicht an der Gleichgültigkeit der Nation. Eine heftige, langwierige Gärung erhielt das Schicksal dieses Königreichs im Zweifel; fremder Einfluß und der zufällige Umstand einer neuen indirekten Thronfolge, die gerade damals eintrat, mußte den Untergang der calvinischen Kirche in diesem Staat entscheiden.

Gleich im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts fanden die Neuerungen, welche Luther in Deutschland predigte, den Weg in die französischen Provinzen. Weder die Zensuren der Sorbonne im Jahr 1521 noch die Beschlüsse des Pariser Parlaments noch selbst die Anathemen der Bischöfe vermochten das schnelle Glück aufzuhalten, das sie in wenig Jahren bei dem

Volk, bei dem Adel, bei einigen von der Geistlichkeit machten. Die Lebhaftigkeit, mit welcher das sanguinische geistreiche Volk der Franzosen jede Neuigkeit zu behandeln pflegt, verleugnete sich weder bei den Anhängern der Reformation noch bei ihren Verfolgern. Franz' des Ersten kriegerische Regierung und die Verständnisse dieses Monarchen mit den deutschen Protestanten trugen nicht wenig dazu bei, die Religionsneuerungen bei seinen französischen Untertanen in schnellen Umlauf zu bringen. Umsonst, daß man in Paris endlich zu dem fürchterlichen Mittel des Feuers und des Schwertes griff — es tat keine beßre Wirkung, als es in den Niederlanden, in Deutschland, in England getan hatte, und die Scheiterhaufen, welche der fanatische Verfolgungsgeist ansteckte, dienten zu nichts, als den Heldenglauben und den Ruhm seiner Opfer zu beleuchten.

Die Religionsverbeßrer führten bei ihrer Verteidigung und bei ihrem Angriff auf die herrschende Kirche Waffen, welche weit zuverlässiger wirkten als alle, die der blinde Eifer der stärkern Zahl ihnen entgegensetzen konnte. Geschmack und Aufklärung kämpften auf ihrer Seite; Unwissenheit, Pedanterei waren der Anteil ihrer Verfolger. Die Sittenlosigkeit, die tiefe Ignoranz des katholischen Klerus gaben dem Witz ihrer öffentlichen Redner und Schriftsteller die gefährlichsten Blößen, und unmöglich konnte man die Schilderungen lesen, welche der Geist der Satire diese letztern von dem allgemeinen Verderbnis entwerfen ließ, ohne sich von der Notwendigkeit einer Verbeßrung überzeugt zu fühlen. Die lesende Welt wurde täglich mit Schriften dieser Art überschwemmt, in welchen, mehr oder minder glücklich, die herrschenden Laster des Hofes und der katholischen Geistlichkeit dem Unwillen, dem Abscheu, dem Gelächter bloßgestellt und die Dogmen der neuen Kirche, in jede Anmut des Stils gekleidet, mit allen Reizen des Schönen, mit aller hinreißenden Kraft des Erhabnen, mit dem unwiderstehlichen Zauber einer edeln Simplizität ausgestattet waren. Wenn man diese Meisterstücke der Beredsamkeit und des

Witzes mit Ungeduld verschlang, so waren die abgeschmackten oder feierlichen Gegenschriften des andern Teils nicht dazu gemacht, etwas anders als Langeweile zu erregen. Bald hatte die verbesserte Religion den geistreichen Teil des Publikums gewonnen — eine unstreitig glänzendere Majorität als der bloße blinde Vorteil der größern Menge, der ihre Gegner begünstigte.

Die anhaltende Wut der Verfolgung nötigte endlich den unterdrückten Teil, an der Königin Margareta von Navarra, der Schwester Franz' I., sich eine Beschützerin zu suchen. Geschmack und Wissenschaft waren eine hinreichende Empfehlung bei dieser geistreichen Fürstin, welche, selbst große Kennerin des Schönen und Wahren, für die Religion ihrer Lieblinge, deren Kenntnisse und Geist sie verehrte, nicht schwer zu gewinnen war. Ein glänzender Kreis von Gelehrten umgab diese Fürstin, und die Freiheit des Geistes, welche in diesem geschmackvollen Zirkel herrschte, konnte nicht anders als eine Lehre begünstigen, welche mit der Befreiung vom Joche der Hierarchie und des Aberglaubens angefangen hatte. An dem Hof dieser Königin fand die gedrückte Religion eine Zuflucht; manches Opfer wurde durch sie dem blutdürstigen Verfolgungsgeist entzogen, und die noch kraftlose Partei hielt sich an diesem schwachen Ast gegen das erste Ungewitter fest, das sie sonst in ihrem noch zarten Anfang so leicht hätte hinraffen können. Die Verbindungen, in welche Franz I. mit den deutschen Protestanten getreten war, hatten auf die Maßregeln keinen Einfluß, deren er sich gegen seine eignen protestantischen Untertanen bediente. Das Schwert der Inquisition war in jeder Provinz gegen sie gezückt, und zu eben der Zeit, wo dieser zweideutige Monarch die Fürsten des Schmalkaldischen Bundes gegen Karl V., seinen Nebenbuhler, aufforderte, erlaubt er dem Blutdurst seiner Inquisitoren, gegen das schuldlose Volk der Waldenser, ihre Glaubensgenossen, mit Schwert und Feuer zu wüten. „Barbarisch und schrecklich", sagt der Geschichtschreiber de Thou, „war der Spruch, der gegen sie gefällt ward, barbarischer noch und schrecklicher seine

Vollstreckung. Zweiundzwanzig Dörfer legte man in die Asche, mit einer Unmenschlichkeit, wovon sich bei den rohesten Völkern kein Beispiel findet. Die unglückseligen Bewohner, bei Nachtzeit überfallen und bei dem Schein ihrer brennenden Habe von Gebirge zu Gebirge gescheucht, entrannen hier einem Hinterhalte nur, um dort in einen andern zu fallen. Das jämmerliche Geschrei der Alten, der Frauenspersonen und der Kinder, weit entfernt, das Tigerherz der Soldaten zu erweichen, diente zu nichts, als diese letztern auf die Spur der Flüchtigen zu führen und ihrer Mordbegier das Opfer zu verraten." Über siebenhundert dieser Unglücklichen wurden in der einzigen Stadt Cabrières mit kalter Grausamkeit erschlagen, alle Frauenspersonen dieses Orts im Dampf einer brennenden Scheune erstickt und die, welche sich von oben herab flüchten wollten, mit Piken aufgefangen. Selbst an dem Erdreich, welches der Fleiß dieses sanften Volks aus einer Wüste zum blühenden Garten gemacht hatte, ward der vermeintliche Irrglaube seiner Pflüger bestraft. Nicht bloß die Wohnungen riß man nieder, auch die Bäume wurden umgehauen, die Saaten zerstört, die Felder verwüstet und das lachende Land in eine traurige Wildnis verwandelt.

Der Unwille, den diese ebenso unnütze als beispiellose Grausamkeit erweckte, führte dem Protestantismus mehr Bekenner zu, als der inquisitorische Eifer der Geistlichkeit würgen konnte. Mit jedem Tage wuchs der Anhang der Neuerer, besonders seitdem in Genf Calvin mit einem neuen Religionssystem aufgetreten war und durch seine Schrift vom christlichen Unterricht die schwankenden Lehrmeinungen fixiert, dem ganzen Gottesdienst eine mehr regelmäßige Gestalt gegeben und die unter sich selbst nicht recht einigen Glieder seiner Kirche unter einer bestimmten Glaubensformel vereinigt hatte. In kurzem gelang es der strengeren und einfachern Religion des französischen Apostels, bei seinen Landsleuten Luthern selbst zu verdrängen, und seine Lehre fand eine desto günstigere Aufnahme, je mehr sie von Mysterien und

lästigen Gebräuchen gereinigt war, und je mehr sie es der lutherischen an Entfernung vom Papsttum zuvortat.

Das Blutbad unter den Waldensern zog die Calvinisten, deren Erbitterung jetzt keine Furcht mehr kannte, an das Licht hervor. Nicht zufrieden, wie bisher sich im Dunkel der Nacht zu versammeln, wagten sie es jetzt, durch öffentliche Zusammenkünfte den Nachforschungen der Obrigkeit Hohn zu sprechen und selbst in den Vorstädten von Paris die Psalmen des Marot in großen Versammlungen abzusingen. Der Reiz des Neuen führte bald ganz Paris herbei, und mit dem Wohlklang und der Anmut dieser Lieder wußte sich ihre Religion selbst in manche Gemüter zu schmeicheln. Der gewagte Schritt hatte ihnen zugleich ihre furchtbare Anzahl gezeigt, und bald folgten die Protestanten in dem übrigen Königreich dem Beispiel, das ihre Brüder in der Hauptstadt gegeben.

Heinrich II., ein noch strengerer Verfolger ihrer Partei als sein Vater, nahm jetzt vergebens alle Schrecken der königlichen Strafgewalt gegen sie zu Hilfe. Vergebens wurden die Edikte geschärft, welche ihren Glauben verdammten. Umsonst erniedrigte sich dieser Fürst so weit, durch seine königliche Gegenwart den Eindruck ihrer Hinrichtungen zu erhöhen und ihre Henker zu ermuntern. In allen großen Städten Frankreichs rauchten Scheiterhaufen, und nicht einmal aus seiner eigenen Gegenwart konnte Heinrich den Calvinismus verbannen. Diese Lehre hatte unter der Armee, auf den Gerichtsstühlen, hatte selbst an seinem Hof zu St. Germain Anhänger gefunden, und Franz von Coligny, Herr von Andelot, Obrister des französischen Fußvolks, erklärte dem König mit dreister Stirn ins Gesicht, daß er lieber sterben wolle als eine Messe besuchen.

Endlich aufgeschreckt von der immer mehr um sich greifenden Gefahr, welche die Religion seiner Völker und, wie man ihn fürchten ließ, selbst seinen Thron bedrohte, überließ sich dieser Fürst allen gewalttätigen Maßregeln, welche die Habsucht der Höflinge und der unreine Eifer

des Klerus ihm diktierte. Um durch einen entscheidenden Schritt den Mut der Partei auf einmal zu Boden zu schlagen, erschien er eines Tages selbst im Parlamente, ließ dort fünf Glieder dieses Gerichtshofs, die sich den neuen Meinungen günstig zeigten, gefangen nehmen und gab Befehl, ihnen schleunig den Prozeß zu machen. Von jetzt an erfuhr die neue Sekte keine Schonung mehr. Das verworfne Gezücht der Angeber wurde durch versprochne Belohnungen ermuntert, alle Gefängnisse des Reichs in kurzem mit Schlachtopfern der Unduldsamkeit angefüllt; niemand wagte es, für sie die Stimme zu erheben. Die reformierte Partei in Frankreich stand jetzt, 1559, am Rand ihres Untergangs; ein mächtiger unwiderstehlicher Fürst, mit ganz Europa im Frieden und unumschränkter Herr von allen Kräften des Königreichs, zu diesem großen Werke von dem Papst und von Spanien selbst begünstigt, hatte ihr das Verderben geschworen. Ein unerwarteter Glücksfall mußte sich ins Mittel schlagen, dieses abzuwenden, welches auch geschah. Ihr unversöhnlicher Feind starb mitten unter diesen Zurüstungen, von einem Lanzensplitter verwundet, der ihm bei einem festlichen Turnier in das Auge flog.

Dieser unverhoffte Hintritt Heinrichs II. war der Eingang zu den gefährlichen Zerrüttungen, welche ein halbes Jahrhundert lang das Königreich zerrissen und die Monarchie ihrem gänzlichen Untergang nahe brachten. Heinrich hinterließ seine Gemahlin Katharina, aus dem herzoglichen Hause von Medicis in Florenz, nebst vier unreifen Söhnen, unter denen der älteste, Franz, kaum das sechzehnte Jahr erreicht hatte. Der König war bereits mit der jungen Königin von Schottland, Maria Stuart, vermählt, und so mußte sich das Zepter zweier Reiche in zwo Händen vereinigen, die noch lange nicht geschickt waren, sich selbst zu regieren. Ein Heer von Ehrgeizigen streckte schon gierig die Hände darnach aus, es ihnen zu erleichtern, und Frankreich war das unglückliche Opfer des Kampfs, der sich darüber entzündete.

Besonders waren es zwei mächtige Faktionen, welche

sich ihren Einfluß bei dem jungen Regentenpaar und die Verwaltung des Königreichs streitig machten. An der Spitze der einen stand der Connetable von Frankreich, Anne von Montmorency, Minister und Günstling des verstorbnen Königs, um den er sich durch seinen Degen und einen strengen, über alle Verführung erhabnen Patriotismus verdient gemacht hatte. Ein gleichmütiger, unbeweglicher Charakter, den keine Widerwärtigkeit erschüttern, kein Glücksfall schwindligt machen konnte. Diesen gesetzten Geist hatte er bereits unter den vorigen Regierungen bewiesen, wo er mit gleicher Gelassenheit und mit gleich standhaftem Mut den Wankelmut seines Monarchen und den Wechsel des Kriegsglücks ertrug. Der Soldat wie der Höfling, der Financier wie der Richter zitterten vor seinem durchdringenden Blick, den keine Täuschung blendete, vor diesem Geiste der Ordnung, der keinen Fehltritt vergab, vor dieser festen Tugend, über die keine Versuchung Macht hatte. Aber in der rauhen Schule des Kriegs erwachsen und an der Spitze der Armeen gewöhnt, unbedingten Gehorsam zu erzwingen, fehlte ihm die Geschmeidigkeit des Staatsmanns und Höflings, welche durch Nachgeben siegt und durch Unterwerfung gebietet. Groß auf der Waffenbühne, verscherzte er seinen Ruhm auf der andern, welche der Zwang der Zeit ihm jetzt anwies, welche ihm Ehrgeiz und Patriotismus zu betreten befahlen. Solch ein Mann war nirgends an seinem Platze, als wo er herrschte, und nur gemacht, sich auf der ersten Stelle zu behaupten, aber nicht wohl fähig, mit hofmännischer Kunst darnach zu ringen.

Lange Erfahrung, Verdienste um den Staat, die selbst der Neid nicht zu verringern wagte, eine Redlichkeit, der auch seine Feinde huldigten, die Gunst des verstorbnen Monarchen, der Glanz seines Geschlechts schienen den Connetable zu dem ersten Posten im Staat zu berechtigen und jeden fremden Anspruch im voraus zu entfernen. Aber ein *Mann* gehörte auch dazu, das Verdienst eines *solchen* Dieners zu würdigen, und eine

ernstliche Liebe zum allgemeinen Wohl, um seinem gründlichen innern Wert die rauhe Außenseite zu vergeben. Franz II. war ein Jüngling, den der Thron nur zum Genusse, nicht zur Arbeit rief, dem ein so strenger Aufseher seiner Handlungen nicht willkommen sein konnte. Montmorencys austere Tugend, die ihn bei dem Vater und Großvater in Gunst gesetzt hatte, gereichte ihm bei dem leichtsinnigen schwachen Sohn zum Verbrechen und machte es der entgegengesetzten Kabale leicht, über diesen Gegner zu triumphieren.

Die Guisen, ein nach Frankreich verpflanzter Zweig des lothringischen Fürstenhauses, waren die Seele dieser furchtbaren Faktion. Franz von Lothringen, Herzog von Guise, Oheim der regierenden Königin, vereinigte in seiner Person alle Eigenschaften, welche die Aufmerksamkeit der Menschen fesseln und eine Herrschaft über sie erwerben. Frankreich verehrte in ihm seinen Retter, den Wiederhersteller seiner Ehre vor der ganzen europäischen Welt. An seiner Geschicklichkeit und seinem Mut war das Glück Karls V. gescheitert; seine Entschlossenheit hatte die Schande der Vorfahren ausgelöscht und den Engländern Calais, ihre letzte Besitzung auf französischem Boden, nach einem zweihundertjährigen Besitze entrissen. Sein Name war in aller Munde, seine Bewundrung lebte in aller Herzen. Mit dem weitsehenden Herrscherblicke des Staatsmanns und Feldherrn verband er die Kühnheit des Helden und die Gewandtheit des Höflings. Wie das Glück, so hatte schon die Natur ihn zum Herrscher der Menschen gestempelt. Edel gebildet, von erhabner Statur, königlichem Anstand und offner gefälliger Miene, hatte er schon die Sinne bestochen, ehe er die Gemüter sich unterjochte. Den Glanz seines Ranges und seiner Macht erhob eine natürliche angestammte Würde, die, um zu herrschen, keines äußern Schmucks zu bedürfen schien. Herablassend, ohne sich zu erniedrigen, mit dem Geringsten gesprächig, frei und vertraulich, ohne die Geheimnisse seiner Politik preiszugeben, verschwenderisch gegen seine Freunde und großmütig gegen den ent-

waffneten Feind, schien er bemüht zu sein, den Neid mit seiner Größe, den Stolz einer eifersüchtigen Nation mit seiner Macht auszusöhnen. Alle diese Vorzüge aber waren nur Werkzeuge einer unersättlichen stürmischen Ehrbegierde, die, von keinem Hindernis geschreckt, von keiner Betrachtung aufgehalten, ihrem hochgesteckten Ziel furchtlos entgegenging und, gleichgültig gegen das Schicksal von Tausenden, von der allgemeinen Verwirrung nur begünstigt, durch alle Krümmungen der Kabale und mit allen Schrecknissen der Gewalt ihre verwegnen Entwürfe verfolgte. Dieselbe Ehrsucht, von nicht geringern Gaben unterstützt, beherrschte den Kardinal von Lothringen, Bruder des Herzogs, der, ebenso mächtig durch Wissenschaft und Beredsamkeit als jener durch seinen Degen, furchtbarer im Scharlach als der Herzog im Panzerhemd, seine Privatleidenschaften mit dem Schwert der Religion bewaffnete und die schwarzen Entwürfe seiner Ehrsucht mit diesem heiligen Schleier bedeckte. Über den gemeinschaftlichen Zweck einverstanden, teilte sich dieses unwiderstehliche Brüderpaar in die Nation, die, ehe sie es wußte, in seinen Fesseln sich krümmte.

Leicht war es beiden Brüdern, sich der Neigung des jungen Königs zu bemächtigen, den seine Gemahlin, ihre Nichte, unumschränkt leitete; schwerer, die Königin Mutter Katharine für ihre Absichten zu gewinnen. Der Name einer Mutter des Königs machte sie an einem geteilten Hofe mächtig, mächtiger noch die natürliche Überlegenheit ihres Verstandes über das Gemüt ihres schwachen Sohnes; ein verborgner, in Ränken erfinderischer Geist, mit einer grenzenlosen Begierde zum Herrschen vereinigt, konnte sie zu einer furchtbaren Gegnerin machen. Ihre Gunst zu erschleichen, wurde deswegen kein Opfer gespart, keine Erniedrigung gescheuet. Keine Pflicht war so heilig, die man nicht verletzte, ihren Neigungen zu schmeicheln; keine Freundschaft so festgeknüpft, die nicht zerrissen wurde, ihrer Rachsucht ein Opfer preiszugeben; keine Feindschaft so tief gewurzelt, die man nicht gegen ihre Günstlinge ablegte. Zugleich unterließ man nichts, was

den Connetable bei der Königin stürzen konnte, und so gelang es wirklich der Kabale, die gefährliche Verbindung zwischen Katharinen und diesem Feldherrn zu verhindern.

Unterdessen hatte der Connetable alles in Bewegung gesetzt, sich einen furchtbaren Anhang zu verschaffen, der die lothringische Partei überwägen könnte. Kaum war Heinrich tot, so wurden alle Prinzen von Geblüt, und unter diesen besonders Anton von Bourbon, König von Navarra, von ihm herbei gerufen, bei dem Monarchen den Posten einzunehmen, zu dem ihr Rang und ihre Geburt sie berechtigte. Aber ehe sie noch Zeit hatten, zu erscheinen, waren ihnen die Guisen schon bei dem Könige zuvorgekommen. Dieser erklärte den Abgesandten des Parlaments, die ihn zu seinem Regierungsantritt begrüßten, daß man sich künftig in jeder Angelegenheit des Staats an die lothringischen Prinzen zu wenden habe. Auch nahm der Herzog sogleich Besitz von dem Kommando der Truppen; der Kardinal von Lothringen erwählte sich den wichtigen Artikel der Finanzen zu seinem Anteil. Montmorency erhielt eine frostige Weisung, sich auf seinen Gütern zur Ruhe zu begeben. Die mißvergnügten Prinzen von Geblüte hielten darauf eine Zusammenkunft zu Vendôme, welche der Connetable abwesend leitete, um sich über die Maßregeln gegen den gemeinschaftlichen Feind zu bereden. Den Beschlüssen derselben zufolge wurde der König von Navarra an den Hof abgeschickt, bei der Königin Mutter noch einen letzten Versuch der Unterhandlung zu wagen, ehe man sich gewaltsame Mittel erlaubte. Dieser Auftrag war einer allzu ungeschickten Hand anvertraut, um seinen Zweck nicht zu verfehlen. Anton von Navarra, von der Allgewalt der Guisen in Furcht gesetzt, die sich ihm in der ganzen Fülle ihrer Herrlichkeit zeigten, verließ Paris und den Hof unverrichteter Dinge, und die lothringischen Brüder blieben Meister vom Schauplatz.

Dieser leichte Sieg machte sie keck, und jetzt fingen sie an, keine Schranken mehr zu scheuen. Im Besitz

der öffentlichen Einkünfte, hatten ſie bereits unſägliche Summen verſchwendet, um ihre Kreaturen zu belohnen. Ehrenſtellen, Pfründen, Penſionen wurden mit freigebiger Hand zerſtreut, aber mit dieſer Verſchwendung wuchs nur die Gierigkeit der Empfänger und die Zahl der Kandidaten, und was ſie bei dem kleinern Teil dadurch gewannen, verdarben ſie bei einem weit größern, welcher leer ausging. Die Habſucht, mit der ſie ſich ſelbſt den beſten Teil an dem Raube des Staats zueigneten, der beleidigende Trotz, mit dem ſie ſich auf Unkoſten der vornehmſten Häuſer in die wichtigſten Bedienungen eindrängten, machte allgemein die Gemüter ſchwierig; nichts aber war für die Franzoſen empörender, als was ſich der hochfahrende Stolz des Kardinals von Lothringen zu Fontainebleau erlaubte. An dieſen Luſtort, wo der Hof ſich damals aufhielt, hatte die Gegenwart des Monarchen eine große Menge von Perſonen gezogen, die entweder um rückſtändigen Sold und Gnadengelder zu flehen oder für ihre geleiſteten Dienſte die verdienten Belohnungen einzufordern gekommen waren. Das Ungeſtüm dieſer Leute, unter denen ſich zum Teil die verdienteſten Offiziers der Armee befanden, beläſtigte den Kardinal. Um ſich ihrer auf einmal zu entledigen, ließ er nahe am königlichen Schloſſe einen Galgen aufrichten und zugleich durch den öffentlichen Ausrufer verkündigen, daß jeder, wes Standes er auch ſei, den ein Anliegen nach Fontainebleau geführt, bei Strafe dieſes Galgens, innerhalb 24 Stunden Fontainebleau zu räumen habe. Behandlungen dieſer Art erträgt der Franzoſe nicht und darf ſie unter allen Völkern von ſeinem Könige am wenigſten ertragen. Zwar ward es an einem einzigen Tage dadurch leer in Fontainebleau, aber zugleich wurde auch der Keim des Unmuts in mehr als tauſend Herzen nach allen Provinzen des Königreichs mit hinweg getragen.

Bei den Fortſchritten, welche der Calvinismus gegen das Ende von Heinrichs Regierung in dem Königreich getan hatte, war es von der größten Wichtigkeit, welche

Maßregeln die neuen Minister dagegen ergreifen würden. Aus Überzeugung sowohl als Interesse eifrige Anhänger des Papstes, vielleicht damals schon geneigt, sich beim Drang der Umstände auf spanische Hilfe zu stützen, zugleich von der Notwendigkeit überzeugt, die zahlreichste und mächtigste Hälfte der Nation durch einen wahren oder verstellten Glaubenseifer zu gewinnen, konnten sie sich keinen Augenblick über die Partei bedenken, welche unter diesen Umständen zu ergreifen war. Heinrich II. hatte noch kurz vor seinem Ende den Untergang der Calvinisten beschlossen, und man brauchte bloß der schon angefangnen Verfolgung den Lauf zu lassen, um dieses Ziel zu erreichen. Sehr kurz also war die Frist, welche der Tod dieses Königs den Protestanten vergönnte. In seiner ganzen Wut erwachte der Verfolgungsgeist wieder, und die lothringischen Prinzen bedachten sich um so weniger, gegen eine Religionspartei zu wüten, die ein großer Teil ihrer Feinde längst im stillen begünstigte.

Der Prozeß des berühmten Parlamentsrats Anne du Bourg verkündigte die blutigen Maßregeln der neuen Regierung. Er büßte seine fromme Standhaftigkeit am Galgen; die vier übrigen Räte, welche zugleich mit ihm gefangen gesetzt worden, erfuhren eine gelindere Behandlung. Dieser unzweideutige öffentliche Schritt der lothringischen Prinzen gegen den Calvinismus verschaffte den mißvergnügten Großen eine erwünschte Gelegenheit, die ganze reformierte Partei gegen das Ministerium in Harnisch zu bringen und die Sache ihrer gekränkten Ehrsucht zu einer Sache der Religion, zu einer Angelegenheit der ganzen protestantischen Kirche zu machen. Jetzt also geschah die unglücksvolle Verwechselung politischer Beschwerden mit dem Glaubensinteresse, und wider die politische Unterdrückung wurde der Religionsfanatismus zu Hilfe gerufen. Mit etwas mehr Mäßigung gegen die mißtrauischen Calvinisten war es den Guisen leicht, den durch ihre Zurücksetzung erbitterten Großen eine furchtbare Stütze zu entziehen und so einen schrecklichen Bürgerkrieg in der Geburt zu ersticken. Dadurch, daß sie beide

Parteien, die Mißvergnügten und die durch ihre Zahl bereits furchtbaren Calviniſten, aufs Äußerſte brachten, zwangen ſie beide, einander zu ſuchen, ihre Rachgier und ihre Furcht ſich wechſelſeitig mitzuteilen, ihre verſchiednen Beſchwerden zu vermengen und ihre geteilten Kräfte in einer einzigen drohenden Faktion zu vereinigen. Von jetzt an ſah der Calviniſte in den Lothringern nur die Unterdrücker ſeines Glaubens und in jedem, den ihr Haß verfolgte, nur ein Opfer ihrer Intoleranz, welches Rache forderte. Von jetzt an erblickte der Katholike in eben dieſen Lothringern nur die Beſchützer ſeiner Kirche und in jedem, der gegen ſie aufſtand, nur den Hugenotten, der die rechtgläubige Kirche zu ſtürzen ſuche. Jede Partei erhielt jetzt einen Anführer, jeder ehrgeizige Große eine mehr oder minder furchtbare Partei. Das Signal zu einer allgemeinen Trennung ward gegeben, und die ganze hintergangne Nation in den Privatſtreit einiger gefährlichen Bürger gezogen.

An die Spitze der Calviniſten ſtellten ſich die Prinzen von Bourbon, Anton von Navarra und Ludwig Prinz von Condé, nebſt der berühmten Familie der Chatillons, durch den großen Namen des Admirals von Coligny in der Geſchichte verherrlicht. Ungern genug riß ſich der wollüſtige Prinz von Condé aus dem Schoß des Vergnügens, um das Haupt einer Partei gegen die Guiſen zu werden; aber das Übermaß ihres Stolzes und eine Reihe erlittner Beleidigungen hatten ſeinen ſchlummernden Ehrgeiz endlich aus einer trägen Sinnlichkeit erweckt; die dringenden Aufforderungen der Chatillons zwangen ihn, das Lager der Wolluſt mit dem politiſchen und kriegeriſchen Schauplatze zu vertauſchen. Das Haus Chatillon ſtellte in dieſem Zeitraum drei unvergleichliche Brüder auf, von denen der älteſte, Admiral Coligny, der öffentlichen Sache durch ſeinen Feldherrngeiſt, ſeine Weisheit, ſeinen ausdauernden Mut, der zweite, Franz von Andelot, durch ſeinen Degen, der dritte, Kardinal von Chatillon, Biſchof von Beauvais, durch ſeine Geſchicklichkeit in Unterhandlungen und ſeine Verſchlagen-

heit diente. Eine seltne Harmonie der Gesinnungen vereinigte diese sich sonst so ungleichen Charaktere zu einem furchtbaren Dreiblatt, und die Würden, welche sie bekleideten, die Verbindungen, in denen sie standen, die Achtung, welche ihr Name zu erwecken gewohnt war, gaben der Unternehmung ein Gewicht, an deren Spitze sie traten.

Auf einem von den Schlössern des Prinzen von Condé, an der Grenze von Picardie, hielten die Mißvergnügten eine geheime Versammlung, auf welcher ausgemacht wurde, den König aus der Mitte seiner Minister zu entführen und sich zugleich dieser letztern tot oder lebendig zu bemächtigen. So weit war es gekommen, daß man die Person des Monarchen bloß als eine Sache betrachtete, die an sich selbst nichts bedeutete, aber in den Händen derer, welche sich ihres Besitzes rühmten, ein furchtbares Instrument der Macht werden konnte. Da dieser verwegene Entwurf nur mit den Waffen in der Hand konnte durchgesetzt werden, so ward auf eben dieser Versammlung beschlossen, eine militärische Macht aufzubringen, welche sich alsdann in einzelnen kleinen Haufen, um keinen Verdacht zu erregen, aus allen Distrikten des Königreichs in Blois zusammenziehn sollte, wo der Hof das Frühjahr zubringen würde. Da sich die ganze Unternehmung als eine Religionssache abschildern ließ, so hielt man sich der kräftigsten Mitwirkung der Calvinisten versichert, deren Anzahl im Königreich damals schon auf zwei Millionen geschätzt wurde. Aber auch viele der aufrichtigsten Katholiken zog man durch die Vorstellung, daß es nur gegen die Guisen abgesehen sei, in die Verschwörung. Um den Prinzen von Condé, als den eigentlichen Chef der ganzen Unternehmung, der aber für ratsam hielt, vorjetzt noch unsichtbar zu bleiben, desto besser zu verbergen, gab man ihr einen untergeordneten sichtbaren Anführer in der Person eines gewissen Renaudie, eines Edelmanns aus Perigord, den sein verwegner, in schlimmen Händeln und Gefahren bewährter Mut, seine unermüdete Tätigkeit, seine Verbindungen im Staat

und der Zusammenhang mit den ausgewanderten Calvinisten zu diesem Posten besonders geschickt machten. Verbrechen halber hatte derselbe längst schon die Rolle eines Flüchtlings spielen müssen und die Kunst der Verborgenheit, welche sein jetziger Auftrag von ihm forderte, zu seiner eignen Erhaltung in Ausübung bringen lernen. Die ganze Partei kannte ihn als ein entschloßnes, jedem kühnen Streiche gewachsenes Subjekt, und die enthusiastische Zuversicht, die ihn selbst über jedes Hindernis erhob, konnte sich, von ihm aus, allen Mitgliedern der Verschwörung mitteilen.

Die Vorkehrungen wurden aufs beste getroffen und alle möglichen Zufälle im voraus in Berechnung gebracht, um dem Ohngefähr so wenig als möglich anzuvertrauen. Renaudie erhielt eine ausführliche Instruktion, worin nichts vergessen war, was der Unternehmung einen glücklichen Ausschlag zusichern konnte. Der eigentliche verborgne Führer derselben, hieß es, würde sich nennen und öffentlich hervortreten, sobald es zur Ausführung käme. Zu Nantes in Bretagne, wo eben damals das Parlament seine Sitzungen hielt und eine Reihe von Lustbarkeiten, zu denen die Vermählungsfeier einiger Großen dieser Provinz die zufällige Veranlassung gab, die herbeiströmende Menge schicklich entschuldigen konnte, versammelte Renaudie im J. 1560 seine Edelleute. Ähnliche Umstände nutzten wenige Jahre nachher die Geusen in Brüssel, um ihr Komplott gegen den spanischen Minister Granvella zu stande zu bringen. In einer Rede voll Beredsamkeit und Feuer, welche uns der Geschichtschreiber de Thou aufbehalten hat, entdeckte Renaudie denen, die es noch nicht wußten, die Absicht ihrer Zusammenberufung und suchte die übrigen zu einer tätigen Teilnahme anzufeuern. Nichts wurde darin gespart, die Guisen in das gehässigste Licht zu setzen, und mit arglistiger Kunst alle Übel, von welchen die Nation seit ihrem Eintritt in Frankreich heimgesucht worden, auf ihre Rechnung geschrieben. Ihr schwarzer Entwurf sollte sein, durch Entfernung der Prinzen vom Geblüt, der

Verdientesten und Edelsten von des Königs Person und der Staatsverwaltung den jungen Monarchen, dessen schwächliche Person, wie man sich merken ließ, in solchen Händen nicht am sichersten aufgehoben wäre, zu einem blinden Werkzeug ihres Willens zu machen und, wenn es auch durch Ausrottung der ganzen königlichen Familie geschehen sollte, ihrem eigenen Geschlecht den Weg zu dem französischen Throne zu bahnen. Dies einmal vorausgesetzt, war keine Entschließung so kühn, kein Schritt gegen sie so strafbar, den nicht die Ehre selbst und die reinste Liebe zum Staat rechtfertigen konnte, ja gebot. „Was mich betrifft," schloß der Redner mit dem heftigsten Übergang, „so schwöre ich, so beteure ich und nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich weit entfernt bin, etwas gegen den Monarchen, gegen die Königin seine Mutter, gegen die Prinzen seines Bluts weder zu denken noch zu reden noch zu tun; aber ich beteure und schwöre, daß ich bis zu meinem letzten Hauch gegen die Eingriffe dieser Ausländer verteidigen werde die Majestät des Throns und die Freiheit des Vaterlandes."

Eine Erklärung dieser Art konnte ihren Eindruck auf Männer nicht verfehlen, die, durch so viele Privatbeschwerden aufgebracht, von dem Schwindel der Zeit und einem blinden Religionseifer hingerissen, der heftigsten Entschließungen fähig waren. Alle wiederholten einstimmig diesen Eidschwur, den sie schriftlich aufsetzten und durch Handschlag und Umarmung besiegelten. Merkwürdig ist die Ähnlichkeit, welche sich zwischen dem Betragen dieser Verschwornen zu Nantes und dem Verfahren der Konföderierten in Brüssel entdecken läßt. Dort wie hier ist es der rechtmäßige Oberherr, den man gegen die Anmaßungen seines Ministers zu verteidigen scheinen will, während daß man kein Bedenken trägt, eins seiner heiligsten Rechte, seine Freiheit in der Wahl seiner Diener, zu kränken; dort wie hier ist es der Staat, den man gegen Unterdrückung sicher zu stellen sich das Ansehen geben will, indem man ihn doch offenbar allen Schrecknissen eines Bürgerkriegs überliefert. Nachdem

man über die zu nehmenden Maßregeln einig war und den 15. Mai 1560 zum Termin, die Stadt Blois zu dem Ort der Vollstreckung bestimmt hatte, schied man aus einander, jeder Edelmann nach seiner Provinz, um die nötige Mannschaft in Bewegung zu setzen. Dies geschah mit dem besten Erfolge, und das Geheimnis des Entwurfes litt nichts durch die Menge derer, die zur Vollstreckung nötig waren. Der Soldat verdingte sich dem Kapitän, ohne den Feind zu wissen, gegen den er zu fechten bestimmt war. Aus den entlegeneren Provinzen fingen schon kleine Haufen an, zu marschieren, welche immer mehr anschwellten, je näher sie ihrem Standorte kamen. Truppen häuften sich schon im Mittelpunkt des Reichs, während die Guisen zu Blois, wohin sie den König gebracht hatten, noch in sorgloser Sicherheit schlummerten. Ein dunkler Wink, der sie vor einem ihnen drohenden Anschlage warnte, zog sie endlich aus dieser Ruhe und vermochte sie, den Hof von Blois nach Amboise zu verlegen, welche Stadt ihrer Zitadelle wegen gegen einen unvermuteten Überfall länger, wie man hoffte, zu behaupten war.

Dieser Querstreich konnte bloß eine kleine Abänderung in den Maßregeln der Verschworenen bewirken, aber im Wesentlichen ihres Entwurfs nichts verändern. Alles ging ungehindert seinen Gang, und nicht ihrer Wachsamkeit, nicht der Verräterei eines Mitverschwornen, dem bloßen Zufall dankten die Guisen ihre Errettung. Renaudie selbst beging die Unvorsichtigkeit, einem Advokaten zu Paris, mit Namen Avenelles, seinem Freund, bei dem er wohnte, den ganzen Anschlag zu offenbaren, und das furchtsame Gewissen dieses Mannes verstattete ihm nicht, ein so gefährliches Geheimnis bei sich zu behalten. Er entdeckte es einem Geheimschreiber des Herzogs von Guise, der ihn in größter Eile nach Amboise schaffen ließ, um dort seine Aussage vor dem Herzog zu wiederholen. So groß die Sorglosigkeit der Minister gewesen, so groß war jetzt ihr Schrecken, ihr Mißtraun, ihre Verwirrung. Was sie umgab, ward ihnen verdächtig.

Bis in die Löcher der Gefängnisse suchte man, um dem Komplott auf den Grund zu kommen. Weil man nicht mit Unrecht voraussetzte, daß die Chatillons um den Anschlag wüßten, so berief man sie unter einem schicklichen Vorwand nach Amboise, in der Hoffnung, sie hier besser beobachten zu können. Als man ihnen in Absicht der gegenwärtigen Umstände ihr Gutachten abforderte, bedachte Coligny sich nicht, aufs heftigste gegen die Minister zu reden und die Sache der Reformierten aufs lebhafteste zu verfechten. Seine Vorstellungen, mit der gegenwärtigen Furcht verbunden, wirkten auch so viel auf die Mehrheit des Staatsrats, daß ein Edikt abgefaßt wurde, welches die Reformierten, mit Ausnahme ihrer Prediger und aller, die sich in gewalttätige Anschläge eingelassen, vor der Verfolgung in Sicherheit setzte. Aber dieses Notmittel kam jetzt zu spät, und die Nachbarschaft von Amboise fing an, sich mit Verschwornen anzufüllen. Condé selbst erschien in starker Begleitung an diesem Ort, um die Aufrührer im entscheidenden Augenblick unterstützen zu können. Eine Anzahl derselben, hatte man ausgemacht, sollte sich ganz unbewaffnet und unter dem Vorgeben, eine Bittschrift überreichen zu wollen, an den Toren von Amboise melden und, wofern sie keinen Widerstand fänden, mit Hilfe ihrer überlegenen Menge von den Straßen und Wällen Besitz nehmen. Zur Sicherheit sollten sie von einigen Schwadronen unterstützt werden, die auf das erste Zeichen des Widerstandes herbeieilen und in Verbindung mit dem um die Stadt herum verbreiteten Fußvolk sich der Tore bemächtigen würden. Indem dies von außen her vorginge, würden die in der Stadt selbst verborgenen, meistens im Gefolge des Prinzen versteckten Teilhaber der Verschwörung zu den Waffen greifen und sich unverzüglich der lothringischen Prinzen, lebendig oder tot, versichern. Der Prinz von Condé zeigte sich dann öffentlich als das Haupt der Partei und ergriff ohne Schwierigkeit das Steuer der Regierung.

Dieser ganze Operationsplan wurde dem Herzog von Guise verräterischerweise mitgeteilt, der sich dadurch in

den Stand gesetzt sah, bestimmtere Maßregeln dagegen zu ergreifen. Er ließ schleunig Soldaten werben und schickte allen Statthaltern der Provinzen Befehl zu, jeden Haufen von Gewaffneten, der auf dem Weg nach Amboise begriffen sei, aufzuheben. Der ganze Adel der Nachbarschaft wurde aufgeboten, sich zum Schutz des Monarchen zu bewaffnen. Mittelst scheinbarer Aufträge wurden die Verdächtigsten entfernt, die Chatillons und der Prinz von Condé in Amboise selbst beschäftigt und von Kundschaftern umringt, die königliche Leibwache abgewechselt, die zum Angriff bezeichneten Tore vermauert. Außerhalb der Stadt streiften zahlreiche fliegende Korps, die verdächtigen Ankömmlinge zu zerstreuen oder niederzuwerfen, und der Galgen erwartete jeden, den das Unglück traf, lebendig in ihre Hände zu geraten.

Unter diesen nachteiligen Umständen langte Renaudie vor Amboise an. Ein Haufe von Verschwornen folgte auf den andern, das Unglück ihrer vorangegangnen Brüder schreckte die Kommenden nicht ab. Der Anführer unterließ nichts, durch seine Gegenwart die Fechtenden zu ermuntern, die Zerstreuten zu sammeln, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Allein und nur von einem einzigen Mann begleitet, streifte er durch das Feld umher und wurde in diesem Zustand von einem Trupp königlicher Reiter nach dem tapfersten Widerstand erschossen. Seinen Leichnam schaffte man nach Amboise, wo er mit der Aufschrift „Haupt der Rebellen“ am Galgen aufgeknüpft wurde. Ein Edikt folgte unmittelbar auf diesen Vorfall, welches jedem seiner Mitschuldigen, der die Waffen sogleich niederlegen würde, Amnestie zusicherte. Im Vertrauen auf dasselbe machten sich viele schon auf den Rückweg, fanden aber bald Ursache, es zu bereuen. Ein letzter Versuch, den die Zurückgebliebnen gemacht hatten, sich der Stadt Amboise zu bemächtigen, der aber wie die vorigen vereitelt wurde, erschöpfte die Mäßigung der Guisen und brachte sie so weit, das königliche Wort zu widerrufen. Alle Provinzstatthalter erhielten jetzt Befehl, sich auf die Rückkehren-

den zu werfen, und in Amboise selbst ergingen die fürchterlichsten Prozeduren gegen jeden, der den Lothringern verdächtig war. Hier wie im ganzen Königreich floß das Blut der Unglücklichen, die oft kaum das Verbrechen wußten, um dessentwillen sie den Tod erlitten. Ohne alle Gerichtsform warf man sie, Arme und Füße gebunden, in die Loire, weil die Hände der Nachrichter nicht mehr zureichen wollten. Nur wenige von hervorstechenderem Range behielt man der Justiz vor, um durch ihre solenne Verurteilung das vorhergegangne Blutbad zu beschönigen.

Indem die Verschwörung ein so unglückliches Ende nahm und so viele unwissende Werkzeuge derselben der Rache der Guisen aufgeopfert wurden, spielte der Prinz von Condé, der Schuldigste von allen und der unsichtbare Lenker des Ganzen, seine Rolle mit beispielloser Verstellungskunst und wagte es, dem Verdacht Trotz zu bieten, der ihn allgemein anklagte. Auf die Undurchdringlichkeit seines Geheimnisses sich stützend und überzeugt, daß die Tortur selbst seinen Anhängern nicht entreißen könnte, was sie nicht wußten, verlangte er Gehör bei dem Könige und drang darauf, sich förmlich und öffentlich rechtfertigen zu dürfen. Er tat dieses in Gegenwart des ganzen Hofes und der auswärtigen Gesandten, welche ausdrücklich dazu geladen waren, mit dem edeln Unwillen eines unschuldig Angeklagten, mit der ganzen Festigkeit und Würde, welche sonst nur das Bewußtsein einer gerechten Sache einzuflößen pflegt. „Sollte," schloß er, „sollte jemand verwegen genug sein, mich als den Urheber der Verschwörung anzuklagen, zu behaupten, daß ich damit umgegangen, die Franzosen gegen die geheiligte Person ihres Königs aufzuwiegeln, so entsage ich hiermit dem Vorrechte meines Ranges und bin bereit, ihm mit diesem Degen zu beweisen, daß er lügt." — „Und ich," nahm Franz von Guise das Wort, „ich werde es nimmermehr zugeben, daß ein so schwarzer Verdacht einen so großen Prinzen entehre. Erlauben Sie mir also, Ihnen in diesem Zweikampf zu sekondieren." Und mit diesem

Possenspiele ward eine der blutigsten Verschwörungen geendigt, welche die Geschichte kennt, ebenso merkwürdig durch ihren Zweck und durch das große Schicksal, welches dabei auf dem Spiele stand, als durch ihre Verborgenheit und List, mit der sie geleitet wurde.

Noch lange nachher blieben die Meinungen über die wahren Triebfedern und den eigentlichen Zweck dieser Verschwörung geteilt; der Privatvorteil beider Parteien verleitete sie, den richtigen Gesichtspunkt zu verfälschen. Wenn die Reformierten in ihren öffentlichen Schriften ausbreiteten, daß einzig und allein der Verdruß über die unerträgliche Tyrannei der Guisen sie bewaffnet habe und der Gedanke ferne von ihnen gewesen sei, durch gewaltsame Mittel die Religionsfreiheit durchzusetzen, so wurde im Gegenteil die Verschwörung in den königlichen Briefen als gegen die Person des Monarchen selbst und gegen das ganze königliche Haus gerichtet vorgestellt, welche nichts Geringeres erzielt haben solle, als die Monarchie zugleich mit der katholischen Religion umzustürzen und Frankreich in einen der Schweiz ähnlichen Republikenbund zu verwandeln. Es scheint, daß der bessere Teil der Nation anders davon geurteilt und nur die Verlegenheit der Guisen sich hinter diesen Vorwand geflüchtet habe, um dem allgemein gegen sie erwachenden Unwillen eine andre Richtung zu geben. Das Mitleid mit den Unglücklichen, die ihre Rachsucht so grausam dahin geopfert hatte, machte auch sogar eifrige Katholiken geneigt, die Schuld derselben zu verringern, und die Protestanten kühn genug, ihren Anteil an dem Komplott laut zu bekennen. Diese ungünstige Stimmung der Gemüter erinnerte die Minister nachdrücklicher, als offenbare Gewalt es nimmermehr gekonnt hätte, daß es Zeit sei, sich zu mäßigen; und so verschaffte selbst der Fehlschlag des Komplotts von Amboise den Calvinisten im Königreich, auf eine Zeitlang wenigstens, eine gelindere Behandlung.

Um, wie man vorgab, den Samen der Unruhen zu ersticken und auf einem friedlichen Weg das Königreich

zu beruhigen, verfiel man darauf, mit den Vornehmsten des Reichs eine Beratschlagung anzustellen. Zu diesem Ende beriefen die Minister die Prinzen des Geblüts, den hohen Adel, die Ordensritter und die vornehmsten Magistratspersonen nach Fontainebleau, wo jene wichtigen Materien verhandelt werden sollten. Diese Versammlung erfüllte aber weder die Erwartung der Nation noch die Wünsche der Guisen, weil das Mißtrauen der Bourbons ihnen nicht erlaubte, darauf zu erscheinen, und die übrigen Anführer der mißvergnügten Partei, die den Ruf nicht wohl ausschlagen konnten, den Krieg auf die Versammlung mitbrachten und durch ein zahlreiches, gewaffnetes Gefolge die Gegenpartei in Verlegenheit setzten. Aus den nachherigen Schritten der Minister möchte man den Argwohn der Prinzen für nicht so ganz unbegründet halten, welche diese ganze Versammlung nur als einen Staatsstreich der Guisen betrachteten, um die Häupter der Mißvergnügten ohne Blutvergießen in einer Schlinge zu fangen. Da die gute Verfassung ihrer Gegner diesen Anschlag vereitelte, so ging die Versammlung selbst in unnützen Formalitäten und leeren Gezänken vorüber, und zuletzt wurden die streitigen Punkte bis zu einem allgemeinen Reichstag zurückgelegt, welcher mit nächstem in der Stadt Orleans eröffnet werden sollte.

Jeder Teil, voll Mißtrauen gegen den andern, benutzte die Zwischenzeit, sich in Verteidigungsstand zu setzen und an dem Untergang seiner Gegner zu arbeiten. Der Fehlschlag des Komplotts von Amboise hatte den Intrigen des Prinzen von Condé kein Ziel setzen können. In Dauphiné, Provence und andern Gegenden brachte er durch seine geheimen Unterhändler die Calviniſten in Bewegung und ließ seine Anhänger zu den Waffen greifen. Seinerseits ließ der Herzog von Guise die ihm verdächtigen Plätze mit Truppen besetzen, veränderte die Befehlshaber der Festungen und sparte weder Geld noch Mühe, von jedem Schritt der Bourbons Wissenschaft zu erhalten. Mehrere ihrer Unterhändler wurden wirklich entdeckt und in Fesseln geworfen; verschiedne wichtige

Papiere, welche über die Machinationen des Prinzen Licht gaben, gerieten in seine Hände. Dadurch gelang es ihm, den verderblichen Anschlägen auf die Spur zu kommen, welche Condé gegen ihn schmiedete und auf dem Reichstag zu Orleans willens war zur Ausführung zu bringen. Eben dieser Reichstag beunruhigte die Bourbons nicht wenig, welche gleich viel dabei zu wagen schienen, sie mochten sich davon ausschließen oder auf demselben erscheinen. Weigerten sie sich, den wiederholten Mahnungen des Königs zu gehorchen, so hatten sie alles für ihre Besitzungen — überlieferten sie sich ihren Feinden, so hatten sie nicht minder für ihre persönliche Sicherheit zu fürchten. Nach langen Beratschlagungen blieb es endlich bei dem letzten, und beide Bourbons entschlossen sich zu diesem unglücklichen Gang.

Unter traurigen Vorbedeutungen näherte sich dieser Reichstag, und statt des wechselseitigen Vertrauens, welches so nötig war, Haupt und Glieder zu einem Zweck zu vereinigen und durch gegenseitige Nachgiebigkeit den Grund zu einer dauerhaften Versöhnung zu legen, erfüllten Argwohn und Erbitterung die Gemüter. Anstatt der erwarteten Gesinnungen des Friedens brachte jeder Teil ein unversöhnliches Herz und schwarze Anschläge auf die Versammlung mit, und das Heiligtum der öffentlichen Sicherheit und Ruhe war zu einem blutigen Schauplatz des Verrats und der Rache erkoren. Furcht vor Nachstellungen, welche die Guisen unaufhörlich ihm vorspiegelten, vergiftete die Ruhe des Königs, der in der Blüte seiner Jahre sichtbar dahinwelkte, von seinen nächsten Verwandten den Dolch gegen sich gezogen und, unter allen Vorzeichen des öffentlichen Elends, unter seinen Füßen das Grab sich schon öffnen sah. Melancholisch und Unglück weissagend war sein Einzug in die Stadt Orleans, und das dumpfe Getöse von Gewaffneten erstickte jeden Ausbruch der Freude. Die ganze Stadt wurde sogleich mit Soldaten angefüllt, welche jedes Tor, jede Straße besetzten. So ungewöhnliche Anstalten verbreiteten überall Unruhe und Angst

und ließen einen finstern Anschlag im Hinterhalt befürchten.

Das Gerücht davon drang bis zu den Bourbons, noch ehe sie Orleans erreicht hatten, und machte sie eine Zeitlang unschlüssig, ob sie die Reise dahin fortsetzen sollten.

Aber hätten sie auch ihren Vorsatz geändert, so kam die Reue jetzt zu spät; denn ein Observationskorps des Königs, welches von allen Seiten sie umringte, hatte ihnen bereits jeden Rückweg abgeschnitten. So erschienen sie am 30. Oktober 1560 zu Orleans, begleitet von dem Kardinal von Bourbon, ihrem Bruder, den ihnen der König mit den heiligsten Versicherungen seiner aufrichtigen Absichten entgegen gesandt hatte.

Der Empfang, den sie erhielten, widersprach diesen Versicherungen sehr. Schon von weitem verkündigte ihnen die frostige Miene der Minister und die Verlegenheit der Hofleute ihren Fall. Finstrer Ernst malte sich auf dem Gesichte des Monarchen, als sie vor ihn traten, ihn zu begrüßen, welcher bald gegen den Prinzen in die heftigsten Anklagen ausbrach. Alle Verbrechen, deren man letztern bezichtigte, wurden ihm der Reihe nach vorgeworfen, und der Befehl zu seiner Verhaftung ist ausgesprochen, ehe er Zeit hat, auf diese überraschende Beschuldigungen zu antworten.

Ein so rascher Schritt durfte nicht bloß zur Hälfte getan werden. Papiere, die wider den Gefangenen zeugten, waren schon in Bereitschaft und alle Aussagen gesammelt, welche ihn zum Verbrecher machten; nichts fehlte als die Form des Gerichts. Zu diesem Ende setzte man eine außerordentliche Kommission nieder, welche aus dem Pariser Parlament gezogen war und den Kanzler von Hôpital an ihrer Spitze hatte. Vergebens berief sich der Angeklagte auf das Vorrecht seiner Geburt, nach welcher er nur von dem Könige selbst, den Pairs und dem Parlamente bei voller Sitzung gerichtet werden konnte. Man zwang ihn, zu antworten, und gebrauchte dabei noch die Arglist, über einen Privatauf-

satz, der nur für seinen Advokaten bestimmt, aber unglücklicherweise von des Prinzen Hand unterzeichnet war, als über eine förmliche gerichtliche Verteidigung zu erkennen. Fruchtlos blieben die Verwendungen seiner Freunde, seiner Familie; vergeblich der Fußfall seiner Gemahlin vor dem König, der in dem Prinzen nur den Räuber seiner Krone, seinen Mörder erblickte. Vergeblich erniedrigte sich der König von Navarra vor den Guisen selbst, die ihn mit Verachtung und Härte zurückwiesen. Indem er für das Leben eines Bruders flehte, hing der Dolch der Verräter an einem dünnen Haare über seinem eignen Haupte. In den eignen Zimmern des Monarchen erwartete ihn eine Rotte von Meuchelmördern, welche, der genommnen Abrede gemäß, über ihn herfallen sollten, sobald der König durch einen heftigen Zank mit demselben ihnen das Zeichen dazu gäbe. Das Zeichen kam nicht, und Anton von Navarra ging unbeschädigt aus dem Kabinett des Monarchen, der zwar unedel genug, einen Meuchelmord zu beschließen, doch zu verzagt war, denselben in seinem Beisein vollstrecken zu lassen.

Entschloßner gingen die Guisen gegen Condé zu Werke, um so mehr, da die hinsinkende Gesundheit des Monarchen sie eilen hieß. Das Todesurteil war gegen ihn gesprochen, die Sentenz von einem Teile der Richter schon unterzeichnet, als man den König auf einmal rettungslos darnieder liegen sah. Dieser entscheidende Umstand machte die Gegner des Prinzen stutzig und erweckte den Mut seiner Freunde; bald erfuhr der Verurteilte selbst die Wirkungen davon in seinem Gefängnis. Mit bewundernswürdigem Gleichmut und unbewölkter Heiterkeit des Geistes erwartete er hier, von der ganzen Welt abgesondert und von lauernden, feindselig gesinnten Wächtern umringt, den Ausschlag seines Schicksals, als ihm unerwartet Vorschläge zu einem Vergleich mit den Guisen getan wurden. „Kein Vergleich", erwiderte er, „als mit der Degenspitze." Der zur rechten Zeit einfallende Tod des Monarchen ersparte es ihm, dieses unglückliche Wort mit seinem Kopf zu bezahlen.

Franz II. hatte den Thron in ſo zarter Jugend beſtiegen, unter ſo wenig günſtigen Umſtänden und bei ſo wankender Geſundheit beſeſſen und ſo ſchnell wieder geräumt, daß man Anſtand nehmen muß, ihn wegen der Unruhen anzuklagen, die ſeine kurze Regierung ſo ſtürmiſch machten und ſich auf ſeinen Nachfolger vererbten. Ein willenloſes Organ der Königin, ſeiner Mutter, und der Guiſen, ſeiner Oheime, zeigte er ſich auf der politiſchen Bühne nur, um mechaniſch die Rolle herzuſagen, welche man ihn einlernen ließ, und zu viel war es wohl von ſeinen mittelmäßigen Gaben gefordert, das lügneriſche Gewebe zu durchreißen, worin die Argliſt der Guiſen ihm die Wahrheit verhüllte. Nur ein einzigmal ſchien es, als ob ſein natürlicher Verſtand und ſeine Gutmütigkeit die betrügeriſchen Künſte ſeiner Miniſter zunichte machen wollte. Die allgemeine und heftige Erbitterung, welche bei dem Komplott von Amboiſe ſichtbar wurde, konnte, wie ſehr auch die Guiſen ihn hüteten, dem jungen Monarchen kein Geheimnis bleiben. Sein Herz ſagte ihm, daß dieſer Ausbruch des Unwillens nimmermehr ihm ſelbſt gelten konnte, der noch zu wenig gehandelt hatte, um jemandes Zorn zu verdienen. „Was hab' ich denn gegen mein Volk verbrochen," fragte er ſeine Oheime voll Erſtaunen, „daß es ſo ſehr gegen mich wütet? Ich will ſeine Beſchwerden vernehmen und ihm Recht verſchaffen. — Mir deucht," fuhr er fort, „es liegt am Tage, daß ihr dabei gemeint ſeid. Es wäre mir wirklich lieb, ihr entferntet euch eine Zeitlang aus meiner Gegenwart, damit es ſich aufkläre, wem von uns beiden es eigentlich gilt." — Aber zu einer ſolchen Probe bezeugten die Guiſen keine Luſt, und es blieb bei dieſer flüchtigen Regung.

Franz II. war ohne Nachkommenſchaft geſtorben, und das Zepter kam an den zweiten von Heinrichs Söhnen, einen Prinzen von nicht mehr als zehen Jahren, jenen unglücklichen Jüngling, deſſen Namen das Blutbad der Bartholomäusnacht einer ſchrecklichen Unſterblichkeit weiht. Unter unglücksvollen Zeichen begann dieſe finſtre

Regierung. Ein naher Verwandter des Monarchen an der Schwelle des Blutgerüstes, ein andrer aus den Händen der Meuchelmörder nur eben durch einen Zufall entronnen; beide Hälften der Nation gegen einander im Aufruhr begriffen, und ein Teil derselben schon die Hand am Schwert; die Fackel des Fanatismus geschwungen; von ferne schon das hohle Donnern eines bürgerlichen Kriegs; der ganze Staat auf dem Wege zu seiner Zertrümmerung. Verräterei im Innern des Hofes, im Innern der königlichen Familie Zwiespalt und Argwohn. Im Charakter der Nation eine widersprechende schreckliche Mischung von blindem Aberglauben, von lächerlicher Mystik und von Freigeisterei; von Rohigkeit der Gefühle und verfeinerter Sinnlichkeit; hier die Köpfe durch eine fanatische Mönchsreligion verfinstert, dort durch einen noch schlimmern Unglauben der Charakter verwildert: beide Extreme des Wahnsinns in fürchterlichem Bunde gepaart. Unter den Großen selbst mordgewohnte Hände, truggewohnte Lippen, naturwidrige empörende Laster, die bald genug alle Klassen des Volks mit ihrem Gifte durchdringen werden. Auf dem Throne ein Unmündiger, in machiavellischen Künsten aufgesäugt, heranwachsend unter bürgerlichen Stürmen, durch Fanatiker und Schmeichler erzogen, unterrichtet im Betruge, unbekannt mit dem Gehorsam eines glücklichen Volks, ungeübt im Verzeihen, nur durch das schreckliche Recht des Strafens seines Herrscheramtes sich bewußt, durch Krieg und Henker vertraut gemacht mit dem Blut seiner Untertanen! — Von den Drangsalen eines offenbaren Krieges stürzt der unglücksvolle Staat in die schreckliche Schlinge einer verborgen lauernden Verschwörung; von der Anarchie einer vormundschaftlichen Regierung befreit ihn nur eine kurze fürchterliche Ruhe, während welcher der Meuchelmord seine Dolche schleift. Frankreichs traurigster Zeitraum beginnt mit der Thronbesteigung Karls IX., um über ein Menschenalter lang zu dauern und nicht eher als in der glorreichen Regierung Heinrichs von Navarra zu endigen.

Der Tod ihres Erstgebornen und Karls IX. zartes Alter führte die Königin Mutter, Katharina von Medicis, auf den politischen Schauplatz, eine neue Staatskunst und neue Szenen des Elends mit ihr. Diese Fürstin, geizig nach Herrschaft, zur Intrige geboren, ausgelernt im Betrug, Meisterin in allen Künsten der Verstellung, hatte mit Ungeduld die Fesseln ertragen, welche der alles verdrängende Despotismus der Guisen ihrer herrschenden Leidenschaft anlegte. Unterwürfig und einschmeichelnd gegen sie, so lange sie des Beistands der Königin wider Montmorency und die Prinzen von Bourbon bedurften, vernachlässigten sie dieselbe, sobald sie sich nur in ihrer usurpierten Würde befestigt sahen. Durch Fremdlinge sich aus dem Vertrauen ihres Sohnes verdrängt und die wichtigsten Staatsgeschäfte ohne sie verhandelt zu sehen, war eine zu empfindliche Kränkung ihrer Herrschbegierde, um mit Gelassenheit ertragen zu werden. Wichtig zu sein, war ihre herrschende Neigung; ihre Glückseligkeit, jeder Partei notwendig sich zu wissen. Nichts gab es, was sie nicht dieser Neigung aufopferte, aber alle ihre Tätigkeit war auf das Feld der Intrige eingeschränkt, wo sie ihre Talente glänzend entwickeln konnte. Die Intrige allein war ihr wichtig, gleichgültig die Menschen. Als Regentin des Reichs und Mutter von drei Königen mit der mißlichen Pflicht beladen, die angefochtene Autorität ihres Hauses gegen wütende Parteien zu behaupten, hatte sie dem Trotz der Großen nur Verschlagenheit, der Gewalt nur List entgegen zu setzen. In der Mitte zwischen den streitenden Faktionen der Guisen und der Prinzen von Bourbon beobachtete sie lange Zeit eine unsichere Staatskunst, unfähig, nach einem festen und unwiderruflichen Plane zu handeln. Heute, wenn der Verdruß über die Guisen ihr Gemüt beherrschte, der reformierten Partei hingegeben, errötete sie morgen nicht, wenn ihr Vorteil es heischte, sich eben diesen Guisen, die ihrer Neigung zu schmeicheln gewußt hatten, zu einem Werkzeug dazu zu borgen. Dann stand sie keinen Augenblick an, alle Ge-

heimniſſe preiszugeben, die ein unvorſichtiges Vertrauen bei ihr niedergelegt hatte. Nur ein einziges Laſter beherrſchte ſie, aber welches die Mutter iſt von allen: zwiſchen Bös und Gut keinen Unterſchied zu kennen. Die Zeitumſtände ſpielten mit ihrer Moralität, und der Augenblick fand ſie gleich geneigt zur Unmenſchlichkeit und zur Milde, zur Demut und zum Stolz, zur Wahrheit und zur Lüge. Unter der Herrſchaft ihres Eigennutzes ſtand jede andre Leidenſchaft, und ſelbſt die Rachſucht, wenn das Intereſſe es forderte, mußte ſchweigen. Ein fürchterlicher Charakter, nicht weniger empörend als jene verrufenen Scheuſale der Geſchichte, welche ein plumper Pinſel ins Ungeheure malt.

Aber indem ihr alle ſittlichen Tugenden fehlten, vereinigte ſie alle Talente ihres Standes, alle Tugenden der Verhältniſſe, alle Vorzüge des Geiſtes, welche ſich mit einem ſolchen Charakter vertragen; aber ſie entweihte alle, indem ſie ſie zu Werkzeugen dieſes Charakters erniedrigte. Majeſtät und königlicher Anſtand ſprach aus ihr; glänzend und geſchmackvoll war alles, was ſie anordnete; hingeriſſen jeder Blick, der nur nicht in ihre Seele fiel; alles, was ſich ihr nahte, von der Anmut ihres Umgangs, von dem geiſtreichen Inhalt ihres Geſprächs, von ihrer zuvorkommenden Güte bezaubert. Nie war der franzöſiſche Hof ſo glanzvoll geweſen, als ſeitdem Katharina Königin dieſes Hofes war. Alle verfeinerten Sitten Italiens verpflanzte ſie auf franzöſiſchen Boden, und ein fröhlicher Leichtſinn herrſchte an ihrem Hofe, ſelbſt unter den Schreckniſſen des Fanatismus und mitten im Jammer des bürgerlichen Kriegs. Jede Kunſt fand Aufmunterung bei ihr, jedes andre Verdienſt als um die gute Sache Bewunderung. Aber im Gefolge der Wohltaten, die ſie ihrem neuen Vaterland brachte, verbargen ſich gefährliche Gifte, welche die Sitten der Nation anſteckten und in den Köpfen einen unglücklichen Schwindel erregten. Die Jugend des Hofes, durch ſie von dem Zwange der alten Sitte befreit und zur Ungebundenheit eingeweiht, überließ ſich bald ohne Rückhalt

ihrem Hange zum Vergnügen; mit dem Putze der Ahnen lernte man nur zu bald ihre Schamhaftigkeit und Tugend ablegen. Betrug und Falschheit verdrängten aus dem gesellschaftlichen Umgang die edle Wahrheit der Ritterzeiten, und das kostbarste Palladium des Staats, Treu und Glaube, verlor sich, wie aus dem Innern der Familien, so aus dem öffentlichen Leben. Durch den Geschmack an astrologischen Träumereien, welchen sie mit sich aus ihrem Vaterlande brachte, führte sie dem Aberglauben eine mächtige Verstärkung zu; diese Torheit des Hofes stieg schnell zu den untersten Klassen herab, um zuletzt ein verderbliches Instrument in der Hand des Fanatismus zu werden. Aber das traurigste Geschenk, was sie Frankreich machte, waren drei Könige, ihre Söhne, die sie in ihrem Geiste erzog und mit ihren Grundsätzen auf den Thron setzte.

Die Gesetze der Natur und des Staates riefen die Königin Katharina, während der Minderjährigkeit ihres Sohns, zur Regentschaft, aber die Umstände, unter welchen sie davon Besitz nehmen sollte, schlugen ihren Mut sehr darnieder. Die Stände waren in Orleans versammelt, der Geist der Unabhängigkeit erwacht und zwei mächtige Parteien gegen einander zum Kampfe gerüstet. Nach Herrschaft strebten die Häupter beider Faktionen; keine königliche Gewalt war da, um dazwischen zu treten und ihren Ehrgeiz zu beschränken; und die Anordnung der vormundschaftlichen Regierung, die jenen Mangel ersetzen sollte, konnte nun das Werk ihrer beiderseitigen Übereinstimmung werden. Der König war noch nicht tot, als sich Katharina von beiden Teilen heftig angegangen und zu den entgegengesetztesten Maßregeln aufgefordert sah. Die Guisen und ihr Anhang, pochend auf die Hilfe der Stände, deren größter Teil von ihnen gewonnen war, gestützt auf den Beistand der ganzen katholischen Partei, lagen ihr dringend an, die Sentenz gegen den Prinzen von Condé vollstrecken zu lassen und mit diesem einzigen Streiche das bourbonische Haus zu zerschmettern, dessen furchtbares Aufstreben ihr eignes be-

drohte. Auf der andern Seite beſtürmte ſie Anton von Navarra, die ihr zufallende Macht zur Rettung ſeines Bruders anzuwenden und ſich dadurch der Unterwürfigkeit ſeiner ganzen Partei zu verſichern. Keinem von beiden Teilen fiel es ein, die Anſprüche der Königin auf die Regentſchaft anzufechten. Das nachteilige Verhältnis, in welchem der Tod des Königs die Prinzen von Bourbon überraſchte, mochte ſie abſchrecken, für ſich ſelbſt, wie ſie ſonſt wohl getan hätten, nach dieſem Ziele zu ſtreben; deswegen verhielten ſie ſich lieber ſtumm, um nicht durch die Zweifel, die ſie gegen die Rechte Katharinens erregt haben würden, dem Ehrgeiz der Guiſen eine Ermunterung zu geben. Auch die Guiſen wollten durch ihren Widerſpruch nicht gern Gefahr laufen, der Nation die nähern Rechte der Bourbons in Erinnerung zu bringen. Durch ſchweigende Anerkennung der Rechte Katharinens ſchloſſen beide Parteien einander gegenſeitig von der Kompetenz aus, und jede hoffte, unter dem Namen der Königin ihre ehrgeizigen Abſichten leichter erreichen zu können.

Katharina, durch die weiſen Ratſchläge des Kanzlers von Hôpital geleitet, erwählte den ſtaatsklugen Ausweg, ſich keiner von beiden Parteien zum Werkzeug gegen die andre herzugeben und durch ein wohlgewähltes Mittel zwiſchen beiden den Meiſter über ſie zu ſpielen. Indem ſie den Prinzen von Condé der ungeſtümen Rachſucht ſeiner Gegner entriß, machte ſie dieſen wichtigen Dienſt bei dem König von Navarra geltend und verſicherte die lothringiſchen Prinzen ihres mächtigſten Beiſtands, wenn ſich die Bourbons unter der neuen Regierung an die Mißhandlungen, welche ſie unter der vorigen erlitten, tätlich erinnern ſollten. Mit Hilfe dieſer Staatskunſt ſah ſie ſich, unmittelbar nach dem Abſterben des Monarchen, ohne jemands Widerſpruch und ſelbſt ohne Zutun der in Orleans verſammelten Stände, die untätig dieſer wichtigen Begebenheit zuſahen, im Beſitz der Regentſchaft, und der erſte Gebrauch, den ſie davon machte, war, durch Emporhebung der Bourbonen das Gleich-

gewicht zwischen beiden Parteien wieder herzustellen. Condé verließ unter ehrenvollen Bedingungen sein Gefängnis, um auf den Gütern seines Bruders die Zeit seiner Rechtfertigung abzuwarten; dem König von Navarra wurde mit dem Posten eines Generalleutnant des Königreichs ein wichtiger Zweig der höchsten Gewalt übergeben. Die Guisen retteten wenigstens ihre künftigen Hoffnungen, indem sie sich bei Hofe behaupteten, und konnten der Königin wider den Ehrgeiz der Bourbons zu einer mächtigen Stütze dienen.

Ein Schein von Ruhe kehrte jetzt zwar zurück, aber viel fehlte noch, ein aufrichtiges Vertrauen zwischen so schwer verwundeten Gemütern zu begründen. Um dies zu bewerkstelligen, warf man die Augen auf den Connetable von Montmorency, den der Despotismus der Guisen unter der vorigen Regierung entfernt gehalten hatte und die Thronveränderung jetzt auf seinen alten Schauplatz zurückführte. Voll redlichen Eifers für das Beste des Vaterlands, seinem König treu wie seinem Glauben, war Montmorency just der Mann, der zwischen die Regentin und ihren Minister in die Mitte treten, ihre Aussöhnung verbürgen und die Privatzwecke beider dem Besten des Staats unterwerfen konnte. Die Stadt Orleans, von Soldaten angefüllt, wodurch die Guisen ihre Gegner geschreckt und den Reichstag beherrscht hatten, zeigte überall noch Spuren des Kriegs, als der Connetable davor anlangte und sogleich die Wache an den Toren verabschiedete. „Mein Herr und König", sagte er, „wird fortan in voller Sicherheit und ohne Leibwache in seinem ganzen Königreich hin und her wandeln." — „Fürchten Sie nichts, Sire!" redete er den jungen Monarchen an, ein Knie vor ihm beugend und seine Hand küssend, auf die er Tränen fallen ließ. „Lassen Sie sich von den gegenwärtigen Unruhen nicht in Schrecken setzen. Mein Leben geb' ich hin und alle Ihre guten Untertanen mit mir, Ihnen die Krone zu erhalten." — Auch hielt er insofern unverzüglich Wort, daß er die künftige Reichsverwaltung auf einen gesetzmäßigen Fuß setzte und die Grenzen der

Gewalt zwischen der Königin Mutter und dem König von Navarra bestimmen half. Der Reichstag von Orleans, in keiner andern Absicht zusammenberufen, als um die Prinzen von Bourbon in die Falle zu locken, und müßig, sobald jene Absicht vereitelt war, wurde jetzt nach dem theatralischen Gepräng einiger unnützen Beratschlagungen aufgehoben, um sich im Mai desselben Jahrs aufs neue zu versammeln. Gerechtfertigt und im vollen Glanze seines vorigen Ansehns erschien der Prinz von Condé wieder am Hof, um über seine Feinde zu triumphieren. Seine Partei erhielt an dem Connetable eine mächtige Verstärkung. Jede Gelegenheit wurde nunmehr hervorgesucht, um die alten Minister zu kränken, und alles schien sich zu ihrem Untergang vereinigen zu wollen. Ja, wenig fehlte, daß die nun herrschende Partei die Regentin nicht in die Notwendigkeit gesetzt hätte, zwischen Vertreibung der Lothringer und dem Verlust ihrer Regentschaft zu wählen.

Die Staatsklugheit der Königin hielt in diesem Sturme zwar die Guisen noch aufrecht, weil für sie selbst, für die Monarchie, vielleicht auch für die Religion alles zu fürchten war, sobald sie jene durch die bourbonische Faktion unterdrücken ließ. Aber eine so schwache und wandelbare Stütze konnte die Guisen nicht beruhigen, und noch weniger konnte die untergeordnete Rolle, mit welcher sie jetzt vorlieb nehmen mußten, ihre Ehrsucht befriedigen. Auch hatten sie es nicht an Tätigkeit fehlen lassen, die Protektion der Königin sich künftig entbehrlich zu machen, und der voreilige Triumph ihrer Gegner mußte ihnen selbst dazu helfen, ihre Partei zu verstärken. Der Haß ihrer Feinde, nicht zufrieden, sie vom Ruder der Regierung verdrängt zu haben, streckte nun auch die Hand nach ihren Reichtümern aus und forderte Rechenschaft von den Geschenken und Gnadengeldern, welche die lothringischen Prinzen und ihre Anhänger unter den vorhergehenden Regierungen zu erpressen gewußt hatten. Durch diese Forderung war außer den Guisen noch die Herzogin von Valentinois, der Marschall von St. André,

ein Günstling Heinrichs II., und zum Unglück der Connetable selbst angegriffen, welcher sich die Freigebigkeit Heinrichs aufs beste zu nutze gemacht hatte und noch außerdem durch seinen Sohn mit dem Hause der Herzogin in Verwandtschaft stand. Religionseifer war die einzige Schwäche, und Habsucht das einzige Laster, welches die Tugenden des Montmorency befleckte und wodurch er den hinterlistigen Intrigen der Guisen eine Blöße gab. Die Guisen, mit dem Marschall und der Herzogin durch gemeinschaftliches Interesse verknüpft, benutzten diesen Umstand, um den Connetable zu ihrer Partei zu ziehen, und es gelang ihnen nach Wunsch, indem sie die doppelte Triebfeder des Geizes und des Religionseifers bei ihm in Bewegung setzten. Mit arglistiger Kunst schilderten sie ihm den Angriff der Calvinisten auf ihre Besitzungen als einen Schritt ab, der zum Untergang des katholischen Glaubens abziele, und der betörte Greis ging um so leichter in diese Schlinge, je mehr ihm die Begünstigungen schon mißfallen hatten, welche die Regentin seit einiger Zeit den Calvinisten öffentlich angedeihen ließ. Zu diesem Betragen der Königin, welches so wenig mit ihrer übrigen Denkungsart übereinstimmte, hatten die Guisen selbst durch ihr verdächtiges Einverständnis mit Philipp II., König von Spanien, die Veranlassung gegeben. Dieser furchtbare Nachbar Frankreichs, dessen unersättliche Herrschsucht und Vergrößerungsbegierde fremde Staaten mit lüsternem Auge verschlang, indem er seine eignen Besitzungen nicht zu behaupten wußte, hatte auf die innern Angelegenheiten dieses Reichs schon längst seine Blicke geheftet, mit Wohlgefallen den Stürmen zugesehn, die es erschütterten, und durch die erkauften Werkzeuge seiner Absichten den Haß der Faktionen voll Arglist unterhalten. Unter dem Titel eines Beschützers despotisierte er Frankreich. Ein spanischer Ambassadeur schrieb in den Mauern von Paris den Katholiken das Betragen vor, welches sie in Absicht ihrer Gegner zu beobachten hatten, verwarf oder billigte ihre Maßregeln, je nachdem sie mit dem Vorteile seines Herrn

übereinſtimmten, und ſpielte öffentlich und ohne Scheu den Miniſter. Die Prinzen von Lothringen hielten ſich aufs engſte an denſelben angeſchloſſen, und keine wichtige Entſchließung wurde von ihnen gefaßt, an welcher der ſpaniſche Hof nicht teilgenommen hätte. Sobald die Verbindung der Guiſen und des Marſchalls von St. André mit Montmorency, welche unter dem Namen des Triumvirats bekannt iſt, zu ſtande gekommen war, ſo erkannten ſie, wie man ihnen ſchuld gibt, den König von Spanien als ihr Oberhaupt, der ſie im Notfall mit einer Armee unterſtützen ſollte. So erhub ſich aus dem Zuſammenfluſſe zweier ſonſt ſtreitenden Faktionen eine neue furchtbare Macht in dem Königreich, die, von dem ganzen katholiſchen Teil der Nation unterſtützt, das Gleichgewicht in Gefahr ſetzte, welches zwiſchen beiden Religionsparteien hervorzubringen Katharina ſo bemüht geweſen war. Sie nahm daher auch jetzt zu ihrem gewöhnlichen Mittel, zu Unterhandlungen, ihre Zuflucht, um die getrennten Gemüter wenigſtens in der Abhängigkeit von ihr ſelbſt zu erhalten. Zu allen Streitigkeiten der Parteien mußte die Religion gewöhnlich den Namen geben, weil dieſe allein es war, was die Katholiken des Königreichs an die Guiſen und die Reformierten an die Bourbons feſſelte. Die Überlegenheit, welche das Triumvirat zu erlangen ſchien, bedrohte den reformierten Teil mit einer neuen Unterdrückung, die Widerſetzlichkeit des letztern das ganze Königreich mit einem innerlichen Krieg, und einzelne kleine Gefechte zwiſchen beiden Religionsparteien, einzelne Empörungen in der Hauptſtadt wie in mehrern Provinzen waren ſchon Vorläufer desſelben. Katharina tat alles, um die ausbrechende Flamme zu erſticken, und es gelang endlich ihren fortgeſetzten Bemühungen, ein Edikt zu ſtande zu bringen, welches die Reformierten zwar von der Furcht befreite, ihre Überzeugungen mit dem Tode zu büßen, aber ihnen nichtsdeſtoweniger jede Ausübung ihres Gottesdienſtes und beſonders die Verſammlungen unterſagte, um welche ſie ſo dringend gebeten hatten. Dadurch ward freilich für die reformierte

Partei nur sehr wenig gewonnen, aber doch fürs erste der gefährliche Ausbruch ihrer Verzweiflung gehemmt und zwischen den Häuptern der Parteien am Hofe eine scheinbare Versöhnung vorbereitet, welche freilich bewies, wie wenig das Schicksal ihrer Glaubensgenossen, welches sie doch beständig im Munde führten, den Anführern der Hugenotten wirklich zu Herzen ging. Die meiste Mühe kostete die Ausgleichung, welche zwischen dem Prinzen von Condé und dem Herzog von Guise unternommen ward, und der König selbst wurde angewiesen, sich ins Mittel zu schlagen. Nachdem man zuvor über Worte, Gebärden und Handlungen übereingekommen war, wurde diese Komödie in Beisein des Monarchen eröffnet. „Erzählt uns," sagte dieser zum Herzog von Guise, „wie es in Orleans eigentlich zugegangen ist?" Und nun machte der Herzog von dem damaligen Verfahren gegen den Prinzen eine solche künstliche Schilderung, welche ihn selbst von jedem Anteil daran reinigte und alle Schuld auf den verstorbnen König wälzte. — „Wer es auch sei, der mir diese Beschimpfung zufügte," antwortete Condé, gegen den Herzog gewendet, „so erkläre ich ihn für einen Frevler und einen Niederträchtigen." — „Ich auch," erwiderte der Herzog; „aber mich trifft das nicht."

Die Regentschaft der Königin Katharina war die Periode der Unterhandlungen. Was diese nicht ausrichteten, sollte der Reichstag zu Pontoise und das Kolloquium zu Poissy zu stande bringen, beide in der Absicht gehalten, um sowohl die politischen Beschwerden der Nation beizulegen, als eine wechselseitige Annäherung der Religionen zu versuchen. Der Reichstag zu Pontoise war nur die Fortsetzung dessen, der zu Orleans ohne Wirkung gewesen und auf den Mai dieses Jahres 1561 ausgesetzt worden war. Auch dieser Reichstag ist bloß durch einen heftigen Angriff der Stände auf die Geistlichkeit merkwürdig, welche sich zu einem freiwilligen Geschenke (don gratuit) entschloß, um nicht zwei Drittteile ihrer Güter zu verlieren.

Das gütliche Religionsgespräch, welches zu Poissy, einem kleinen Städtchen ohnweit St. Germain, zwischen den Lehrern der drei Kirchen gehalten wurde, erregte ebenso vergebliche Erwartungen. In Frankreich sowohl als in Deutschland hatte man schon längst, um die Spaltungen in der Kirche beizulegen, ein allgemeines Konzilium gefordert, welches sich mit Abstellung der Mißbräuche, mit der Sittenverbesserung des Klerus und mit Festsetzung der bestrittenen Dogmen beschäftigen sollte. Diese Kirchenversammlung war auch wirklich im J. 1542 nach Trient zusammenberufen und mehrere Jahre fortgesetzt, aber, ohne die Hoffnung, welche man von ihr geschöpft hatte, zu erfüllen, durch die Kriegsunruhen in Deutschland im J. 1552 aus einander gescheucht worden. Seit dieser Zeit war kein Papst mehr zu bewegen gewesen, sie dem allgemeinen Wunsch gemäß zu erneuern, bis endlich das Übermaß des Elendes, welches die fortdauernden Irrungen in der Religion auf die Völker Europens häuften, Frankreich besonders vermochte, nachdrücklich darauf zu dringen und die Wiederherstellung desselben dem Papst Pius IV. durch Drohungen abzunötigen. Die Zögerungen des Papstes hatten indessen dem französischen Ministerium den Gedanken eingegeben, durch eine gütliche Besprechung zwischen den Lehrern der drei Religionen über die bestrittenen Punkte die Gemüter einander näher zu bringen und in Widerlegung der ketzerischen Behauptungen die Kraft der Wahrheit zu zeigen. Eine Hauptabsicht dabei war, die große Verschiedenheit bei dieser Gelegenheit an den Tag zu bringen, welche zwischen dem Luthertum und Calvinismus obwaltete, und dadurch den Anhängern des letztern den Schutz der deutschen Lutheraner zu entreißen, durch den sie so furchtbar waren. Diesem Beweggrunde vorzüglich schreibt man es zu, daß sich der Kardinal von Lothringen mit dem größten Nachdruck des Kolloquiums annahm, bei welchem er zugleich durch seine theologische Wissenschaft und seine Beredsamkeit schimmern wollte. Um den Triumph der wahren Kirche über die falsche desto

glänzender zu machen, ſollten die Sitzungen öffentlich vor ſich gehen. Die Regentin erſchien ſelbſt mit ihrem Sohne, mit den Prinzen des Geblüts, den Staatsminiſtern und allen großen Bedienten der Krone, um die Sitzung zu eröffnen. Fünf Kardinäle, vierzig Biſchöfe, mehrere Doktoren, unter welchen Claude d'Eſpence durch ſeine Gelehrſamkeit und Scharfſinn hervorragte, ſtellten ſich für die römiſche Kirche; zwölf auserleſene Theologen führten das Wort für die proteſtantiſche. Der ausgezeichnetſte unter dieſen war Theodor Beza, Prediger aus Genf, ein ebenſo feiner als feuriger Kopf, ein mächtiger Redner, furchtbarer Dialektiker und der geſchickteſte Kämpfer in dieſem Streite.

Aufgefordert, die Lehrſätze ſeiner Partei zuerſt vorzutragen, erhub ſich Beza in der Mitte des Saals, kniete hier nieder und ſprach mit aufgehabnen Händen ein Gebet. Auf dieſes ließ er ſein Glaubensbekenntnis folgen, mit allen Gründen unterſtützt, welche die Kürze der Zeit ihm erlaubte, und endigte mit einem rührenden Blick auf die ſtrenge Begegnung, welche man ſeinen Glaubensbrüdern bis jetzt in dem Königreich widerfahren ließ. Schweigend hörte man ihm zu; nur als er auf die Gegenwart des Leibes Chriſti im Abendmahl zu reden kam, entſtand ein unwilliges Gemurmel in der Verſammlung. Nachdem Beza geendigt, fragte man bei einander erſt herum, ob man ihn einer Antwort würdigen ſollte, und es koſtete dem Kardinal von Lothringen nicht wenig Mühe, die Einwilligung der Biſchöfe dazu zu erlangen. Endlich trat er auf und widerlegte in einer Rede voll Kunſt und Beredſamkeit die wichtigſten Lehrſätze ſeines Gegners, diejenigen beſonders, wodurch die Autorität der Kirche und die katholiſche Lehre vom Abendmahl angegriffen war. Man hatte es ſchon bereut, den jungen König zum Zeugen einer Unterredung gemacht zu haben, wobei die heiligſten Artikel der Kirche mit ſo viel Freiheit behandelt wurden. Sobald daher der Kardinal ſeinen Vortrag geendigt hatte, ſtanden alle Biſchöfe auf, umringten den König und riefen: „Sire! das iſt der wahre

Glaube! das ist die reine Lehre der Kirche! diese sind wir bereit mit unserm Blute zu versiegeln."

In den darauf folgenden Sitzungen, von denen man aber ratsamer gefunden den König wegzulassen, wurden die übrigen Streitpunkte der Reihe nach vorgenommen und die Artikel vom Abendmahl besonders in Bewegung gebracht, um dem genfischen Prediger seine eigentliche und positive Meinung davon zu entreißen. Da das Dogma der Lutheraner über diesen Punkt sich von dem der Reformierten bekanntlich noch weiter als von der Lehrmeinung der katholischen Kirche entfernt, so hoffte man, jene beiden Kirchen dadurch mit einander in Streit zu bringen. Aber nun wurde aus einem ernsthaften Gespräche, welches Überzeugung zum Zweck haben sollte, ein spitzfindiges Wortgefechte, wobei man sich mehr der Schlingen und Fechterkünste als der Waffen der Vernunft bediente. Ein engerer Ausschuß von fünf Doktoren auf jeder Seite, dem man zuletzt die Vollendung der ganzen Streitigkeit übergab, ließ sie ebenso unentschieden, und jeder Teil erklärte sich, als man aus einander ging, für den Sieger.

So erfüllte also auch dieses Kolloquium in Frankreich die Erwartung nicht besser als ein ähnliches in Deutschland, und man kam wieder zu den alten politischen Intrigen zurück, welche sich bisher immer am wirksamsten bewiesen. Besonders zeigte sich der römische Hof durch seine Legaten sehr geschäftig, die Macht des Triumvirats zu erheben, als auf welchem das Heil der katholischen Kirche zu beruhen schien. Zu diesem Ende suchte man den König von Navarra für dasselbe zu gewinnen und der reformierten Partei ungetreu zu machen; ein Entwurf, der auf den unsteten Charakter dieses Prinzen sehr gut berechnet war. Anton von Navarra, merkwürdiger durch seinen großen Sohn Heinrich IV. als durch eigne Taten, verkündigte durch nichts als durch seine Galanterien und seine kriegerische Tapferkeit den Vater Heinrichs IV. Ungewiß, ohne Selbständigkeit, wie sein kleiner Erbthron zwischen zwei furchtbaren Nachbarn erzitterte, schwankte

seine verzagte Politik von einer Partei zur andern, sein Glaube von einer Kirche zur andern, sein Charakter zwischen Laster und Tugend umher. Sein ganzes Leben lang das Spiel fremder Leidenschaften, verfolgte er mit stets betrogner Hoffnung ein lügnerisches Phantom, welches ihm die Arglist seiner Nebenbuhler vorzuhalten wußte. Spanien, durch päpstliche Ränke unterstützt, hatte dem Hause Navarra einen beträchtlichen Teil dieses Königreichs entrissen, und Philipp II., nicht dazu gemacht, eine Ungerechtigkeit, die ihm Nutzen brachte, wieder gut zu machen, fuhr fort, diesen Raub seiner Ahnen dem rechtmäßigen Erben zurückzuhalten. Einem so mächtigen Feinde hatte Anton von Navarra nichts als die Waffen der Unmacht entgegen zu setzen. Bald schmeichelte er sich, der Billigkeit und Großmut seines Gegners durch Geschmeidigkeit abzugewinnen, was er von der Furcht desselben zu ertrotzen aufgab; bald, wenn diese Hoffnung ihn betrog, nahm er zu Frankreich seine Zuflucht und hoffte mit Hilfe dieser Macht in den Besitz seines Eigentums wieder eingesetzt zu werden. Von beiden Erwartungen getäuscht, widmete er sich im Unmut seines Herzens der protestantischen Sache, die er kein Bedenken trug zu verlassen, sobald nur ein Strahl von Hoffnung ihm leuchtete, daß derselbe Zweck durch ihre Gegner zu erreichen sei. Sklave seiner eigennützigen furchtsamen Staatskunst, in seinen Entschlüssen wie in seinen Hoffnungen wandelbar, gehörte er nie ganz der Partei, deren Namen er führte, und erkaufte sich, mit seinem Blute selbst, den Dank keiner einzigen, weil er es für beide verspritzte.

Auf diesen Fürsten richteten jetzt die Guisen ihr Augenmerk, um durch seinen Beitritt die Macht des Triumvirats zu verstärken; aber das Versprechen einer Zurückgabe von Navarra war bereits zu verbraucht, um bei dem oft getäuschten Fürsten noch einigen Eindruck machen zu können. Sie nahmen desfalls ihre Zuflucht zu einer neuen Erfindung, welche, obgleich nicht weniger grundlos als die vorigen, die Absicht ihrer Urheber aufs

vollkommenste erfüllte. Nachdem es ihnen fehlgeschlagen war, den mißtrauischen Prinzen durch das Anerbieten einer Vermählung mit der verwitweten Königin Maria Stuart und der daran haftenden Aussicht auf die Königreiche Schottland und England zu blenden, mußte ihm Philipp II. von Spanien zum Ersatz für das entrissene Navarra die Insel Sardinien anbieten. Zugleich unterließ man nicht, um sein Verlangen darnach zu reizen, die prächtigsten Schilderungen von den Vorzügen dieses Königreichs auszubreiten. Man zeigte ihm die nicht sehr entfernten Aussichten auf den französischen Thron, wenn der regierende Stamm in den schwächlichen Söhnen Heinrichs II. erlöschen sollte; eine Aussicht, die er sich durch sein längeres Beharren auf protestantischer Seite unausbleiblich verschließen würde. Endlich reizte man seine Eitelkeit durch die Betrachtung, daß er durch Aufopferung so großer Vorteile nicht einmal gewinne, die erste Rolle bei einer Partei zu spielen, die der Geist des Prinzen von Condé unumschränkt leite. So nachdrücklichen Vorstellungen konnte das schwache Gemüt des Königs von Navarra nicht lange widerstehen. Um bei der reformierten Partei nicht der zweite zu sein, überließ er sich unbedingt der katholischen, um dort noch viel weniger zu bedeuten; und an dem Prinzen von Condé keinen Nebenbuhler zu haben, gab er sich an dem Herzog von Guise einen Herrn und Gebieter. Die Pomeranzenwälder von Sardinien, in deren Schatten er sich schon im voraus ein paradiesisches Leben träumte, umgaukelten seine Einbildungskraft, und blind warf er sich in die ihm gelegte Schlinge. Die Königin Katharina selbst wurde von ihm verlassen, um sich ganz dem Triumvirat hinzugeben, und die reformierte Partei sah einen Freund, der ihr nicht viel genutzt hatte, in einen offenbaren Feind verwandelt, der ihr noch weniger schadete.

Zwischen den Anführern beider Religionsparteien hatten die Bemühungen der Königin Katharina einen Schein des Friedens bewirkt, aber nicht ebenso bei den Parteien, welche fortfuhren, einander mit dem grimmig-

sten Hasse zu verfolgen. Jede unterdrückte oder neckte, wo sie die mächtigere war, die andre, und die beiderseitigen Oberhäupter sahen, ohne sich selbst einzumischen, diesem Schauspiele zu, zufrieden, wann nur der Eifer nicht verglimmte und der Parteigeist dadurch in der Übung blieb. Obgleich das letztere Edikt der Königin Katharina den Reformierten alle öffentlichen Versammlungen untersagte, so kehrte man sich dennoch nirgends daran, wo man sich stark genug fühlte, ihm zu trotzen. In Paris sowohl als in den Provinzstädten wurden, dieses Edikts ungeachtet, öffentlich Predigten gehalten, und die Versuche, sie zu stören, liefen nicht immer glücklich ab. Die Königin bemerkte diesen Zustand der Anarchie mit Furcht, indem sie voraussah, daß durch diesen Krieg im kleinen nur die Schwerter zu einem größern geschliffen würden. Es war daher dem staatsklugen und duldsamen Kanzler von Hôpital, ihrem vornehmstem Ratgeber, nicht schwer, sie zu Aufhebung eines Edikts geneigt zu machen, welches, da es nicht konnte behauptet werden, nur das Ansehen der gesetzgebenden Macht entkräftete, die reformierte Partei mit Ungehorsam und Widersetzlichkeit vertraut machte und durch die Bestrebungen der katholischen, es geltend zu machen, einen unglücklichen Verfolgungsgeist zwischen beiden Teilen unterhielt. Auf Veranlassung dieses weisen Patrioten ließ die Regentin einen Ausschuß von allen Parlamentern sich in St. Germain versammeln, welcher beratschlagen sollte: „was in Absicht der Reformierten und ihrer Versammlungen (den innern Wert oder Unwert ihrer Religion durchaus beiseite gelegt) zum Besten des Staats zu verfügen sei?“ — Die Antwort war in der Frage schon enthalten und ein den Reformierten sehr günstiges Edikt die Folge dieser Beratschlagung. In demselben gestattete man ihnen förmlich, sich, wiewohl außerhalb der Mauern und unbewaffnet, zu gottesdienstlichen Handlungen zu versammeln, und legte allen Obrigkeiten auf, diese Zusammenkünfte in ihren Schutz zu nehmen. Dagegen sollten sie gehalten sein, den Katholischen alle denselben ent-

zogene Kirchen und Kirchengeräte zurückzustellen, der katholischen Geistlichkeit, gleich den Katholiken selbst, die Gebühren zu entrichten, übrigens die Fest- und Feiertage und die Verwandtschaftsgrade bei ihren Heiraten nach den Vorschriften der herrschenden Kirche zu beobachten. Nicht ohne großen Widerspruch des Pariser Parlaments wurde dieses Edikt, vom Jänner 1562, wo es bekannt gemacht wurde, das Edikt des Jänners genannt, registriert und von den strengen Katholiken und der spanischen Partei mit ebenso viel Unwillen als von den Reformierten mit triumphierender Freude aufgenommen. Der schlimme Wille ihrer Feinde schien durch dasselbe entwaffnet und fürs erste zu einer gesetzmäßigen Existenz in dem Königreich ein wichtiger Schritt getan. Auch die Regentin schmeichelte sich, durch dieses Edikt zwischen beiden Kirchen eine unüberschreitbare Grenze gezogen, dem Ehrgeiz der Großen heilsame Fesseln angelegt und den Zunder des Bürgerkriegs auf lange erstickt zu haben. Doch war es eben dieses Edikt des Friedens, welches durch die Verletzung, die es erlitt, die Reformierten zu den gewaltsamsten Entschließungen brachte und den Krieg herbeiführte, welchen zu verhüten es gegeben war.

Dieses Edikt vom Jänner 1562 also, weit entfernt, die Absichten seiner Urheberin zu erfüllen und beide Religionsparteien in den Schranken der Ordnung zu halten, ermunterte die Feinde der letztern nur, desto verdecktere und schlimmere Plane zu entwerfen. Die Begünstigungen, welche dieses Edikt den Reformierten erteilt hatte, und der bedeutende Vorzug, den ihre Anführer, Condé und die Chatillons, bei der Königin genossen, verwundete tief den bigotten Geist und die Ehrfurcht des alten Montmorency, der beiden Guisen und der mit ihnen verbundenen Spanier. Schweigend zwar, aber nicht müßig, beobachteten sich die Anführer wechselsweise unter einander und schienen nur das Moment zu erwarten, das dem Ausbruch ihrer verhaltenen Leidenschaft günstig war. Jeder Teil, fest entschlossen, Feindseligkeit mit Feindseligkeit zu erwidern, vermied sorgfältig, sie zu eröffnen, um in den

Augen der Welt nicht als der Schuldige zu erscheinen. Ein Zufall leistete endlich, was beide in gleichem Grade wünschten und fürchteten.

Der Herzog von Guise und der Kardinal von Lothringen hatten seit einiger Zeit den Hof der Regentin verlassen und sich nach den deutschen Grenzen gezogen, wo sie den gefürchteten Eintritt der deutschen Protestanten in das Königreich desto leichter verhindern konnten. Bald aber fing die katholische Partei an, ihre Anführer zu vermissen, und der zunehmende Kredit der Reformierten bei der Königin machte den Wunsch nach ihrer Wiederkunft dringend. Der Herzog trat also den Weg nach Paris an, begleitet von einem starken Gefolge, welches sich, so wie er fortschritt, vergrößerte. Der Weg führte ihn durch Vassy, an der Grenze von Champagne, wo zufälligerweise die reformierte Gemeine bei einer öffentlichen Predigt versammelt war. Das Gefolge des Herzogs, trotzig wie sein Gebieter, geriet mit dieser schwärmerischen Menge in Streit, welcher sich bald in Gewalttätigkeiten endigte; im unordentlichen Gewühl dieses Kampfes wurde der Herzog selbst, der herbeigeeilt war, Frieden zu stiften, mit einem Steinwurf im Gesichte verwundet. Der Anblick seiner blutigen Wange setzte seine Begleiter in Wut, die jetzt gleich rasenden Tieren über die Wehrlosen herstürzen, ohne Ansehen des Geschlechts noch des Alters, was ihnen vorkommt, erwürgen und an den gottesdienstlichen Gerätschaften, die sie finden, die größten Entweihungen begehen. Das ganze reformierte Frankreich geriet über diese Gewalttätigkeit in Bewegung, und an dem Thron der Regentin wurden durch den Mund des Prinzen von Condé und einer eigenen Deputation die heftigsten Klagen dagegen erhoben. Katharina tat alles, um den Frieden zu erhalten, und weil sie überzeugt war, daß es nur auf die Häupter ankäme, um die Parteien zu beruhigen, so rief sie den Herzog von Guise dringend an den Hof, der sich damals zu Monceaux aufhielt, wo sie die Sache zwischen ihm und dem Prinzen von Condé zu vermitteln hoffte.

Aber ihre Bemühungen waren vergebens. Der Herzog wagte es, ihr ungehorsam zu sein und seine Reise nach Paris fortzusetzen, wo er, von einem zahlreichen Anhang begleitet und von einer ihm ganz ergebenen Menge tumultuarisch empfangen, einen triumphierenden Einzug hielt. Umsonst suchte Condé, der sich kurz zuvor in Paris geworfen, das Volk auf seine Seite zu neigen. Die fanatischen Pariser sahen in ihm nichts als den Hugenotten, den sie verabscheuten, und in dem Herzog nur den heldenmütigen Verfechter ihrer Kirche. Der Prinz mußte sich zurückziehn und den Schauplatz dem Überwinder einräumen. Nunmehr galt es, welcher von beiden Teilen es dem andern an Geschwindigkeit, an Macht, an Kühnheit zuvortäte. Indes der Prinz in aller Eile zu Meaux, wohin er entwichen war, Truppen zusammenzog und mit den Chatillons sich vereinigte, um den Triumvirn die Spitze zu bieten, waren diese schon mit einer starken Reiterei nach Fontainebleau aufgebrochen, um durch Besitznehmung von des jungen Königs Person ihre Gegner in die Notwendigkeit zu setzen, als Rebellen gegen ihren Monarchen zu erscheinen.

Schrecken und Verwirrung hatten sich gleich auf die erste Nachricht von dem Einzug des Herzogs in Paris der Regentin bemächtigt; in seiner steigenden Gewalt sah sie den Umsturz der ihrigen voraus. Das Gleichgewicht der Faktionen, wodurch allein sie bisher geherrscht hatte, war zerstört, und nur ihr offenbarer Beitritt konnte die reformierte Partei in den Stand setzen, es wieder herzustellen. Die Furcht, unter die Tyrannei der Guisen und ihres Anhangs zu geraten, Furcht für das Leben des Königs, für ihr eigenes Leben siegte über jede Bedenklichkeit. Jetzt unbesorgt vor dem sonst so gefürchteten Ehrgeiz der protestantischen Häupter, suchte sie sich nur vor dem Ehrgeiz der Guisen in Sicherheit zu setzen. Die Macht der Protestanten, welche allein ihr diese Sicherheit verschaffen konnte, bot sich ihrer ersten Bestürzung dar; vor der drohenden Gefahr mußte jetzt jede andere Rücksicht schweigen. Bereitwillig

nahm sie den Beistand an, der ihr von dieser Partei angeboten wurde, und der Prinz von Condé ward, welche Folgen auch dieser Schritt haben mochte, aufs dringendste aufgefordert, Sohn und Mutter zu verteidigen. Zugleich flüchtete sie sich, um von ihren Gegnern nicht überfallen zu werden, mit dem Könige nach Melun und von da nach Fontainebleau, welche Vorsicht aber die Schnelligkeit der Triumvirn vereitelte.

Sogleich bemächtigen sich diese des Königs, und der Mutter wird freigestellt, ihn zu begleiten oder sich nach Belieben einen andern Aufenthalt zu wählen. Ehe sie Zeit hat, einen Entschluß zu fassen, setzt man sich in Marsch, und unwillkürlich wird sie mit fortgerissen. Schreckniße zeigen sich ihr, wohin sie blickt, überall gleiche Gefahr, auf welche Seite sie sich neige. Sie erwählt endlich die gewisse, um sich nicht in den größern Bedrängnissen einer ungewissen zu verstricken, und ist entschlossen, sich an das Glück der Guisen anzuschließen. Man führt den König im Triumphe nach Paris, wo seine Gegenwart dem fanatischen Eifer der Katholiken die Losung gibt, sich gegen die Reformierten alles zu erlauben. Alle ihre Versammlungsplätze werden von dem wütenden Pöbel gestürmt, die Türen eingesprengt, Kanzeln und Kirchenstühle zerbrochen und in Asche gelegt; der Kronfeldherr von Frankreich, der ehrwürdige Greis Montmorency, war es, der diese Heldentat vollführte. Aber diese lächerliche Schlacht war das Vorspiel eines desto ernsthaftern Krieges.

Nur um wenige Stunden hatte der Prinz von Condé den König in Fontainebleau verfehlt. Mit einem zahlreichen Gefolge war er, dem Wunsch der Regentin gemäß, sogleich aufgebrochen, sie und ihren Sohn unter seine Obhut zu nehmen; aber er langte nur an, um zu erfahren, daß die Gegenpartei ihm zuvorgekommen und der große Augenblick verloren sei. Dieser erste Fehlstreich schlug jedoch seinen Mut nicht nieder. „Da wir einmal so weit sind," sagte er zu dem Admiral Coligny, „so müssen wir durchwaten, oder wir sinken unter." Er flog

mit ſeinen Truppen nach Orleans, wo er eben noch recht kam, dem Obriſten von Andelot, der hier mit großem Nachteil gegen die Katholiſchen focht, den Sieg zu verſchaffen. Aus dieſer Stadt beſchloß er ſeinen Waffenplatz zu machen, ſeine Partei in derſelben zu verſammeln und ſeiner Familie, ſowie ihm ſelbſt, nach einem Unglücksfall eine Zuflucht darin offen zu halten.

Von beiden Seiten fing nun der Krieg mit Manifeſten und Gegenmanifeſten an, worin alle Bitterkeit des Parteihaſſes ausgegoſſen war und nichts als die Aufrichtigkeit vermißt wurde. Der Prinz von Condé forderte in den ſeinigen alle redlichdenkenden Franzoſen auf, ihren König und ihres Königs Mutter aus der Gefangenſchaft befreien zu helfen, in welcher ſie von den Guiſen und deren Anhang gehalten würden. Durch eben dieſen Beſitz von des Königs Perſon ſuchten letztere die Gerechtigkeit ihrer Sache zu erweiſen und alle getreuen Untertanen zu bewegen, ſich unter die Fahnen ihres Königs zu verſammeln. Er ſelbſt, der minderjährige Monarch, mußte in ſeinem Staatsrat erklären, daß er frei ſei, ſowie auch ſeine Mutter, und das Edikt des Jänners beſtätigen. Dieſelbe Vorſtellung wurde von beiden Seiten auch gegen auswärtige Mächte gebraucht. Um die deutſchen Proteſtanten einzuſchläfern, erklärten die Guiſen, daß die Religion nicht im Spiele ſei und der Krieg bloß den Aufrührern gelte. Der nämliche Kunſtgriff ward auch von dem Prinzen von Condé angewendet, um die auswärtigen katholiſchen Mächte von dem Intereſſe ſeiner Feinde abzuziehen. In dieſem Wettſtreit des Betruges verleugnete Katharina ihren Charakter und ihre Staatskunſt nicht, und von den Umſtänden gezwungen, eine doppelte Perſon zu ſpielen, verſtand ſie es meiſterlich, die widerſprechendſten Rollen in ſich zu vereinigen. Sie leugnete öffentlich die Bewilligungen, welche ſie dem Prinzen von Condé erteilt hatte, und empfahl ihm ernſtlich den Frieden, während daß ſie im ſtillen, wie man ſagt, ſeine Verbungen begünſtigte und ihn zu lebhafter Führung des Kriegs ermunterte. Wenn die Ordres des

Herzogs von Guise an die Befehlshaber der Provinzen alles, was reformiert sei, zu erwürgen befahlen, so enthielten die Briefe der Regentin ganz entgegengesetzte Befehle zur Schonung.

Bei diesen Maßregeln der Politik verlor man die Hauptsache, den Krieg selbst, nicht aus den Augen, und diese scheinbaren Bemühungen zu Erhaltung des Friedens verschafften dem Prinzen von Condé nur desto mehr Zeit, sich in wehrhaften Stand zu setzen. Alle reformierten Kirchen wurden von ihm aufgefordert, zu einem Kriege, der sie so nahe betraf, die nötigen Kosten herzuschießen, und der Religionseifer dieser Partei öffnete ihm ihre Schätze. Die Werbungen wurden aufs fleißigste betrieben, ein tapfrer getreuer Adel bewaffnete sich für den Prinzen, und eine solenne ausführliche Akte ward aufgesetzt, die ganze zerstreute Partei in eins zu verbinden und den Zweck dieser Konföderation zu bestimmen. Man erklärte in derselben, daß man die Waffen ergriffen habe, um die Gesetze des Reichs, das Ansehen und selbst die Person des Königs gegen die gewalttätigen Anschläge gewisser ehrsüchtiger Köpfe in Schutz zu nehmen, die den ganzen Staat in Verwirrung stürzten. Man verpflichtete sich durch ein heiliges Gelübde, allen Gotteslästerungen, allen Entweihungen der Religion, allen abergläubischen Meinungen und Gebräuchen, allen Ausschweifungen u. dgl. nach Vermögen sich zu widersetzen, welches ebenso viel war, als der katholischen Kirche förmlich den Krieg ankündigen. Endlich und schließlich erkannte man den Prinzen von Condé als das Haupt der ganzen Verbindung und versprach ihm Gut und Blut und den strengsten Gehorsam. Die Rebellion bekam von jetzt an eine mehr regelmäßige Gestalt, die einzelnen Unternehmungen mehr Beziehung aufs Ganze, mehr Zusammenhang; jetzt erst wurde die Partei zu einem organischen Körper, den ein denkender Geist beseelte. Zwar hatten sich Katholische und Reformierte schon lange vorher in einzelnen kleinen Kämpfen gegen einander versucht; einzelne Edelleute hatten in verschiedenen Provinzen zu den

Waffen gegriffen, Soldaten geworben, Städte durch Überfall gewonnen, das platte Land verheert, kleine Schlachten geliefert; aber diese einzelnen Operationen, so viel Drangsale sie auch auf die Gegenden häuften, die der Schauplatz derselben waren, blieben für das Ganze ohne Folgen, weil es sowohl an einem bedeutenden Platz als an einer Hauptarmee fehlte, die nach einer Niederlage den flüchtigen Truppen eine Zuflucht gewähren konnte.

Im ganzen Königreiche waffnete man sich jetzt, hier zum Angriffe und dort zur Gegenwehr; besonders erklärten sich die vornehmsten Städte der Normandie, und Rouen zuerst, zu Gunsten der Reformierten. Ein schrecklicher Geist der Zwietracht, der auch die heiligsten Bande der Natur und der politischen Gesellschaft auflöste, durchlief die Provinzen. Raub, Mord und mörderische Gefechte bezeichneten jeden Tag; der grausenvolle Anblick rauchender Städte verkündigte das allgemeine Elend. Brüder trennten sich von Brüdern, Väter von ihren Söhnen, Freunde von Freunden, um sich zu verschiedenen Führern zu schlagen und im blutigen Gemenge der Bürgerschaft sich schrecklich wiederzufinden. Unterdessen zog sich eine regelmäßige Armee unter den Augen des Prinzen von Condé in Orleans, eine andre in Paris unter Anführung des Connetable von Montmorency und der Guisen zusammen, beide gleich ungeduldig, das große Schicksal der Religion und des Vaterlands zu entscheiden.

Ehe es dazu kam, versuchte Katharina, gleich verlegen über jeden möglichen Ausschlag des Krieges, der ihr, welchen von beiden Teilen er auch begünstige, einen Herrn zu geben drohte, noch einmal den Weg der Vermittlung. Auf ihre Veranstaltung unterhandelten die Anführer zu Toury in Person, und als dadurch nichts ausgerichtet ward, wurde zu Talsy zwischen Châteaudun und Orleans eine neue Konferenz angefangen. Der Prinz von Condé drang auf Entfernung des Herzogs von Guise, des Marschalls von Saint André und des Connetable, und die Königin hatte auch wirklich so viel

von diesen erhalten, daß sie sich während der Konferenz auf einige Meilen von dem königlichen Lager entfernten. Nachdem auf diese Art der hauptsächlichste Grund des Mißtrauens aus dem Wege geräumt war, wußte diese verschlagene Fürstin, der es eigentlich nur darum zu tun war, sich der Tyrannei sowohl des einen als des andern Teils zu entledigen, den Prinzen von Condé durch den Bischof von Valence, ihren Unterhändler, mit arglistiger Kunst dahin zu vermögen, daß er sich erbot, mit seinem ganzen Anhange das Königreich zu verlassen, wenn nur seine Gegner das nämliche täten. Sie nahm ihn sogleich beim Worte und war im Begriff, über seine Unbesonnenheit zu triumphieren, als die allgemeine Unzufriedenheit der protestantischen Armee und eine reifere Erwägung des übereilten Schrittes den Prinzen bestimmte, die Konferenz schleunig abzubrechen und der Königin Betrug mit Betrug zu bezahlen. So mißlang auch der letzte Versuch zu einer gütlichen Beilegung, und der Ausschlag beruhte nun auf den Waffen.

Die Geschichtschreiber sind unerschöpflich in Beschreibung der Grausamkeiten, welche diesen Krieg bezeichneten. Ein einziger Blick in das Menschenherz und in die Geschichte wird hinreichen, uns alle diese Untaten begreiflich zu machen. Die Bemerkung ist nichts weniger als neu, daß keine Kriege zugleich so ehrlos und so unmenschlich geführt werden als die, welche Religionsfanatismus und Parteihaß im Innern eines Staats entzünden. Antriebe, welche in Ertötung alles dessen, was den Menschen sonst das Heiligste ist, bereits ihre Kraft bewiesen, welche das ehrwürdige Verhältnis zwischen dem Souverän und dem Untertan und den noch stärkern Trieb der Natur übermeisterten, finden an den Pflichten der Menschlichkeit keinen Zügel mehr; und die Gewalt selbst, welche Menschen anwenden müssen, um jene starken Bande zu sprengen, reißt sie blindlings und unaufhaltsam zu jedem Äußersten fort. Die Gefühle für Gerechtigkeit, Anständigkeit und Treue, welche sich auf anerkannte Gleichheit der Rechte gründen, verlieren in Bürgerkriegen ihre

Kraft, wo jeder Teil in dem andern einen Verbrecher sieht und sich selbst das Strafamt über ihn zueignet. Wenn ein Staat mit dem andern kriegt, und nur der Wille des Souveräns seine Völker bewaffnet, nur der Antrieb der Ehre sie zur Tapferkeit spornt, so bleibt sie ihnen auch heilig gegen den Feind, und eine edelmütige Tapferkeit weiß selbst ihre Opfer zu schonen. Hier ist der Gegenstand der Begierden des Kriegers etwas ganz Verschiedenes von dem Gegenstande seiner Tapferkeit, und es ist fremde Leidenschaft, die durch seinen Arm streitet. In Bürgerkriegen streitet die Leidenschaft des Volks, und der Feind ist der Gegenstand derselben. Jeder einzelne Mann ist hier Beleidiger, weil jeder einzelne aus freier Wahl die Partei ergriff, für die er streitet. Jeder einzelne Mann ist hier Beleidigter, weil man verachtet, was er schätzt, weil man anfeindet, was er liebt, weil man verdammt, was er erwählte. Hier, wo Leidenschaft und Not dem friedlichen Ackermann, dem Handwerker, dem Künstler das ungewohnte Schwert in die Hände zwingen, kann nur Erbitterung und Wut den Mangel an Kriegskunst, nur Verzweiflung den Mangel wahrer Tapferkeit ersetzen. Hier, wo man Herd, Heimat, Familie, Eigentum verließ, wirft man mit schadenfrohem Wohlgefallen den Feuerbrand in Fremdes und achtet nicht auf fremden Lippen die Stimme der Natur, die zu Hause vergeblich erschallte. Hier endlich, wo die Quellen selbst sich trüben, aus denen dem gemeinen Volk alle Sittlichkeit fließt, wo das Ehrwürdige geschändet, das Heilige entweiht, das Unwandelbare aus seinen Fugen gerückt ist, wo die Lebensorgane der allgemeinen Ordnung erkranken, steckt das verderbliche Beispiel des Ganzen jeden einzelnen Busen an, und in jedem Gehirne tobt der Sturm, der die Grundfesten des Staats erschüttert. Dreimal schrecklicheres Los, wo sich religiöse Schwärmerei mit Parteihaß gattet und die Fackel des Bürgerkrieges sich an der unreinen Flamme des priesterlichen Eifers entzündet!

Und dies war der Charakter dieses Kriegs, der

jetzt Frankreich verwüstete. Aus dem Schoße der reformierten Religion ging der finstre grausame Geist hervor, der ihm diese unglückliche Richtung gab, der alle diese Untaten erzeugte. Im Lager dieser Partei erblickte man nichts Lachendes, nichts Erfreuliches; alle Spiele, alle geselligen Lieder hatte der finstre Eifer verbannt. Psalmen und Gebete ertönten an deren Stelle, und die Prediger waren ohne Aufhören beschäftigt, dem Soldaten die Pflichten gegen seine Religion einzuschärfen und seinen fanatischen Eifer zu schüren. Eine Religion, welche der Sinnlichkeit solche Martern auflegte, konnte die Gemüter nicht zur Menschlichkeit einladen; der Charakter der ganzen Partei mußte mit diesem düstern und knechtischen Glauben verwildern. Jede Spur des Papsttums setzte den Schwärmergeist des Calviniſten in Wut: Altäre und Menschen wurden ohne Unterschied seinem unduldsamen Stolz aufgeopfert. Wohin ihn der Fanatismus allein nicht gebracht hatte, dazu zwangen ihn Mangel und Not. Der Prinz von Condé selbst gab das Beispiel einer Plünderung, welches bald durch das ganze Königreich nachgeahmt wurde. Von den Hilfsmitteln verlassen, womit er die Unkosten des Kriegs bisher bestritten hatte, legte er seine Hand an die katholischen Kirchengeräte, deren er habhaft werden konnte, und ließ die heiligen Gefäße und Zieraten einschmelzen. Der Reichtum der Kirchen war eine zu große Lockung für die Habsucht der Protestanten, und die Entweihung der Heiligtümer für ihre Rachbegierde ein viel zu süßer Genuß, um der Versuchung zu widerstehen. Alle Kirchen, deren sie sich bemeistern konnten, die Klöster besonders, mußten den doppelten Ausbruch ihres Geizes und ihres frommen Eifers erfahren. Mit dem Raub allein nicht zufrieden, entweihten sie die Heiligtümer ihrer Feinde durch den bittersten Spott und befliſſen sich mit absichtlicher Grausamkeit, die Gegenstände ihrer Anbetung durch einen barbarischen Mutwillen zu entehren. Sie rissen die Kirchen ein, schleiften die Altäre, verstümmelten die Bilder der Heiligen, traten die Reliquien mit Füßen

oder schändeten sie durch den niedrigsten Gebrauch, durchwühlten sogar die Gräber und ließen die Gebeine der Toten den Glauben der Lebenden entgelten. Kein Wunder, daß so empfindliche Kränkungen zu der schrecklichsten Wiedervergeltung reizten, daß alle katholische Kanzeln von Verwünschungen gegen die ruchlosen Schänder des Glaubens ertönten, daß der ergriffene Hugenotte bei dem Papisten keine Barmherzigkeit fand, daß Greueltaten gegen die vermeintliche Gottheit durch Greueltaten gegen Natur und Menschheit geahndet wurden!

Von den Anführern selbst ging das Beispiel dieser barbarischen Taten aus, aber die Ausschweifungen, zu welchen der Pöbel beider Parteien dadurch hingerissen ward, ließen sie bald ihre leidenschaftliche Übereilung bereuen. Jede Partei wetteiferte, es der andern an erfinderischer Grausamkeit zuvorzutun. Nicht zufrieden mit der blutig befriedigten Rache, suchte man noch durch neue Künste der Tortur diese schreckliche Lust zu verlängern. Menschenleben war zu einem Spiel geworden, und das Hohnlachen des Mörders schärfte noch die Stacheln eines schmerzhaften Todes. Keine Freistätte, kein beschworner Vertrag, kein Menschen- und Völkerrecht schützte gegen die blinde tierische Wut; Treu und Glaube war dahin; und durch Eidschwüre lockte man nur die Opfer. Ein Schluß des Pariser Parlaments, welcher der reformierten Lehre förmlich und feierlich das Verdammungsurteil sprach und alle Anhänger derselben dem Tode weihte, ein andrer nachdrücklicherer Urteilsspruch, der aus dem Conseil des Königs ausging und alle Anhänger des Prinzen von Condé, ihn selbst ausgenommen, als Beleidiger der Majestät in die Acht erklärte, konnte nicht wohl dazu beitragen, die erbitterten Gemüter zu besänftigen, denn nun feuerte der Name ihres Königs und die gewisse Absicht der Beute den Verfolgungseifer der Papisten an, und den Mut der Hugenotten stärkte Verzweiflung.

Umsonst hatte Katharina von Medicis alle Künste

ihrer Politik aufgeboten, die Wut der Parteien zu besänftigen, umsonst hatte ein Schluß des Conseil alle Anhänger des Prinzen von Condé als Rebellen und Hochverräter erklärt, umsonst das Pariser Parlament die Partei gegen die Calvinisten ergriffen — der Bürgerkrieg war da, und ganz Frankreich stand in Flammen. Wie groß aber auch das Zutrauen der letztern zu ihren Kräften war, so entsprach der Erfolg doch keineswegs den Erwartungen, welche ihre Zurüstung erweckt hatte. Der reformierte Adel, welcher die Hauptstärke der Armee des Prinzen von Condé ausmachte, hatte in kurzer Zeit seinen kleinen Vorrat verzehrt, und außer stande, sich, da nichts Entscheidendes geschah und der Krieg in die Länge gespielt wurde, forthin selbst zu verköstigen, gab er den dringenden Aufforderungen der Selbstliebe nach, welche ihn heimrief, seinen eigenen Herd zu verteidigen. Zerronnen war in kurzer Zeit diese so große Taten versprechende Armee, und dem Prinzen, jetzt viel zu schwach, um einem überlegenen Feind im Felde zu begegnen, blieb nichts übrig, als sich mit dem Überrest seiner Truppen in der Stadt Orleans einzuschließen.

Hier erwartete er nun die Hilfe, zu welcher einige auswärtige protestantische Mächte ihm Hoffnung gemacht hatten. Deutschland und die Schweiz waren für beide kriegführende Parteien eine Vorratskammer von Soldaten, und ihre feile Tapferkeit, gleichgültig gegen die Sache, wofür gefochten werden sollte, stand dem Meistbietenden zu Gebot. Deutsche sowohl als schweizerische Miettruppen schlugen sich, je nachdem ihr eigener und ihrer Anführer Vorteil es erheischte, zu entgegengesetzten Fahnen, und das Interesse der Religion wurde wenig dabei in Betrachtung gezogen. Indem dort an den Ufern des Rheins ein deutsches Heer für den Prinzen geworben ward, kam zugleich ein sehr wichtiger Vertrag mit der Königin Elisabeth von England zu stande. Die nämliche Politik, welche diese Fürstin in der Folge veranlaßte, sich zur Beschützerin der Niederlande gegen ihren Unterdrücker, Philipp von Spanien, aufzuwerfen und

dieſen neu aufblühenden Staat in ihre Obhut zu nehmen, legte ihr gegen die franzöſiſchen Proteſtanten gleiche Pflichten auf, und das große Intereſſe der Religion erlaubte ihr nicht, dem Untergange ihrer Glaubensgenoſſen in einem benachbarten Königreich gleichgültig zuzuſehen. Dieſe Antriebe ihres Gewiſſens wurden nicht wenig durch politiſche Gründe verſtärkt. Ein bürgerlicher Krieg in Frankreich ſicherte ihren eigenen noch wankenden Thron vor einem Angriff von dieſer Seite und eröffnete ihr zugleich eine erwünſchte Gelegenheit, auf Koſten dieſes Staats ihre eigne Beſitzungen zu erweitern. Der Verluſt von Calais war eine noch friſche Wunde für England; mit dieſem wichtigen Grenzplatz hatte es den freien Eintritt in Frankreich verloren. Dieſen Schaden zu erſetzen und von einer andern Seite in dem Königreich feſten Fuß zu faſſen, beſchäftigte ſchon längſt die Politik der Eliſabeth, und der Bürgerkrieg, der ſich nunmehr in Frankreich entzündet hatte, zeigte ihr die Mittel, es zu bewerkſtelligen. Sechstauſend Mann engliſcher Hilfstruppen wurden dem Prinzen von Condé unter der Bedingung bewilligt, daß die eine Hälfte derſelben die Stadt Havre de Grace, die andre die Städte Rouen und Dieppe in der Normandie, als eine Zuflucht der verfolgten Religionsverwandten, beſetzt halten ſollte. So löſchte ein wütender Parteigeiſt auf eine Zeitlang alle patriotiſchen Gefühle bei den franzöſiſchen Proteſtanten aus, und der verjährte Nationalhaß gegen die Briten wich auf Augenblicke dem glühendern Sektenhaß und dem Verfolgungsgeiſt erbitterter Faktionen.

Der gefürchtete nahe Eintritt der Engländer in der Normandie zog die königliche Armee nach dieſer Provinz, und die Stadt Rouen wurde belagert. Das Parlament und die vornehmſten Bürger hatten ſich ſchon vorher aus dieſer Stadt geflüchtet, und die Verteidigung derſelben blieb einer fanatiſchen Menge überlaſſen, die, von ſchwärmeriſchen Prädikanten erhitzt, bloß ihrem blinden Religionseifer und dem Geſetz der Verzweiflung Gehör gab. Aber alles Widerſtandes von ſeiten der Bürgerſchaft un-

geachtet, wurden die Wälle nach einer monatlangen Gegenwehr im Sturme erstiegen und die Halsstarrigkeit ihrer Verteidiger durch eine barbarische Behandlung geahndet, welche man zu Orleans auf protestantischer Seite nicht lang' unvergolten ließ. Der Tod des Königs von Navarra, welcher auf eine vor dieser Stadt empfangene Wunde erfolgte, macht die Belagerung von Rouen im Jahr 1562 berühmt, aber nicht eben merkwürdig; denn der Hintritt dieses Prinzen blieb gleich unbedeutend für beide kämpfende Parteien.

Der Verlust von Rouen und die siegreichen Fortschritte der feindlichen Armee in der Normandie drohten dem Prinzen von Condé, der jetzt nur noch wenige große Städte unter seiner Botmäßigkeit sah, den nahen Untergang seiner Partei, als die Erscheinung der deutschen Hilfstruppen, mit denen sich sein Obrister Andelot, nach überstandnen unsäglichen Schwierigkeiten, glücklich vereinigt hatte, aufs neue seine Hoffnungen belebte. An der Spitze dieser Truppen, welche in Verbindung mit seinen eigenen ein bedeutendes Heer ausmachten, fühlte er sich stark genug, nach Paris aufzubrechen und diese Hauptstadt durch seine unverhoffte gewaffnete Ankunft in Schrecken zu setzen. Ohne die politische Klugheit Katharinens wäre diesmal entweder Paris erobert oder wenigstens ein vorteilhafter Friede von den Protestanten errungen worden. Mit Hilfe der Unterhandlungen, ihrem gewöhnlichen Rettungsmittel, wußte sie den Prinzen mitten im Lauf seiner Unternehmung zu fesseln und durch Vorspiegelung günstiger Traktaten Zeit zur Rettung zu gewinnen. Sie versprach, das Edikt des Jänners, welches den Protestanten die freie Religionsübung zusprach, zu bestätigen, bloß mit Ausnahme derjenigen Städte, in welchen die souveränen Gerichtshöfe ihre Sitzung hätten. Da der Prinz die Religionsduldung auch auf diese letztern ausgedehnt wissen wollte, so wurden die Unterhandlungen in die Länge gezogen, und Katharina erhielt die gewünschte Frist, ihre Maßregeln zu ergreifen. Der Waffenstillstand, den sie während dieser Traktaten ge-

schickt von ihm zu erhalten wußte, ward für die Konföderierten verderblich, und indem die Königlichen innerhalb der Mauern von Paris neue Kräfte schöpften und sich durch spanische Hilfstruppen verstärkten, schmolz die Armee des Prinzen durch Desertion und strenge Kälte dahin, daß er in kurzem zu einem schimpflichen Aufbruch gezwungen wurde. Er richtete seinen Marsch nach der Normandie, wo er Geld und Truppen aus England erwartete, sah sich aber ohnweit der Stadt Dreux von der nacheilenden Armee der Königin eingeholt und zu einem entscheidenden Treffen genötigt. Bestürzt und unschlüssig, gleich als hätten die unterdrückten Gefühle der Natur auf einen Augenblick ihre Rechte zurückgefordert, staunten beide Heere einander an, ehe die Kanonen die Losung des Todes gaben; der Gedanke an das Bürger- und Bruderblut, das jetzt verspritzt werden sollte, schien jeden einzelnen Kämpfer mit flüchtigem Entsetzen zu durchschauern. Nicht lange aber dauerte dieser Gewissenskampf; der wilde Ruf der Zwietracht übertäubte bald der Menschlichkeit leise Stimme. Ein desto wütenderer Sturm folgte auf diese bedeutungsvolle Stille. Sieben schreckliche Stunden fochten beide Teile mit gleich kühnem Mute, mit gleich heftiger Erbitterung. Ungewiß schwankte der Sieg von einer Seite zur andern, bis die Entschlossenheit des Herzogs von Guise ihn endlich auf die Seite des Königs neigte. Unter den Verbundenen wurde der Prinz von Condé, unter den Königlichen der Connetable von Montmorency zu Gefangenen gemacht, und von den letztern blieb noch der Marschall von Saint André auf dem Platze. Das Schlachtfeld blieb dem Herzog von Guise, welchen dieser entscheidende Sieg zugleich von einem furchtbaren öffentlichen Feind und von zwei Nebenbuhlern seiner Macht befreite.

Hatte Katharina mit Widerwillen die Abhängigkeit ertragen, in welche sie durch die Triumvirn versetzt war, so mußte ihr nunmehr die Alleinherrschaft des Herzogs, dessen Ehrgeiz keine Grenzen, dessen gebieterischer Stolz keine Mäßigung kannte, doppelt empfindlich fallen. Der

Sieg bei Dreux, weit entfernt, ihre Wünsche zu befördern, hatte ihr einen Herrn in ihm gegeben, der nicht lange säumte, sich der erlangten Überlegenheit zu bedienen und die zuversichtlich stolze Sprache des Herrschers zu führen. Alles stand ihm zu Gebot, und die unumschränkte Macht, die er besaß, verschaffte ihm die Mittel, sich Freunde zu erkaufen und den Hof sowohl als die Armee mit seinen Geschöpfen anzufüllen. Katharina, so sehr ihr die Staatsklugheit anriet, die gesunkene Partei der Protestanten wieder aufzurichten und durch Wiederherstellung des Prinzen von Condé die Anmaßungen des Herzogs zu beschränken, wurde durch den überlegenen Einfluß des letztern zu entgegengesetzten Maßregeln fortgerissen. Der Herzog verfolgte seinen Sieg und rückte vor die Stadt Orleans, um durch Überwältigung dieses Platzes, welcher die Hauptmacht der Protestanten einschloß, ihrer Partei auf einmal ein Ende zu machen. Der Verlust einer Schlacht und die Gefangenschaft ihres Anführers hatte den Mut derselben zwar erschüttern, aber nicht ganz niederbeugen können. Admiral Coligny stand an ihrer Spitze, dessen erfinderischer, an Hilfsmitteln unerschöpflicher Geist sich in der Widerwärtigkeit immer am glänzendsten zu entfalten pflegte. Er hatte die Trümmer der geschlagenen Armee in kurzem wieder unter seinen Fahnen versammelt und ihr, was noch mehr war, in seiner Person einen Feldherrn gegeben. Durch englische Truppen verstärkt und mit englischem Gelde befriedigt, führte er sie in die Normandie, um sich in dieser Provinz durch kleine Wagestücke zu einer größern Unternehmung zu stärken.

Unterdessen fuhr Franz von Guise fort, die Stadt Orleans zu ängstigen, um durch Eroberung derselben seinen Triumphen die Krone aufzusetzen. Andelot hatte sich mit dem Kern der Armee und den versuchtesten Anführern in diese Stadt geworfen, wo noch überdies der gefangene Connetable in Verwahrung gehalten wurde. Die Einnahme eines so wichtigen Platzes hätte den Krieg auf einmal geendigt, und darum sparte der Herzog keine

Mühe, sie in seine Gewalt zu bekommen. Aber anstatt der gehofften Lorbeern fand er an ihren Mauern das Ziel seiner Größe. Ein Meuchelmörder, Johann Poltrot de Méré, verwundete ihn mit vergifteten Kugeln und machte mit dieser blutigen Tat den Anfang des Trauerspiels, welches der Fanatismus nachher in einer Reihe von ähnlichen Greueltaten so schrecklich entwickelte. Unstreitig wurde die calvinische Partei in ihm eines furchtbaren Gegners, Katharina eines gefährlichen Teilhabers ihrer Macht entledigt; aber Frankreich verlor mit ihm zugleich einen Helden und einen großen Mann. Wie hoch sich auch die Anmaßungen dieses Fürsten erstiegen, so war er doch gewiß auch der Mann für seine Plane; wie viel Stürme auch sein Ehrgeiz im Staate erregt hatte, so fehlte demselben doch, selbst nach dem Geständnis seiner Feinde, der Schwung der Gesinnungen nicht, welcher in großen Seelen jede Leidenschaft adelt. Wie heilig ihm auch mitten unter den verwilderten Sitten des Bürgerkriegs, wo die Gefühle der Menschlichkeit sonst so gerne verstummen, die Pflicht der Ehre war, beweist die Behandlung, welche er dem Prinzen von Condé, seinem Gefangenen, nach der Schlacht bei Dreux widerfahren ließ. Mit nicht geringem Erstaunen sah man diese zwei erbitterten Gegner, so viele Jahre lang geschäftig, sich zu vertilgen, durch so viele erlittne Beleidigungen zur Rache, so viele ausgeübte Feindseligkeiten zum Mißtrauen gereizt — an einer Tafel vertraulich zusammen speisen und, nach der Sitte jener Zeit, in demselbigen Bette schlafen.

Der Tod ihres Anführers hemmte schnell die Tätigkeit der katholischen Partei und erleichterte Katharinens Bemühungen, die Ruhe wieder herzustellen. Frankreichs immer zunehmendes Elend erregte dringende Wünsche nach Frieden, wozu die Gefangenschaft der beiden Oberhäupter, Condé und Montmorency, gegründete Hoffnung machte. Beide, gleich ungeduldig nach Freiheit, von der Königin Mutter unabläßig zur Versöhnung gemahnt, vereinigten sich endlich in dem Vergleiche von Amboise

1563, worin das Edikt des Jänners, mit wenigen Ausnahmen bestätigt, den Reformierten die öffentliche Religionsübung in denjenigen Städten, welche sie zur Zeit in Besitz hatten, zugestanden, auf dem Lande hingegen auf die Ländereien der hohen Gerichtsherren und zu einem Privatgottesdienst in den Häusern des Adels eingeschränkt, übrigens das Vergangene einer allgemeinen ewigen Vergessenheit überliefert ward.

So erheblich die Vorteile schienen, welche der Vergleich von Amboise den Reformierten verschaffte, so hatte Coligny dennoch vollkommen Recht, ihn als ein Werk der Übereilung von seiten des Prinzen, und von seiten der Königin als ein Werk des Betrugs zu verwünschen. Dahin waren mit diesem unzeitigen Frieden alle glänzende Hoffnungen seiner Partei, die im ganzen Laufe dieses Bürgerkriegs vielleicht noch nie so gegründet gewesen waren. Der Herzog von Guise, die Seele der katholischen Partei, der Marschall von Saint André, der König von Navarra im Grabe, der Connetable gefangen, die Armee ohne Anführer und schwierig wegen des ausbleibenden Soldes, die Finanzen erschöpft; auf der andern Seite eine blühende Armee, Englands mächtige Hilfe, Freunde in Deutschland, und in dem Religionseifer der französischen Protestanten Hilfsquellen genug, den Krieg fortzusetzen. Die wichtigen Waffenplätze Lyon und Orleans, mit so vielem Blute erworben und verteidigt, gingen nunmehr durch einen Federzug verloren; die Armee mußte aus einander, die Deutschen nach Hause gehn. Und für alle diese Aufopferungen hatte man, weit entfernt, einen Schritt vorwärts zu der bürgerlichen Gleichheit der Religionen zu tun, nicht einmal die vorigen Rechte zurück erhalten.

Die Auswechselung der gefangenen Anführer und die Verjagung der Engländer aus Havre de Grace, welche Montmorency durch die Überreste des abgedankten protestantischen Heeres bewerkstelligte, waren die erste Frucht dieses Friedens, und der gleiche Wetteifer beider Parteien, diese Unternehmung zu beschleunigen, bewies

nicht sowohl den wiederauflebenden Gemeingeist der Franzosen als die unvertilgbare Gewalt des Nationalhasses, den weder die Pflicht der Dankbarkeit noch das stärkste Interesse der Leidenschaft überwinden konnte. Nicht sobald war der gemeinschaftliche Feind von dem vaterländischen Boden vertrieben, als alle Leidenschaften, welche der Sektengeist entflammt, in ihrer vorigen Stärke zurückkehrten und die traurigen Szenen der Zwietracht erneuerten. So gering der Gewinn auch war, den die Calvinisten aus dem neu errichteten Vergleiche schöpften, so wurde ihnen auch dieses Wenige mißgönnt, und unter dem Vorwand, die Vergleichspunkte zur Vollziehung zu bringen, maßte man sich an, ihnen durch eine willkürliche Auslegung die engsten Grenzen zu setzen. Montmorencys herrschbegieriger Geist war geschäftig, den Frieden zu untergraben, wozu er doch selbst das Werkzeug gewesen war; denn nur der Krieg konnte ihn der Königin unentbehrlich machen. Der unduldsame Glaubenseifer, welcher ihn selbst beseelte, teilte sich mehrern Befehlshabern in den Provinzen mit, und wehe den Protestanten in denjenigen Distrikten, wo sie die Mehrheit nicht auf ihrer Seite hatten! Umsonst reklamierten sie die Rechte, welche der ausdrückliche Buchstabe des Vertrages ihnen zugestand; der Prinz von Condé, ihr Beschützer, von dem Netze der Königin umstrickt und der undankbaren Rolle eines Parteiführers müde, entschädigte sich in der wollüstigen Ruhe des Hoflebens für die langen Entbehrungen, welche der Krieg seiner herrschenden Neigung auferlegt hatte. Er begnügte sich mit schriftlichen Gegenvorstellungen, welche, von keiner Armee unterstützt, natürlicherweise ohne Folgen blieben, während daß ein Edikt auf das andre erschien, die geringen Freiheiten seiner Partei noch mehr zu beschränken.

Mittlerweile führte Katharina den jungen König, der im Jahr 1563 für volljährig erklärt ward, in ganz Frankreich umher, um den Untertanen ihren Monarchen zu zeigen, die Empörungssucht der Faktionen durch die königliche Gegenwart niederzuschlagen und ihrem Sohne

die Liebe der Nation zu erwerben. Der Anblick ſo vieler zerſtörten Klöſter und Kirchen, welche von der fanatiſchen Wut des proteſtantiſchen Pöbels furchtbare Zeugen abgaben, konnte ſchwerlich dazu dienen, dieſem jungen Fürſten einen günſtigen Begriff von der neuen Religion einzuflößen, und es iſt wahrſcheinlich genug, daß ſich bei dieſer Gelegenheit ein glühender Haß gegen die Anhänger Calvins in ſeine Seele prägte.

Indem ſich unter den mißvergnügten Parteien der Zunder zu einem neuen Kriegsfeuer ſammelte, zeigte ſich Katharina am Hofe geſchäftig, zwiſchen den nicht minder erbitterten Anführern ein Gaukelſpiel verſtellter Verſöhnung aufzuführen. Ein ſchwerer Verdacht befleckte ſchon ſeit lange die Ehre des Admirals von Coligny. Franz von Guiſe war durch die Hände des Meuchelmords gefallen, und der Untergang eines ſolchen Feindes war für den Admiral eine zu glückliche Begebenheit, als daß die Erbitterung ſeiner Gegner ſich hätte enthalten können, ihn eines Anteils daran zu beſchuldigen. Die Ausſagen des Mörders, der ſich, um ſeine eigene Schuld zu verringern, hinter den Schirm eines großen Namens flüchtete, gaben dieſem Verdacht einen Schein von Gerechtigkeit. Nicht genug, daß die bekannte Ehrliebe des Admirals dieſe Verleumdung widerlegte — es gibt Zeitumſtände, wo man an keine Tugend glaubt. Der verwilderte Geiſt des Jahrhunderts duldete keine Stärke des Gemüts, die ſich über ihn hinwegſchwingen wollte. Antoinette von Bourbon, die Witwe des Ermordeten, klagte den Admiral laut und öffentlich als den Mörder an, und ſein Sohn Heinrich von Guiſe, in deſſen jugendlicher Bruſt ſchon die künftige Größe pochte, hatte ſchon den furchtbaren Vorſatz der Rache gefaßt. Dieſen gefährlichen Zunder neuer Feindſeligkeiten erſtickte Katharinens geſchäftige Politik; denn ſo ſehr die Zwietracht der Parteien ihren Trieb nach Herrſchaft begünſtigte, ſo ſorgfältig unterdrückte ſie jeden offenbaren Ausbruch derſelben, der ſie in die Notwendigkeit ſetzte, zwiſchen den ſtreitenden Faktionen Partei zu ergreifen und ihrer Un-

abhängigkeit verlustig zu werden. Ihrem unermüdeten Bestreben gelang es, von der Witwe und dem Bruder des Entleibten eine Ehrenerklärung gegen den Admiral zu erhalten, welche diesen von der angeschuldeten Mordtat reinigte und zwischen beiden Häusern eine verstellte Versöhnung bewirkte.

Aber unter dem Schleier dieser erkünstelten Eintracht entwickelten sich die Keime zu einem neuen und wütendern Bürgerkrieg. Jeder noch so geringe, den Reformierten bewilligte Vorteil dünkte den eifrigern Katholiken ein nie zu verzeihender Eingriff in die Hoheit ihrer Religion, eine Entweihung des Heiligtums, ein Raub an der Kirche begangen, die auch das kleinste von ihren Rechten sich nicht vergeben dürfe. Kein noch so feierlicher Vertrag, der diese unverletzbaren Rechte kränkte, konnte nach ihrem Systeme Anspruch auf Gültigkeit haben; und Pflicht war es jedem Rechtgläubigen, dieser fremden fluchwürdigen Religionspartei diese Vorrechte, gleich einem gestohlnen Gut, wieder zu entreißen. Indem man von Rom aus geschäftig war, diese widrigen Gesinnungen zu nähren und noch mehr zu erhitzen, indem die Anführer der Katholischen diesen fanatischen Eifer durch das Ansehen ihres Beispiels bewaffneten, versäumte unglücklicherweise die Gegenpartei nichts, den Haß der Papisten durch immer kühnere Forderungen noch mehr gegen sich zu reizen und ihre Ansprüche in eben dem Verhältnis, als sie jenen unerträglicher fielen, weiter auszudehnen. „Vor kurzem", erklärte sich Karl IX. gegen Coligny, „begnügtet ihr euch damit, von uns *geduldet* zu werden; jetzt wollt ihr *gleiche* Rechte mit uns haben; bald will ich erleben, daß ihr uns aus dem Königreich treibt, um das Feld allein zu behaupten."

Bei dieser widrigen Stimmung der Gemüter konnte ein Friede nicht bestehen, der beide Parteien gleich wenig befriedigt hatte. Katharina selbst, durch die Drohungen der Calviniſten aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt, dachte ernstlich auf einen öffentlichen Bruch, und die Frage war bloß, wie die nötige Kriegsmacht in Bewegung zu setzen

sei, um einen argwöhnischen und wachsamen Feind nicht zu frühzeitig von seiner Gefahr zu belehren. Der Marsch einer spanischen Armee nach den Niederlanden, unter der Anführung des Herzogs von Alba, welche bei ihrem Vorüberzug die französische Grenze berührte, gab den erwünschten Vorwand zu der Kriegsrüstung her, welche man gegen die innern Feinde des Königreichs machte. Es schien der Klugheit gemäß, eine so gefährliche Macht, als der spanische Generalissimus kommandierte, nicht unbeobachtet und unbewacht an den Pforten des Reichs vorüber ziehen zu lassen, und selbst der argwöhnische Geist der protestantischen Anführer begriff die Notwendigkeit, eine Observationsarmee aufzustellen, welche diese gefährlichen Gäste im Zaum halten und die bedrohten Provinzen gegen einen Überfall decken könnte. Um auch ihrerseits von diesem Umstande Vorteil zu ziehen, erboten sie sich voll Arglist, ihre eigne Partei zum Beistand des Königreichs zu bewaffnen; ein Stratagem, wodurch sie, wenn es gelungen wäre, das nämliche gegen den Hof zu erreichen hofften, was dieser gegen sie selbst beabsichtet hatte. In aller Eile ließ nun Katharina Soldaten werben und ein Heer von sechstausend Schweizern bewaffnen, über welche sie, mit Übergehung der Calvinisten, lauter katholische Befehlshaber setzte. Diese Kriegsmacht blieb, so lange sein Zug dauerte, dem Herzog von Alba zur Seite, dem es nie in den Sinn gekommen war, etwas Feindliches gegen Frankreich zu unternehmen. Anstatt aber nun nach Entfernung der Gefahr aus einander zu gehen, richteten die Schweizer ihren Marsch nach dem Herzen des Königreichs, wo man die vornehmsten Anführer der Hugenotten unvorbereitet zu überfallen hoffte. Dieser verräterische Anschlag wurde noch zu rechter Zeit laut, und mit Schrecken erkannten die letztern die Nähe des Abgrunds, in welchen man sie stürzen wollte. Ihr Entschluß mußte schnell sein. Man hielt Rat bei Coligny, in wenig Tagen sah man die ganze Partei in Bewegung. Der Plan war, dem Hofe den Vorsprung abzugewinnen und den König auf seinem Landsitz zu Mon-

ceaux aufzuheben, wo er sich bei geringer Bedeckung in tiefer Sicherheit glaubte. Das Gerücht von diesen Bewegungen verscheuchte ihn zwar nach Meaux, wohin man die Schweizer aufs eilfertigste beorderte. Diese fanden sich zwar noch frühzeitig genug ein; aber die Reiterei des Prinzen von Condé rückte immer näher und näher, immer zahlreicher ward das Heer der Verbundenen und drohte, den König in seinem Zufluchtsort zu belagern. Die Entschlossenheit der Schweizer riß den König aus dieser dringenden Gefahr. Sie erboten sich, ihn mitten durch den Feind nach Paris zu führen, und Katharina bedachte sich nicht, die Person des Königs ihrer Tapferkeit anzuvertrauen. Der Aufbruch geschah gegen Mitternacht; den Monarchen nebst seiner Mutter in ihrer Mitte, den sie in einem gedrängten Viereck umschloß, wandelte diese bewegliche Festung fort und bildete mit vorgestreckten Piken eine stachligte Mauer, welche die feindliche Reiterei nicht durchbrechen konnte. Der herausfordernde Mut, mit dem die Schweizer einherschritten, angefeuert durch das heilige Palladium der Majestät, das ihre Mitte beherbergte, schlug die Herzhaftigkeit des Feindes darnieder, und die Ehrfurcht vor der Person des Königs, welche die Brust der Franzosen so spät verläßt, erlaubte dem Prinzen von Condé nicht, etwas mehr als einige unbedeutende Scharmützel zu wagen. Und so erreichte der König noch an demselben Abende Paris und glaubte, dem Degen der Schweizer nichts Geringeres als Leben und Freiheit zu verdanken.

Der Krieg war nun erklärt, und zwar unter der gewöhnlichen Förmlichkeit, daß man nicht gegen den König, sondern gegen seine und des Staats Feinde die Waffen ergriffen habe. Unter diesen war der Kardinal von Lothringen der verhaßteste, und überzeugt, daß er der protestantischen Sache die schlimmsten Dienste zu leisten pflege, hatte man auf den Untergang dieses Mannes ein vorzügliches Absehen gerichtet. Glücklicherweise entfloh er noch zu rechter Zeit dem Streich, welcher gegen

ihn geführt werden sollte, indem er seinen Hausrat der Wut des Feindes überließ.

Die Kavallerie des Prinzen stand zwar im Felde, aber durch die Zurüstungen des Königs übereilt, hatte sie nicht Zeit gehabt, sich mit dem erwarteten deutschen Fußvolk zu vereinigen und eine ordentliche Armee zu formieren. So mutig der französische Adel war, der die Reiterei des Prinzen größtenteils ausmachte, so wenig taugte er zu Belagerungen, auf welche es doch bei diesem Kriege vorzüglich ankam. Nichtsdestoweniger unternahm dieser kleine Haufe, Paris zu berennen, drang eilfertig gegen diese Hauptstadt vor und machte Anstalten, sie durch Hunger zu überwältigen. Die Verheerung, welche die Feinde in der ganzen Nachbarschaft von Paris anrichteten, erschöpfte die Geduld der Bürger, welche den Ruin ihres Eigentums nicht länger müßig ansehen konnten. Einstimmig drangen sie darauf, gegen den Feind geführt zu werden, der sich mit jedem Tag an ihren Toren verstärkte. Man mußte eilen, etwas Entscheidendes zu tun, ehe es ihm gelang, die deutschen Truppen an sich zu ziehen und durch diesen Zuwachs das Übergewicht zu erlangen. So kam es am 10. November des Jahrs 1567 zu dem Treffen bei St. Denis, in welchem die Calvinisten nach einem hartnäckigen Widerstand zwar den kürzern zogen, aber durch den Tod des Connetable, der in dieser Schlacht seine merkwürdige Laufbahn beschloß, reichlich entschädigt wurden. Die Tapferkeit der Seinigen entriß diesen sterbenden General den Händen des Feindes und verschaffte ihm noch den Trost, in Paris unter den Augen seines Herrn den Geist aufzugeben. Er war es, der seinen Beichtvater mit diesen lakonischen Worten von seinem Sterbebette wegschickte: „Laßt es gut sein, Herr Pater, es wäre Schande, wenn ich in achtzig Jahren nicht gelernt hätte, eine Viertelstunde lang zu sterben."

Die Calvinisten zogen sich nach ihrer Niederlage bei St. Denis eilfertig gegen die lothringischen Grenzen des Königreichs, um die deutschen Hilfsvölker an sich zu ziehen, und die königliche Armee setzte ihnen unter dem

jungen Herzog von Anjou nach. Sie litten Mangel an dem Notwendigſten, indem es den Königlichen an keiner Bequemlichkeit fehlte, und die feindſelige Jahrszeit erſchwerte ihnen ihre Flucht und ihren Unterhalt noch mehr. Nachdem ſie endlich unter einem unausgeſetzten Kampf mit Hunger und rauher Witterung das jenſeitige Ufer der Maas erreicht hatten, zeigte ſich keine Spur eines deutſchen Heeres, und man war nach einem ſo langwierigen beſchwerdenvollen Marſche nicht weiter, als man im Angeſicht von Paris geweſen war. Die Geduld war erſchöpft, der gemeine Mann wie der Adel murrte: kaum vermochte der Ernſt des Admirals und die Jovialität des Prinzen von Condé eine gefährliche Trennung zu verhindern. Der Prinz beſtand darauf, daß kein Heil ſei als in der Vereinigung mit den deutſchen Völkern, und daß man ſie ſchlechterdings bis zum bezeichneten Ort der Zuſammenkunft aufſuchen müſſe. „Aber", fragte man ihn nachher, „wenn ſie nun auch dort nicht wären zu finden geweſen, was würden die Hugenotten alsdann vorgenommen haben?" — „In die Hände gehaucht und die Finger gerieben, vermute ich," erwiderte der Prinz, „denn es war eine ſchneidende Kälte."

Endlich näherte ſich der Pfalzgraf Kaſimir mit der ſehnlich erwarteten deutſchen Reiterei; aber nun befand man ſich in einer neuen und größern Verlegenheit. Die Deutſchen ſtanden in dem Ruf, daß ſie nicht eher zu fechten pflegten, als bis ſie Geld ſähen; und anſtatt der hunderttauſend Taler, worauf ſie ſich Rechnung machten, hatte man ihnen kaum einige tauſend anzubieten. Man ließ Gefahr, im Augenblicke der Vereinigung aufs ſchimpflichſte von ihnen verlaſſen zu werden und alle auf dieſen Sukkurs gegründete Hoffnungen auf einmal ſcheitern zu ſehen. Hier in dieſem kritiſchen Moment nahm der Anführer der Franzoſen ſeine Zuflucht zu der Eitelkeit ſeiner Landsleute und ihrer zarten Empfindlichkeit für die Nationalehre; und ſeine Hoffnung täuſchte ihn nicht. Er geſtand den Offizieren ſein Unvermögen, die Forderungen der Deutſchen zu befriedigen, und ſprach ſie um

Unterstützung an. Diese beriefen die Gemeinen zusammen, entdeckten denselben die Not des Generals und strengten alle ihre Beredsamkeit an, sie zu einer Beisteuer zu ermuntern. Sie wurden dabei aufs nachdrücklichste von den Predigern unterstützt, die mit dreister Stirn zu beweisen suchten, daß es die Sache Gottes sei, die sie durch ihre Mildtätigkeit beförderten. Der Versuch glückte, der geschmeichelte Soldat beraubte sich freiwillig seines Putzes, seiner Ringe und aller seiner Kostbarkeiten; ein allgemeiner Wetteifer stellte sich ein, und es brachte Schande, von seinen Kameraden an Großmut übertroffen zu werden. Man verwandelte alles in Geld und brachte eine Summe von fast hunderttausend Livres zusammen, mit der sich die Deutschen einstweilen abfinden ließen. Gewiß das einzige Beispiel seiner Art in der Geschichte, daß eine Armee die andere besoldete! Aber der Hauptzweck war doch nun erreicht, und beide vereinigten Heere erschienen nunmehr am Anfang des Jahrs 1568 wieder auf französischem Boden.

Ihre Macht war jetzt beträchtlich und wuchs noch mehr durch die Verstärkungen an, welche sie aus allen Enden des Königreichs an sich zogen. Sie belagerten Chartres und ängstigten die Hauptstadt selbst durch ihre angedrohte Erscheinung. Aber Condé zeigte bloß die Stärke seiner Partei, um dem Hof einen desto günstigern Vergleich abzulocken. Mit Widerwillen hatte er sich den Lasten des Kriegs unterzogen und wünschte sehnlich den Frieden, der seinem Hang zum Vergnügen weit mehr Befriedigung versprach. Er ließ sich deswegen auch zu den Unterhandlungen bereitwillig finden, welche Katharina von Medicis, um Zeit zu gewinnen, eingeleitet hatte. Wie viel Ursache auch die Reformierten hatten, ein Mißtrauen in die Anerbietungen dieser Fürstin zu setzen, und wie wenig sie durch die bisherigen Verträge gebessert waren, so begaben sie sich doch zum zweitenmal ihres Vorteils und ließen unter fruchtlosen Negotiationen die kostbare Zeit zu kriegerischen Unternehmungen verstreichen. Das zu rechter Zeit ausgestreute Geld der Königin vermin-

derte mit jedem Tage die Armee; und die Unzufriedenheit der Truppen, welche Katharina geschickt zu nähren wußte, nötigte die Anführer am 10. März 1568 zu einem unreifen Frieden. Der König versprach eine allgemeine Amnestie und bestätigte das Edikt des Jänners 1562, das die Reformierten begünstigte. Zugleich machte er sich anheischig, die deutschen Völker zu befriedigen, die noch beträchtliche Rückstände zu fordern hatten; aber bald entdeckte sich, daß er mehr versprochen hatte, als er halten konnte. Man glaubte, sich dieser fremden Gäste nicht schnell genug entledigen zu können, und doch wollten sie ohne Geld nicht von dannen ziehen. Ja sie drohten, alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, wenn man ihnen den schuldigen Sold nicht entrichtete. Endlich, nachdem man ihnen einen Teil der verlangten Summe auf Abschlag bezahlt und den Überrest noch während ihres Marsches nachzuliefern versprochen hatte, traten sie ihren Rückzug an, und der Hof schöpfte Mut, je mehr sie sich von dem Zentrum des Reichs entfernten. Kaum aber fanden sie, daß die versprochenen Zahlungen unterblieben, so erwachte ihre Wut aufs neue, und alle Landstriche, durch welche sie kamen, mußten die Wortbrüchigkeit des Hofes entgelten. Die Gewalttätigkeiten, die sie sich bei diesem Durchzug erlaubten, zwangen die Königin, sich mit ihnen abzufinden, und mit schwerer Beute beladen räumten sie endlich das Reich. Auch die Anführer der Reformierten zerstreuten sich nach abgeschloßnem Frieden, jeder in seine Provinz auf seine Schlösser, und gerade diese Trennung, welche man als gefährlich und unklug beurteilte, rettete sie vom Verderben. Bei allen noch so schlimmen Anschlägen, die man gegen sie gefaßt hatte, durfte man sich an keinem einzigen unter ihnen vergreifen, wenn man nicht alle zugleich zu Grund richten konnte. Um aber alle zugleich aufzuheben, hätte man, wie Labonreur sagt, das Netz über ganz Frankreich ausbreiten müssen.

Die Waffen ruhten jetzt auf eine Zeitlang, aber nicht so die Leidenschaften; es war bloß die bedenkliche

Stille vor dem heranziehenden Sturme. Die Königin, von dem Joch eines mürrischen Montmorency und eines gebieterischen Herzogs von Guise befreit, regierte mit dem überlegenen Ansehen der Mutter und Staatsverständigen beinahe unumschränkt unter ihrem zwar mündigen, aber der Führung noch so bedürftigen Sohn, und sie selbst wurde von den verderblichen Ratschlägen des Kardinals von Lothringen geleitet. Der überwiegende Einfluß dieses unduldsamen Priesters unterdrückte bei ihr allen Geist der Mäßigung, nach dem sie bisher gehandelt hatte. Zugleich mit den Umständen hatte sich auch ihre ganze Staatskunst verändert. Voll Schonung gegen die Reformierten, so lange sie noch ihrer Hilfe bedurfte, um dem Ehrgeize eines Guise und Montmorency ein Gegengewicht zu geben, überließ sie sich nunmehr ganz ihrem natürlichen Abscheu gegen diese aufstrebende Sekte, sobald ihre Herrschaft befestigt war. Sie gab sich keine Mühe, diese Gesinnungen zu verbergen, und die Instruktionen, die sie den Gouverneurs der Provinzen erteilte, atmeten diesen Geist. Sie selbst verfolgte jetzt diejenige Partei unter den Katholischen, die für Duldung und Frieden gestimmt, und deren Grundsätze sie in den vorhergehenden Jahren selbst zu den ihrigen gemacht hatte. Der Kanzler wurde von dem Anteil an der Regierung entfernt und endlich gar auf seine Güter verwiesen. Man bezeichnete seine Anhänger mit dem zweideutigen Namen der Politiker, der auf ihre Gleichgültigkeit gegen das Interesse der Kirche anspielte und den Vorwurf enthielt, als ob sie die Sache Gottes bloß weltlichen Rücksichten aufopferten. Dem Fanatismus der Geistlichkeit wurde vollkommene Freiheit gegeben, von Kanzeln, Beichtstühlen und Altären auf die Sektierer loszustürmen; und jedem tollkühnen Schwärmer aus der katholischen Klerisei war erlaubt, in öffentlichen Reden den Frieden anzugreifen und die verabscheuungswürdige Maxime zu predigen, daß man Ketzern keine Treue noch Glauben schuldig sei. Es konnte nicht fehlen, daß bei solchen Aufforderungen der blut-

dürftige Geist des Fanatismus bei dem so leicht entzündbaren Volk der Franzosen nur allzu schnell Feuer fing und in die wildesten Bewegungen ausbrach. Mißtrauen und Argwohn zerrissen die heiligsten Bande; der Meuchelmord schliff seinen Dolch im Innern der Häuser, und auf dem Lande wie in den Städten, in den Provinzen wie in Paris, wurde die Fackel der Empörung geschwungen.

Die Calvinisten ließen es ihrerseits nicht an den bittersten Repressalien fehlen; doch, an Anzahl zu schwach, hatten sie dem Dolch der Katholischen bloß ihre Federn entgegen zu setzen. Vor allem sahen sie sich nach festen Zufluchtsörtern um, wenn der Kriegssturm aufs neue ausbrechen sollte. Zu diesem Zweck war ihnen die Stadt Rochelle am westlichen Ozean sehr gelegen; eine mächtige Seestadt, welche sich seit ihrer freiwilligen Unterwerfung unter französische Herrschaft der wichtigsten Privilegien erfreute und, beseelt mit republikanischem Geiste, durch einen ausgebreiteten Handel bereichert, durch eine gute Flotte verteidigt, durch das Meer mit England und Holland verbunden, ganz vorzüglich dazu gemacht war, der Sitz eines Freistaats zu sein und der verfolgten Partei der Hugenotten zum Mittelpunkt zu dienen. Hieher verpflanzten sie die Hauptstärke ihrer Macht, und es gelang ihnen viele Jahre lang, hinter den Wällen dieser Festung der ganzen Macht Frankreichs zu trotzen.

Nicht lange stand es an, so mußte der Prinz von Condé selbst seine Zuflucht in Rochelles Mauern suchen. Katharina, um demselben alle Mittel zum Krieg zu rauben, forderte von ihm die Wiedererstattung der beträchtlichen Geldsummen, die sie in seinem Namen den deutschen Hilfsvölkern vorgestreckt hatte, und für die er mit den übrigen Anführern Bürge geworden war. Der Prinz konnte nicht Wort halten, ohne zum Bettler zu werden, und Katharina, die ihn aufs Äußerste bringen wollte, bestand auf der Zahlung. Das Unvermögen des Prinzen, diese Schuld zu entrichten, berechtigte sie zu

einem Bruch der Traktaten, und der Marschall von Tavannes erhielt Befehl, den Prinzen auf seinem Schloß Noyers in Burgund aufzuheben. Schon war die ganze Provinz von den Soldaten der Königin erfüllt, alle Zugänge zu dem Landsitz des Prinzen versperrt, alle Wege zur Flucht abgeschnitten, als Tavannes selbst, der zu dem Untergang des Prinzen nicht gern die Hand bieten wollte, Mittel fand, ihn von der nahen Gefahr zu belehren und seine Flucht zu befördern. Condé entwischte durch die offen gelassenen Pässe glücklich mit dem Admiral Coligny und seiner ganzen Familie und erreichte Rochelle am 18. September 1568. Auch die verwitwete Königin von Navarra, Mutter Heinrichs IV., welche Montluc hatte aufheben sollen, rettete sich mit ihrem Sohn, ihren Truppen und ihren Schätzen in diese Stadt, welche sich in kurzer Zeit mit einer kriegerischen und zahlreichen Mannschaft anfüllte. Der Kardinal von Chatillon entfloh in Matrosenkleidern nach England, wo er seiner Partei durch Unterhandlungen nützlich wurde, und die übrigen Häupter derselben säumten nicht, ihre Anhänger zu bewaffnen und die Deutschen aufs eilfertigste zurück zu berufen. Beide Teile greifen zum Gewehre, und der Krieg kehrt in seiner ganzen Furchtbarkeit zurück. Das Edikt des Jänners wird förmlich widerrufen, die Verfolgungen mit größerer Wut gegen die Reformierten erneuert, jede Ausübung der neuen Religion bei Todesstrafe untersagt. Alle Schonung, alle Mäßigung hört auf, und Katharina, ihrer wahren Stärke vergessen, wagt an die ungewissen Entscheidungen der blinden Gewalt die gewissen Vorteile, welche ihr die Intrige verschaffte.

Ein kriegerischer Eifer beseelt die ganze reformierte Partei, und die Wortbrüchigkeit des Hofs, die unerwartete Aufhebung aller ihnen günstigen Verordnungen ruft mehr Soldaten ins Feld, als alle Ermahnungen ihrer Anführer und alle Predigten ihrer Geistlichkeit nicht vermocht haben würden. Alles wird Bewegung und Leben, sobald die Trommel ertönt. Fahnen wehen auf allen Straßen; aus allen Enden des Königreichs sieht

man bewaffnete Scharen gegen den Mittelpunkt zuſammen ſtrömen. Mit der Menge der erlittnen und erwieſenen Kränkungen iſt die Wut der Streiter geſtiegen; ſo viele zerriſſene Verträge, ſo viele getäuſchte Erwartungen hatten die Gemüter unverſöhnlich gemacht, und längſt ſchon war der Charakter der Nation in der langen Anarchie des bürgerlichen Krieges verwildert. Daher keine Mäßigung, keine Menſchlichkeit, keine Achtung gegen das Völkerrecht, wenn man einen Vorteil über den Feind erlangte; noch Stand noch Alter wird geſchont und der Marſch der Truppen überall durch verwüſtete Felder und eingeäſcherte Dörfer bezeichnet. Schrecklich empfindet die katholiſche Geiſtlichkeit die Rache des Hugenottenpöbels, und nur das Blut dieſer unglücklichen Schlachtopfer kann die finſtre Grauſamkeit dieſer rohen Scharen erſättigen. An Klöſtern und Kirchen rächen ſie die Unterdrückungen, welche ſie von der herrſchenden Kirche erlitten hatten. Das Ehrwürdige iſt ihrer blinden Wut nicht ehrwürdig, das Heilige nicht heilig; mit barbariſcher Schadenfreude entkleiden ſie die Altäre ihres Schmuckes, zerbrechen und entweihen ſie die heiligen Gefäße, zerſchmettern ſie die Bildſäulen der Apoſtel und Heiligen und ſtürzen die herrlichſten Tempel in Trümmer. Ihre Mordgier öffnet ſich die Zellen der Mönche und Nonnen, und ihre Schwerter werden mit dem Blut dieſer Unſchuldigen befleckt. Mit erfinderiſcher Wut ſchärften ſie durch den bitterſten Hohn noch die Qualen des Todes, und oft konnte der Tod ſelbſt ihre tieriſche Luſt nicht ſtillen. Sie verſtümmelten ſelbſt noch die Leichname, und einer unter ihnen hatte den raſenden Geſchmack, ſich aus den Ohren der Mönche, die er niedergemacht hatte, ein Halsband zu verfertigen und es öffentlich als ein Ehrenzeichen zu tragen. Ein andrer ließ eine Hydra auf ſeine Fahnen malen, deren Köpfe mit Kardinalshüten, Biſchofsmützen und Mönchskapuzen auf das ſeltſamſte ausſtaffiert waren. Er ſelbſt war darneben als ein Herkules abgebildet, der alle dieſe Köpfe mit ſtarken Fäuſten herunterſchlug. Kein Wunder, wenn ſo handgreifliche Symbole die Leiden-

schaften eines fanatischen rohen Haufens noch heftiger entflammten und dem Geist der Grausamkeit eine immerwährende Nahrung gaben. Die Ausschweifungen der Hugenotten wurden von den Papisten durch schreckliche Repressalien erwidert, und wehe dem Unglücklichen, der lebendig in ihre Hände fiel. Sein Urteil war einmal für immer gesprochen, und eine freiwillige Unterwerfung konnte sein Verderben höchstens nur wenige Stunden verzögern.

Mitten im Winter brachen beide Armeen, die königliche unter dem jungen Herzog von Anjou, dem der kriegserfahrene Tavannes an die Seite gegeben war, und die protestantische unter Condé und Coligny auf und stießen bei Loudun so nahe an einander, daß weder Fluß noch Graben ihre Schlachtordnungen trennte. Vier Tage blieben sie in dieser Stellung einander gegenüber stehen, ohne etwas Entscheidendes zu wagen, weil die Kälte zu streng war. Der zunehmende Frost zwang endlich die Königlichen zuerst zum Aufbruch; die Hugenotten folgten ihrem Beispiel, und der ganze Feldzug endigte sich ohne Entscheidung.

Unterdessen versäumten die letztern nicht, in der Ruhe der Winterquartiere neue Kräfte zu dem folgenden Feldzug zu sammeln. Sie hatten die eroberten Provinzen glücklich behauptet, und viele andere Städte des Königreichs erwarteten bloß einen günstigen Augenblick um sich laut für sie zu erklären. Ansehnliche Summen wurden aus dem Verkauf der Kirchengüter und den Konfiskationen gezogen und von den Provinzen beträchtliche Steuern erhoben. Mit Hilfe derselben sahe sich der Prinz von Condé in den Stand gesetzt, seine Armee zu verstärken und in eine blühende Verfassung zu setzen. Fähige Generale kommandierten unter ihm, und ein tapfrer Adel hatte sich unter seinen Fahnen versammelt. Zugleich waren seine Agenten in England sowohl als in Deutschland geschäftig, seine dortigen Bundsgenossen zu bewaffnen und seine Gegner neutral zu erhalten. Es gelang ihm, Truppen, Geld und Geschütz aus England

zu ziehen, und aus Deutſchland führten ihm der Markgraf von Baden und der Herzog von Zweibrücken beträchtliche Hilfsvölker zu, ſo daß er ſich mit dem Antritt des Jahrs 1569 an der Spitze einer furchtbaren Macht erblickte, die einen merkwürdigen Feldzug verſprach.

Er hatte ſich eben aus den Winterquartieren hervorgemacht, um den deutſchen Truppen den Eintritt in das Königreich zu öffnen, als ihn die königliche Armee am 13. März dieſes Jahrs ohnweit Jarnac an der Grenze von Limouſin unter ſehr nachteiligen Umſtänden zum Treffen nötigte. Abgeſchnitten von dem Überreſt ſeiner Armee, wurde er von der ganzen königlichen Macht angegriffen und ſein kleiner Haufe, des tapferſten Widerſtands ungeachtet, von der überlegenen Zahl überwältigt. Er ſelbſt, ob ihm gleich der Schlag eines Pferdes einige Augenblicke vor der Schlacht das Bein zerſchmetterte, kämpfte mit der heldenmütigſten Tapferkeit, und von ſeinem Pferde herabgeriſſen, ſetzte er noch eine Zeitlang auf der Erde knieend das Gefecht fort, bis ihn endlich der Verluſt ſeiner Kräfte zwang, ſich zu ergeben. Aber in dieſem Augenblick nähert ſich ihm Montesquiou, ein Kapitän von der Garde des Herzogs von Anjou, von hinten und tötet ihn meuchelmörderiſch mit einer Piſtole.

Und ſo hatte auch Condé mit allen damaligen Häuptern der Parteien das Schickſal gemein, daß ein gewaltſamer Tod ihn dahinraffte. Franz von Guiſe war durch Meuchelmörders Hände vor Orleans gefallen, Anton von Navarra bei der Belagerung von Rouen, der Marſchall von Saint André in der Schlacht bei Dreux und der Connetable bei St. Denis geblieben. Den Admiral erwartete ein ſchrecklicheres Los in der Bartholomäusnacht, und Heinrich von Guiſe ſank wie ſein Vater unter dem Dolch der Verräterei.

Der Tod ihres Anführers war ein empfindlicher Schlag für die proteſtantiſche Partei, aber bald zeigte ſich's, daß die katholiſche zu früh triumphiert hatte. Condé hatte ſeiner Partei große Dienſte geleiſtet, aber ſein Verluſt war nicht unerſetzlich. Noch lebte das helden-

reiche Geschlecht der Chatillons, und der standhafte, unternehmende, an Hilfsquellen unerschöpfliche Geist des Admirals von Coligny riß sie bald wieder aus ihrer Erniedrigung empor. Es war mehr ein Name als ein Oberhaupt, was die Hugenotten durch den Tod des Prinzen Ludwig von Condé verloren; aber auch schon ein Name war ihnen wichtig und unentbehrlich, um den Mut der Partei zu beleben und sich ein Ansehen in dem Königreich zu erwerben. Der nach Unabhängigkeit strebende Geist des Adels ertrug mit Widerwillen das Joch eines Führers, der nur seinesgleichen war, und schwer, ja unmöglich ward es einem Privatmann, diese stolze Soldateske im Zaum zu erhalten. Dazu gehörte ein Fürst, den seine Geburt schon über jede Konkurrenz hinwegrückte und der eine erbliche und unbestrittene Gewalt über die Gemüter ausübte. Und auch dieser fand sich nun in der Person des jungen Heinrichs von Bourbon, des Helden dieses Werks, den wir jetzt zum erstenmal auf die politische Schaubühne führen.

Heinrich der Vierte, der Sohn Antons von Navarra und Johannens von Albret, war im Jahr 1553 zu Pau in der Provinz Béarn geboren. Schon von den frühesten Jahren einer harten Lebensart unterworfen, stählte sich sein Körper zu seinen künftigen Kriegestaten. Eine einfache Erziehung und ein zweckmäßiger Unterricht entwickelten schnell die Keime seines lebhaften Geistes. Sein junges Herz sog schon mit der Muttermilch den Haß gegen das Papsttum und gegen den spanischen Despotismus ein; der Zwang der Umstände machte ihn schon in den Jahren der Unschuld zum Anführer von Rebellen. Ein früher Gebrauch der Waffen bildete ihn zum künftigen Held, und frühes Unglück zum vortrefflichen König. Das Haus Valois, welches Jahrhunderte lang über Frankreich geherrscht hatte, neigte sich unter den schwächlichen Söhnen Heinrichs II. zum Untergang, und wenn diese drei Brüder dem Reich keinen Erben gaben, so rief die Verwandtschaft mit dem regierenden Hause, ob sie gleich nur im einundzwanzigsten Grade statt hatte, das Haus von Navarra

auf den Thron. Die Aussicht auf den glänzendsten Thron Europens umschimmerte schon Heinrichs IV. Wiege, aber sie war es auch, die ihn schon in der frühesten Jugend den Nachstellungen mächtiger Feinde bloßstellte. Philipp II., König von Spanien, der unversöhnlichste aller Feinde des protestantischen Glaubens, konnte nicht mit Gelassenheit zusehen, daß die verhaßte Sekte der Neuerer von dem herrlichsten aller christlichen Throne Besitz nahm und durch denselben ein entscheidendes Übergewicht der Macht in Europa erlangte. Und er war um so weniger geneigt, die französische Krone dem ketzerischen Geschlecht von Navarra zu gönnen, da ihm selbst nach dieser kostbaren Erwerbung gelüstete. Der junge Heinrich stand seinen ehrgeizigen Hoffnungen im Wege, und seine Beichtväter überzeugten ihn, daß es verdienstlich sei, einen Ketzer zu berauben, um ein so großes Königreich im Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl zu erhalten. Ein schwarzes Komplott ward nun mit Zuziehung des berüchtigten Herzogs von Alba und des Kardinals von Lothringen geschmiedet, den jungen Heinrich mit seiner Mutter aus ihren Staaten zu entführen und in spanische Hände zu liefern. Ein schreckliches Schicksal erwartete diese Unglücklichen in den Händen dieses blutgierigen Feindes, und schon jauchzte die spanische Inquisition diesem wichtigen Schlachtopfer entgegen. Aber Johanna ward noch zu rechter Zeit und zwar, wie man behauptet, durch Philipps eigne Gemahlin Elisabeth gewarnt, und der Anschlag noch in der Entstehung vereitelt. Eine so schwere Gefahr umschwebte das Haupt des Knaben und weihte ihn schon frühe zu den harten Kämpfen und Leiden ein, die er in der Folge bestehen sollte.

Jetzt, als die Nachricht von dem Tode des Prinzen von Condé die Anführer der Protestanten in Bestürzung und Verlegenheit setzte, die ganze Partei sich ohne Oberhaupt, die Armee ohne Führer sah, erschien die heldenmütige Johanna mit dem sechzehnjährigen Heinrich und dem ältesten Sohn des ermordeten Condé, der um einige Jahre jünger war, zu Cognac in Angoumois, wo die

Armee und die Anführer versammelt waren. Beide Knaben an den Händen führend, trat sie vor die Truppen und machte schnell ihrer Unentschlossenheit ein Ende. „Die gute Sache", hub sie an, „hat an dem Prinzen von Condé einen trefflichen Beschützer verloren, aber sie ist nicht mit ihm untergegangen. Gott wacht über seine Verehrer. Er gab dem Prinzen von Condé tapfre Streitgefährten an die Seite, da er noch lebend unter uns wandelte; er gibt ihm heldenmütige Offiziere zu Nachfolgern, die seinen Verlust uns vergessen machen werden. Hier ist der junge Béarner, mein Sohn. Ich biete ihn euch an, zum Fürsten. Hier ist der Sohn des Mannes, dessen Verlust ihr betrauert. Euch übergeb' ich beide. Möchten sie ihrer Ahnherrn wert sein durch ihre künftigen Taten! Möchte der Anblick dieser heiligen Pfänder euch Einigkeit lehren und begeistern zum Kampf für die Religion."

Ein lautes Geschrei des Beifalls antwortete der königlichen Rednerin, worauf der junge Heinrich mit edlem Anstand das Wort nahm. „Freunde," rief er aus, „ich gelobe euch an, für die Religion und die gemeine Sache zu streiten, bis uns Sieg oder Tod die Freiheit verschafft haben, um die es uns allen zu tun ist." Sogleich wurde er zum Oberhaupt der Partei und zum Führer der Armee ausgerufen und empfing als solcher die Huldigung. Die Eifersucht der übrigen Anführer verstummte, und bereitwillig unterwarf man sich jetzt der Führung des Admirals von Coligny, der dem jungen Helden seine Erfahrung lieh und unter dem Namen seines Pupillen das Ganze beherrschte.

Die deutschen Protestanten, immer die vornehmste Stütze und die letzte Zuflucht ihrer Glaubensbrüder in Frankreich, waren es auch jetzt, die nach dem unglücklichen Tage bei Jarnac das Gleichgewicht der Waffen zwischen den Hugenotten und Katholischen wieder herstellen halfen. Der Herzog Wolfgang von Zweibrücken brach mit einem dreizehntausend Mann starken Heere in das Königreich ein, durchzog mitten unter Feinden, nicht

ohne große Hindernisse, fast den ganzen Strich zwischen dem Rhein und dem Weltmeer und hatte die Armee der Reformierten beinahe erreicht, als der Tod ihn dahinraffte. Wenige Tage nachher vereinigte sich der Graf von Mansfeld, sein Nachfolger im Kommando (im Junius 1569), in der Provinz Guienne mit dem Admiral von Coligny, der sich nach einer so beträchtlichen Verstärkung wieder im stande sah, den Königlichen die Spitze zu bieten. Aber mißtrauisch gegen das Glück, dessen Unbeständigkeit er so oft erfahren hatte, und seines Unvermögens sich bewußt, bei so geringen Hilfsmitteln einen erschöpfenden Krieg auszuhalten, versuchte er noch vorher, auf einem friedlichen Weg zu erhalten, was er allzu mißlich fand mit den Waffen in der Hand zu erzwingen. Der Admiral liebte aufrichtig den Frieden, ganz gegen die Sinnesart der Anführer von Parteien, die die Ruhe als das Grab ihrer Macht betrachten und in der allgemeinen Verwirrung ihre Vorteile finden. Mit Widerwillen übte er die Bedrückungen aus, die sein Posten, die Not und die Pflicht der Selbstverteidigung erheischten, und gern hätte er sich überhoben gesehen, mit dem Degen in der Faust eine Sache zu verfechten, die ihm gerecht genug schien, um durch Vernunftgründe verteidigt zu werden. Er machte jetzt dem Hofe die dringendsten Vorstellungen, sich des allgemeinen Elendes zu erbarmen und den Reformierten, die nichts als die Bestätigung der ehmaligen, ihnen günstigen Edikte verlangten, ein so billiges Gesuch zu gewähren. Diesen Vorschlägen glaubte er um so eher eine günstige Aufnahme versprechen zu können, da sie nicht Werk der Verlegenheit waren, sondern durch eine ansehnliche Macht unterstützt wurden. Aber das Selbstvertrauen der Katholiken war mit ihrem Glücke gestiegen. Man forderte eine unbedingte Unterwerfung, und so blieb es denn bei der Entscheidung des Schwerts.

Um die Stadt Rochelle und die Besitzungen der Protestanten längs der dortigen Seeküste vor einem Angriffe sicher zu stellen, rückte der Admiral mit seiner

ganzen Macht vor Poitiers, welche Stadt er ihres großes Umfanges wegen keines langen Widerstandes fähig glaubte. Aber auf die erste Nachricht der sie bedrohenden Gefahr hatten sich die Herzoge von Guise und von Mayenne, würdige Söhne des verstorbenen Franz von Guise, nebst einem zahlreichen Adel in diese Stadt geworfen, entschlossen, sie bis aufs Äußerste zu verteidigen. Fanatismus und Erbitterung machten diese Belagerung zu einer der blutigsten Handlungen im ganzen Laufe des Krieges, und die Hartnäckigkeit des Angriffs konnte gegen den beharrlichen Widerstand der Besatzung nichts ausrichten.

Trotz der Überschwemmungen, die die Außenwerke unter Wasser setzten, trotz des feindlichen Feuers und des siedenden Öls, das von den Wällen herab auf sie regnete, trotz des unüberwindlichen Widerstandes, den der schroffe Abhang der Werke und die heroische Tapferkeit der Besatzung ihnen entgegensetzte, wiederholten die Belagerer ihre Stürme, ohne jedoch mit allen diesen Anstrengungen einen einzigen Vorteil erkaufen oder die Standhaftigkeit der Belagerten ermüden zu können. Vielmehr zeigten diese durch wiederholte Ausfälle, wie wenig ihr Mut zu erschöpfen sei. Ein reicher Vorrat von Kriegs- und Mundbedürfnissen, den man Zeit gehabt hatte in der Stadt aufzuhäufen, setzte sie in stand, auch der langwierigsten Belagerung zu trotzen, da im Gegenteil Mangel, üble Witterung und Seuchen im Lager der Reformierten bald große Verwüstungen anrichteten. Die Ruhr raffte einen großen Teil der deutschen Kriegsvölker dahin und warf endlich selbst den Admiral von Coligny darnieder, nachdem die meisten unter ihm stehenden Befehlshaber zum Dienst unbrauchbar gemacht waren. Da bald darauf auch der Herzog von Anjou im Feld erschien und Châtellerault, einen festen Ort in der Nachbarschaft, wohin man die Kranken geflüchtet hatte, mit einer Belagerung bedrohte, so ergriff der Admiral diesen Vorwand, seiner unglücklichen Unternehmung noch mit einigem Schein von Ehre zu entsagen. Es gelang ihm auch, den Versuch des Herzogs auf Châtellerault zu vereiteln, aber die

immer mehr anwachsende Macht des Feindes nötigte ihn bald, auf seinen Rückzug zu denken.

Alles vereinigte sich, die Standhaftigkeit dieses großen Mannes zu erschüttern. Er hatte wenige Wochen nach dem Unglück bei Jarnac seinen Bruder d'Andelot durch den Tod verloren, den treusten Teilnehmer seiner Unternehmungen und seinen rechten Arm im Felde. Jetzt erfuhr er, daß das Pariser Parlament — dieser Gerichtshof, der zuweilen ein wohltätiger Damm gegen die Unterdrückung, oft aber auch ein verächtliches Werkzeug derselben war — ihm als einem Aufrührer und Beleidiger der Majestät das Todesurteil gesprochen und einen Preis von funfzigtausend Goldstücken auf seinen Kopf gesetzt habe. Abschriften dieses Urteils wurden nicht nur in ganz Frankreich, sondern auch durch Übersetzungen in ganz Europa zerstreut, um durch den Schimmer der versprochenen Belohnung Mörder aus andern Ländern anzulocken, wenn sich etwa in dem Königreich selbst zu Vollziehung dieses Bubenstücks keine entschlossene Faust finden sollte. Aber sie fand sich, selbst im Gefolge des Admirals, und sein eigner Kammerdiener war es, der einen Anschlag gegen sein Leben schmiedete. Diese nahe Gefahr wurde zwar durch eine zeitige Entdeckung noch von ihm abgewandt, aber der unsichtbare Dolch der Verräterei verscheuchte von jetzt an seine Ruhe auf immer.

Diese Widerwärtigkeiten, die ihn selbst betrafen, wurden durch die Last seines Heerführeramtes und durch die öffentlichen Unfälle seiner Partei noch drückender gemacht. Durch Desertion, Krankheiten und das Schwert des Feindes war seine Armee sehr geschmolzen, während daß die königliche immer mehr anwuchs und immer hitziger ihn verfolgte. Die Überlegenheit der Feinde war viel zu groß, als daß er es auf den bedenklichen Ausschlag eines Treffens durfte ankommen lassen, und doch verlangten dieses die Soldaten, besonders die Deutschen, mit Ungestüm. Sie ließen ihm die Wahl, entweder zu schlagen oder ihnen den rückständigen Sold zu bezahlen;

und da ihm das letztere unmöglich war, ſo mußte er ihnen notgedrungen in dem erſtern willfahren.

Die Armee des Herzogs von Anjou überraſchte ihn (am 3. Oktober des Jahrs 1569) bei Moncontour in einer ſehr ungünſtigen Stellung und beſiegte ihn in einer entſcheidenden Schlacht. Alle Entſchloſſenheit des proteſtantiſchen Adels, alle Tapferkeit der Deutſchen, alle Geiſtesgegenwart des Generals konnte die völlige Niederlage ſeines Heeres nicht verhindern. Beinahe die ganze deutſche Infanterie ward niedergehauen, der Admiral ſelbſt verwundet, der Reſt der Armee zerſtreut, der größte Teil des Gepäckes verloren. Keinen unglücklichern Tag hatten die Hugenotten während dieſes ganzen Krieges erlebt. Die Prinzen von Bourbon rettete man noch während der Schlacht nach St.-Jean-d'Angély, wo ſich auch der geſchlagene Coligny mit dem kleinen Überreſt der Truppen einfand. Von einem fünfundzwanzigtauſend Mann ſtarken Heere konnte er kaum ſechstauſend Mann wieder ſammeln; dennoch hatte der Feind wenig Gefangene gemacht. Die Wut des Bürgerkrieges machte alle Gefühle der Menſchlichkeit ſchweigen, und die Rachbegier der Katholiſchen konnte nur durch das Blut ihrer Gegner geſättigt werden. Mit kalter Grauſamkeit ſtieß man den, der die Waffen ſtreckte und um Quartier bat, nieder; die Erinnerung an eine ähnliche Barbarei, welche die Hugenotten gegen die Papiſten bewieſen hatten, machte die letztern unverſöhnlich.

Die Mutloſigkeit war jetzt allgemein, und man hielt alles für verloren. Viele ſprachen ſchon von einer gänzlichen Flucht aus dem Königreich und wollten ſich in Holland, in England, in den nordiſchen Reichen ein neues Vaterland ſuchen. Ein großer Teil des Adels verließ den Admiral, dem es an Geld, an Mannſchaft, an Anſehen, an allem, nur nicht an Heldenmut fehlte. Sein ſchönes Schloß und die anliegende Stadt Chatillon waren ungefähr um eben dieſe Zeit von den Königlichen überfallen, und mit allem, was darin niedergelegt war, ein Raub des Feuers geworden. Dennoch war er der

einzige von allen, der in dieſer drangvollen Lage die Hoffnung nicht ſinken ließ. Seinem durchdringenden Blicke entgingen die Rettungsmittel nicht, die der reformierten Partei noch immer geöffnet waren, und er wußte ſie mit großem Erfolg bei ſeinen Anhängern geltend zu machen. Ein hugenottiſcher Anführer, Montgomery, hatte in der Provinz Béarn glücklich gefochten und war bereit, ihm ſein ſiegreiches Heer zuzuführen. Deutſchland war noch immer ein reiches Magazin von Soldaten, und auch von England durfte man Beiſtand erwarten. Dazu kam, daß die Königlichen, anſtatt ihren Sieg mit raſcher Tätigkeit zu benutzen und den geſchlagenen Feind bis zu ſeinen letzten Schlupfwinkeln zu verfolgen, mit unnützen Belagerungen eine koſtbare Zeit verloren und dem Admiral die gewünſchte Friſt zur Erholung vergönnten.

Das ſchlechte Einverſtändnis unter den Katholiken ſelbſt trug nicht wenig zu ſeiner Rettung bei. Nicht alle Provinzſtatthalter taten ihre Schuldigkeit; vorzüglich wurde Damville, Gouverneur von Languedoc, ein Sohn des berühmten Connetable von Montmorency, beſchuldigt, die Flucht des Admirals durch ſein Gouvernement begünſtigt zu haben. Dieſer ſtolze Vaſall der Krone, ſonſt ein erbitterter Feind der Hugenotten, glaubte ſich von dem Hofe vernachläſſigt, und ſein Ehrgeiz war empfindlich gereizt, daß andre in dieſem Krieg ſich Lorbeern ſammelten und andre den Kommandoſtab führten, den er doch als ein Erbſtück ſeines Hauſes betrachtete. Selbſt in der Bruſt des jungen Königs und der ihn zunächſt umgebenden Großen hatten die glänzenden Succeſſe des Herzogs von Anjou, die doch gar nicht auf Rechnung des Prinzen geſetzt werden konnten, Neid und Eiferſucht angefacht. Der ruhmbegierige Monarch erinnerte ſich mit Verdruß, daß er ſelbſt noch nichts für ſeinen Ruhm getan habe; die Vorliebe der Königin Mutter für den Herzog von Anjou und das Lob dieſes begünſtigten Lieblings auf den Lippen der Hofleute beleidigte ſeinen Stolz. Da er den Herzog von Anjou mit guter Art von der Armee nicht entfernen konnte, ſo ſtellte er ſich

selbst an die Spitze derselben, um sich gemeinschaftlich mit demselben den Ruhm der Siege zuzueignen, an welchen beide gleich wenig Ansprüche hatten. Die schlechte Maßregeln, welche dieser Geist der Eifersucht und Intrige die katholischen Anführer ergreifen ließ, vereitelten alle Früchte der erfochtenen Siege. Vergebens bestand der Marschall von Tavannes, dessen Kriegserfahrung man das bisherige Glück allein zu verdanken hatte, auf Verfolgung des Feindes. Sein Rat war, dem flüchtigen Admiral mit dem größern Teil der Armee so lange nachzusetzen, bis man ihn entweder aus Frankreich herausgejagt oder genötigt hätte, irgend in einen festen Ort sich zu werfen, der alsdann unvermeidlich das Grab der ganzen Partei werden müßte. Da diese Vorstellungen keinen Eingang fanden, so legte Tavannes sein Kommando nieder und zog sich in sein Gouvernement Burgund zurück.

Jetzt säumte man nicht, die Städte anzugreifen, die den Hugenotten ergeben waren. Der erste Anfang war glücklich, und schon schmeichelte man sich, alle Vormauern von Rochelle mit gleich wenig Mühe zu zertrümmern und alsdann diesen Mittelpunkt der ganzen bourbonischen Macht desto leichter zu überwältigen. Aber der tapfre Widerstand, den St.-Jean-d'Angély leistete, stimmte diese stolzen Erwartungen sehr herunter. Zwei Monate lang hielt sich diese Stadt, von ihrem unerschrockenen Kommandanten de Piles verteidigt; und als endlich die höchste Not sie zwang, sich zu ergeben, war der Winter herbeigerückt und der Feldzug geendigt. Der Besitz einiger Städte war also die ganze Frucht eines Sieges, dessen weise Benutzung den Bürgerkrieg vielleicht auf immer hätte endigen können.

Unterdessen hatte Coligny nichts versäumt, die schlechte Politik des Feindes zu seinem Vorteil zu kehren. Sein Fußvolk war im Treffen bei Moncontour beinahe gänzlich aufgerieben worden, und dreitausend Pferde machten seine ganze Kriegsmacht aus, die es kaum mit dem nachsetzenden Landvolk aufnehmen konnte.

Aber dieser kleine Haufe verstärkte sich in Languedoc und Dauphiné mit neugeworbenen Völkern und mit dem siegreichen Heer des Montgomery, das er an sich zog. Die vielen Anhänger, welche die Reformation in diesem Teil Frankreichs zählte, begünstigten sowohl die Rekrutierung als den Unterhalt der Truppen, und die Leutseligkeit der bourbonischen Prinzen, die alle Beschwerden dieses Feldzuges teilten und frühzeitige Proben des Heldenmuts ablegten, lockte manchen Freiwilligen unter ihre Fahnen. Wie sparsam auch die Geldbeiträge einflossen, so wurde dieser Mangel einigermaßen durch die Stadt Rochelle ersetzt. Aus dem Hafen derselben liefen zahlreiche Kaperschiffe aus, die viele glückliche Prisen machten und dem Admiral den Zehenten von jeder Beute entrichten mußten. Mit Hilfe aller dieser Vorkehrungen erholten sich die Hugenotten während des Winters so vollkommen von ihrer Niederlage, daß sie im Frühjahr des 1570sten Jahrs gleich einem reißenden Strom aus Languedoc hervorbrachen und furchtbarer als jemals im Felde erscheinen konnten.

Sie hatten keine Schonung erfahren und übten auch keine aus. Gereizt durch so viele erlittne Mißhandlungen und durch eine lange Reihe von Unglücksfällen verwildert, ließen sie das Blut ihrer Feinde in Strömen fließen, drückten mit schweren Brandschatzungen alle Distrikte, durch die sie zogen, oder verwüsteten sie mit Feuer und Schwert. Ihr Marsch war gegen die Hauptstadt des Reichs gerichtet, wo sie mit dem Schwert in der Hand einen billigen Frieden zu ertrotzen hofften. Eine königliche Armee, die sich ihnen in dem Herzogtum Burgund unter dem Marschall von Cossé, dreizehntausend Mann stark, entgegenstellte, konnte ihren Lauf nicht aufhalten. Es kam zu einem Gefecht, worin die Protestanten über einen weit überlegeneren Feind verschiedene Vorteile davontrugen. Längs der Loire verbreitet, bedrohten sie Orléanais und Isle de France mit ihrer nahen Erscheinung, und die Schnelligkeit ihres Zuges ängstigte schon Paris.

Diese Entschlossenheit tat Wirkung, und der Hof fing endlich an, vom Frieden zu sprechen. Man scheute den Kampf mit einer, wenn gleich nicht zahlreichen, doch von Verzweiflung beseelten Schar, die nichts mehr zu verlieren hatte und bereit war, ihr Leben um einen teuren Preis zu verkaufen. Der königliche Schatz war erschöpft, die Armee durch den Abzug der italienischen, deutschen und spanischen Hilfsvölker sehr vermindert, und in den Provinzen hatte sich das Glück fast überall zum Vorteil der Rebellen erklärt. Wie hart es auch die Katholischen ankam, dem Trotz der Sektierer nachgeben zu müssen, wie ungern sich sogar viele der letztern dazu verstanden, die Waffen aus den Händen zu legen und ihren Hoffnungen auf Beute, ihrer gesetzlosen Freiheit zu entsagen, so machte doch die überhandnehmende Not jeden Widerspruch schweigen, und die Neigung der Anführer entschied so ernstlich für den Frieden, daß er endlich im August dieses Jahrs unter folgenden Bedingungen wirklich erfolgte.

Den Reformierten wurde von seiten des Hofes eine allgemeine Vergessenheit des Vergangenen, eine freie Ausübung ihrer Religion in jedem Teile des Reichs, nur den Hof ausgenommen, die Zurückgabe aller der Religion wegen eingezogenen Güter und ein gleiches Recht zu allen öffentlichen Bedienungen zugestanden. Außerdem überließ man ihnen noch auf zwei Jahre lang vier Sicherheitsplätze, die sie mit ihren eigenen Truppen zu besetzen und Befehlshabern ihres Glaubens zu untergeben berechtigt sein sollten. Die Prinzen von Bourbon nebst zwanzig aus dem vornehmsten Adel mußten sich durch einen Eid verbindlich machen, diese vier Plätze (man hatte Rochelle, Montauban, Cognac und la Charité gewählt) nach Ablauf der gesetzten Zeit wieder zu räumen. So war es abermals der Hof, welcher nachgab und, weit entfernt, durch Bewilligungen, die ihm nicht von Herzen gehen konnten, bei den Religionsverbesserern Dank zu verdienen, bloß ein erniedrigendes Geständnis seiner Ohnmacht ablegte.

Alles trat jetzt wieder in seine Ordnung zurück, und die Reformierten überließen sich mit der vorigen Sorglosigkeit dem Genuß ihrer schwer errungenen Glaubensfreiheit. Je mehr sie überzeugt sein mußten, daß sie die eben erhaltenen Vorteile nicht dem guten Willen, sondern der Schwäche ihrer Feinde und ihrer eignen Furchtbarkeit verdankten, desto notwendiger war es, sich in diesem Verhältnis der Macht zu erhalten und die Schritte des Hofs zu bewachen. Die Nachgiebigkeit des letztern war auch wirklich viel zu groß, als daß man Vertrauen dazu fassen konnte, und ohne gerade aus dem Erfolg zu argumentieren, kann man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit behaupten, daß der erste Entwurf zu der Greueltat, welche zwei Jahre darauf in Ausübung gebracht wurde, in diese Zeit zu setzen ist.

So viele Fehlschläge, so viele überraschende Wendungen des Kriegsglücks, so viele unerwartete Hilfsquellen der Hugenotten hatten endlich den Hof überzeugen müssen, daß es ein vergebliches Unternehmen sei, diese immer frisch auflebende und immer mehr sich verstärkende Partei durch offenbare Gewalt zu besiegen und auf dem bisher betretnen Wege einen entscheidenden Vorteil über sie zu erlangen. Durch ganz Frankreich ausgebreitet, war sie sicher, nie eine totale Niederlage zu erleiden, und die Erfahrung hatte gelehrt, daß alle Wunden, die man ihr teilweise schlug, ihrem *Leben* selbst nie gefährlich werden konnten. An einer Grenze des Königreichs unterdrückt, erhob sie sich nur desto furchtbarer an der andern, und jeder neu erlittene Verlust schien bloß ihren Mut anzufeuern und ihren Anhang zu vermehren. Was ihr an innern Kräften gebrach, das ersetzte die Standhaftigkeit, Klugheit und Tapferkeit ihrer Anführer, die durch keine Unfälle zu ermüden, durch keine List einzuwiegen, durch keine Gefahr zu erschüttern waren. Schon der einzige Coligny galt für eine ganze Armee. „Wenn der Admiral *heute* sterben sollte," erklärten die Abgeordnete des Hofs, als sie des Friedens wegen mit den Hugenotten in Unterhandlung traten, „so werden wir

euch morgen nicht ein Glas Wasser anbieten. Glaubet sicher, daß sein einziger Name euch mehr Ansehen gibt als eure ganze Armee, doppelt genommen." — So lange die Sache der Reformierten in solchen Händen war, mußten alle Versuche zu ihrer Unterdrückung fehlschlagen. Er allein hielt die zerstreute Partei in ein Ganzes zusammen, lehrte sie ihre innern Kräfte kennen und benutzen, verschaffte ihr Ansehen und Unterstützung von außen, richtete sie von jedem Falle wieder auf und hielt sie mit festem Arm am Rand des Verderbens.

Überzeugt, daß auf dem Untergang dieses Mannes das Schicksal der ganzen Partei beruhe, hatte man schon im vorhergehenden Jahre das Pariser Parlament jene schimpfliche Achtserklärung gegen ihn aussprechen lassen, die den Dolch der Meuchelmörder gegen sein Leben bewaffnen sollte. Da aber dieser Zweck nicht erreicht wurde, vielmehr der jetzt geschlossene Friede jenen Parlamentsspruch wieder vernichtete, so mußte man dasselbe Ziel auf einem andern Wege verfolgen. Ermüdet von den Hindernissen, die der Freiheitssinn der Hugenotten der Befestigung des königlichen Ansehens schon so lange entgegengesetzt hatte, zugleich aufgefordert von dem römischen Hof, der keine Rettung für die Kirche sah als in dem gänzlichen Untergang dieser Sekte, von einem finstern und grausamen Fanatismus erhitzt, der alle Gefühle der Menschlichkeit schweigen machte, beschloß man endlich, sich dieser gefährlichen Partei durch einen einzigen entscheidenden Schlag zu entledigen. Gelang es nämlich, sie auf einmal aller ihrer Anführer zu berauben und durch ein allgemeines Blutbad ihre Anzahl schnell und beträchtlich zu vermindern, so hatte man sie — wie man sich schmeichelte — auf immer in ihr Nichts zurückgestürzet, von einem gesunden Körper ein brandiges Glied abgesondert, die Flamme des Kriegs auf ewige Zeiten erstickt und Staat und Kirche durch ein einziges hartes Opfer gerettet. Durch solche betrügliche Gründe fanden sich Religionshaß, Herrschsucht und Rachbegierde mit der Stimme des Gewissens und der Menschlichkeit ab und

ließen die Religion eine Tat verantworten, für welche selbst die rohe Natur keine Entschuldigung hat.

Aber um diesen entscheidenden Streich zu führen, mußte man sich der Opfer, die er treffen sollte, vorher versichert haben, und hier zeigte sich eine kaum zu überwindende Schwierigkeit. Eine lange Kette von Treulosigkeiten hatte das wechselseitige Vertrauen erstickt, und von katholischer Seite hatte man zu viele und zu unzweideutige Proben der Maxime gegeben, daß „gegen Ketzer kein Eid bindend, keine Zusage heilig sei". Die Anführer der Hugenotten erwarteten keine andre Sicherheit, als welche ihnen ihre Entfernung und die Festigkeit ihrer Schlösser verschaffte. Selbst nach geschlossenem Frieden vermehrten sie die Besatzungen in ihren Städten und zeigten durch schleunige Ausbesserung ihrer Festungswerke, wie wenig sie dem königlichen Worte vertrauten. Welche Möglichkeit, sie aus diesen Verschanzungen hervorzulocken und dem Schlachtmesser entgegenzuführen? Welche Wahrscheinlichkeit, sich aller zugleich zu bemächtigen, gesetzt, daß auch einzelne sich überlisten ließen? Längst schon gebrauchten sie die Vorsicht, sich zu trennen, und wenn auch einer unter ihnen sich der Redlichkeit des Hofs anvertraute, so blieb der andre desto gewisser zurück, um seinem Freund einen Rächer zu erhalten. Und doch hatte man *gar nichts* getan, wenn man nicht *alles* tun konnte; der Streich mußte schlechterdings tödlich, allgemein und entscheidend sein oder ganz und gar unterlassen werden.

Es kam also darauf an, den Eindruck der vorigen Treulosigkeiten gänzlich auszulöschen und das verlorene Vertrauen der Reformierten, welchen Preis es auch kosten möchte, wieder zu gewinnen. Dieses ins Werk zu richten, änderte der Hof sein ganzes bisheriges System. Anstatt der Parteilichkeit in den Gerichten, über welche die Reformierten auch mitten im Frieden so viel Ursache gehabt hatten sich zu beklagen, wurde von jetzt an die gleichförmigste Gerechtigkeit beobachtet, alle Beeinträchtigungen, die man sich von katholischer Seite bisher un-

gestraft gegen sie erlaubte, eingestellt, alle Friedensstörungen auf das strengste geahndet, alle billigen Forderungen derselben ohne Anstand erfüllt. In kurzem schien aller Unterschied des Glaubens vergessen, und die ganze Monarchie glich einer ruhigen Familie, deren sämtliche Glieder Karl der Neunte als gemeinschaftlicher Vater mit gleicher Gerechtigkeit regierte und mit gleicher Liebe umfaßte. Mitten unter den Stürmen, welche die benachbarten Reiche erschütterten, welche Deutschland beunruhigten, die spanische Macht in den Niederlanden umzustürzen drohten, Schottland verheerten und in England den Thron der Königin Elisabeth wankend machten, genoß Frankreich einer ungewohnten tiefen Ruhe, die von einer gänzlichen Revolution in den Gesinnungen und einer allgemeinen Umänderung der Maximen zu zeugen schien, da keine Entscheidung der Waffen vorhergegangen war, auf die sie gegründet werden konnte.

Margareta von Valois, die jüngste Tochter Heinrichs des Zweiten, war noch unverheiratet, und der Ehrgeiz des jungen Herzogs von Guise vermaß sich, seine Hoffnungen zu dieser Schwester seines Monarchen zu erheben. Um die Hand dieser Prinzessin hatte schon der König von Portugal geworben, aber ohne Erfolg, da der noch immer mächtige Kardinal von Lothringen sie keinem andern als seinem Neffen gönnte. „Der älteste Prinz meines Hauses", erklärte sich der stolze Prälat gegen den Gesandten Sebastians, „hat die ältere Schwester davongetragen; dem jüngern gebührt die jüngere." Da aber Karl der Neunte, dieser auf seine Hoheit eifersüchtige Monarch, die dreiste Anmaßung seines Vasallen mit Unwillen aufnahm, so eilte der Herzog von Guise, durch eine geschwinde Heirat mit der Prinzessin von Cleve seinen Zorn zu besänftigen. Aber einen Feind und Nebenbuhler im Besitz derjenigen zu sehen, zu der ihm nicht erlaubt worden war die Augen zu erheben, mußte den Stolz des Herzogs desto empfindlicher kränken, da er sich schmeicheln konnte, das Herz der Prinzessin zu besitzen.

Der junge Heinrich, Prinz von Béarn, war es, auf

den die Wahl des Königs fiel; sei es, daß letzterer wirklich die Absicht hatte, durch diese Heirat eine enge Verbindung zwischen dem Hause Valois und Bourbon zu stiften und dadurch den Samen der Zwietracht auf ewige Zeiten zu ersticken, oder daß er dem Argwohn der Hugenotten nur dieses Blendwerk vormachte, um sie desto gewisser in die Schlinge zu locken. Genug, man erwähnte dieser Heirat schon bei den Friedenstraktaten, und so groß auch das Mißtrauen der Königin von Navarra sein mochte, so war der Antrag doch viel zu schmeichelhaft, als daß sie ihn ohne Beleidigung hätte zurückweisen können. Da aber dieser ehrenvolle Antrag nicht mit der Lebhaftigkeit erwidert ward, die man wünschte und die seiner Wichtigkeit angemessen schien, so zögerte man nicht lang', ihn zu erneuern und die furchtsamen Bedenklichkeiten der Königin Johanna durch wiederholte Beweise der aufrichtigsten Versöhnung zu zerstreuen.

Um dieselbe Zeit hatte sich Graf Ludwig von Nassau, Bruder des Prinzen Wilhelm von Oranien, in Frankreich eingefunden, um die Hugenotten zum Beistand ihrer niederländischen Brüder gegen Philipp von Spanien in Bewegung zu setzen. Er fand den Admiral von Coligny in der günstigsten Stimmung, diese Aufforderung anzunehmen. Neigung sowohl als Staatsgründe vermochten diesen ehrwürdigen Held, die Religion und Freiheit, die er in seinem Vaterland mit so viel Heldenmut verfochten, auch im Ausland nicht sinken zu lassen. Leidenschaftlich hing er an seinen Grundsätzen und an seinem Glauben, und sein großes Herz hatte der Unterdrückung, wo und *gegen wen* sie auch stattfinden möchte, einen ewigen Krieg geschworen. Dieser Gesinnung gemäß betrachtete er jede Angelegenheit, sobald sie Sache des Glaubens und der Freiheit war, als die seinige, und jedes Schlachtopfer des geistlichen oder weltlichen Despotismus konnte auf seinen Weltbürgersinn und seinen tätigen Eifer zählen. Es ist ein charakteristischer Zug der vernünftigen Freiheitsliebe,

daß sie Geist und Herz weiter macht und im Denken wie im Handeln ihre Sphäre ausbreitet. Gegründet auf ein lebhaftes Gefühl der menschlichen Würde, kann sie Rechte, die sie an sich selbst respektiert, an andern nicht gleichgültig zu Boden treten sehen.

Aber dieses leidenschaftliche Interesse des Admirals für die Freiheit der Niederländer und der Entschluß, sich an der Spitze der Hugenotten zum Beistand dieser Republikaner zu bewaffnen, wurde zugleich durch die wichtigsten Staatsgründe gerechtfertigt. Er kannte und fürchtete den leicht zu entzündenden und gesetzlosen Geist seiner Partei, der, wund durch so viele erlittne Beleidigungen, schnell aufgeschreckt von jedem vermeintlichen Angriff und mit tumultuarischen Szenen vertraut, der Ordnung schon zu lange entwohnt war, um ohne Rückfälle darin verharren zu können. Dem nach Unabhängigkeit strebenden und kriegerischen Adel konnte die Untätigkeit auf seinen Schlössern und der Zwang nicht willkommen sein, den der Friede ihm auflegte. Auch war nicht zu erwarten, daß der Feuereifer der calvinistischen Prediger sich in den engen Schranken der Mäßigung halten würde, welche die Zeitumstände erforderten. Um also den Übeln zuvorzukommen, die ein mißverstandener Religionseifer und das immer noch unter der Asche glimmende Mißtrauen der Parteien früher oder später herbeizuführen drohte, mußte man darauf denken, diese müßige Tapferkeit zu beschäftigen und einen Mut, welchen ganz zu unterdrücken man weder hoffen noch wünschen durfte, so lange in ein anderes Reich abzuleiten, bis man in dem Vaterland seiner bedürfen würde. Dazu nun kam der niederländische Krieg wie gerufen; und selbst das Interesse und die Ehre der französischen Krone schien einen nähern Anteil an demselben notwendig zu machen. Frankreich hatte den verderblichen Einfluß der spanischen Intrigen bereits auf das empfindlichste gefühlt, und es hatte noch weit mehr in der Zukunft davon zu befürchten, wenn man diesen gefährlichen Nachbar nicht innerhalb seiner eigenen Grenzen beschäftigte. Die Aufmunterung und

Unterstützung, die er den mißvergnügten Untertanen des Königs von Frankreich hatte angedeihen lassen, schien zu Repressalien zu berechtigen, wozu sich jetzt die günstigste Veranlassung darbot. Die Niederländer erwarteten Hilfe von Frankreich, die man ihnen nicht verweigern konnte, ohne sie in eine Abhängigkeit von England zu setzen, die für das Interesse des französischen Reichs nicht anders als nachteilig ausschlagen konnte. Warum sollte man einem gefährlichen Nebenbuhler einen Einfluß gönnen, den man sich selbst verschaffen konnte, und der noch dazu gar nichts kostete? Denn es waren die Hugenotten, die ihren Arm dazu anboten und bereit waren, ihre der Ruhe der Monarchie so gefährliche Kräfte in einem ausländischen Krieg zu verzehren.

Karl der Neunte schien das Gewicht dieser Gründe zu empfinden und bezeugte großes Verlangen, sich mit dem Admiral ausführlich und mündlich darüber zu beratschlagen. Diesem Beweise des königlichen Vertrauens konnte Coligny um so weniger widerstehen, da es eine Sache zum Gegenstand hatte, die ihm nächst seinem Vaterlande am meisten am Herzen lag. Man hatte die einzige Schwachheit ausgekundschaftet, an der er zu fassen war; der Wunsch, seine Lieblingsangelegenheit bald befördert zu sehen, half ihm jede Bedenklichkeit überwinden. Seine eigne, über jeden Verdacht erhabene Denkart, ja seine Klugheit selbst lockte ihn in die Schlinge. Wenn andre seiner Partei das veränderte Betragen des Hofs einem verdeckten Anschlage zuschrieben, so fand er in den Vorschriften einer weiseren Politik, die sich nach so vielen unglücklichen Erfahrungen endlich der Regierung aufdringen mußten, einen viel natürlichern Schlüssel zur Erklärung desselben. Es gibt Untaten, die der Rechtschaffene kaum eher für möglich halten darf, als bis er die Erfahrung davon gemacht hat; und einem Mann von Colignys Charakter war es zu verzeihen, wenn er seinem Monarchen lieber eine Mäßigung zutraute, von der dieser Prinz bisher noch keine Beweise gegeben hatte, als ihn einer Niederträchtigkeit fähig glaubte, welche die Mensch-

heit überhaupt und noch weit mehr die Würde des Fürsten schändet. So viele zuvorkommende Schritte von seiten des Hofes forderten überdies auch von dem protestantischen Teil eine Probe des Zutrauens; und wie leicht konnte man einen empfindlichen Feind durch längeres Mißtrauen reizen, die schlechte Meinung wirklich zu verdienen, welche zu widerlegen man ihm unmöglich machte!

Der Admiral beschloß demnach, am Hofe zu erscheinen, der damals nach Touraine vorgerückt war, um die Zusammenkunft mit der Königin von Navarra zu erleichtern. Mit widerstrebendem Herzen tat Johanna diesen Schritt, dem sie nicht länger ausweichen konnte, und überlieferte dem König ihren Sohn Heinrich und den Prinzen von Condé. Coligny wollte sich dem Monarchen zu Füßen werfen, aber dieser empfing ihn in seinen Armen. „Endlich habe ich Sie!“ rief der König. „Ich habe Sie, und es soll Ihnen nicht so leicht werden, wieder von mir zu gehen. Ja, meine Freunde,“ setzte er mit triumphierendem Blick hinzu, „das ist der glücklichste Tag in meinem Leben.“ Dieselbe gütige Aufnahme widerfuhr dem Admiral von der Königin, von den Prinzen, von allen anwesenden Großen; der Ausdruck der höchsten Freude und Bewunderung war auf allen Gesichtern zu lesen. Man feierte diese glückliche Begebenheit mehrere Tage lang mit den glänzendsten Festen, und keine Spur des vorigen Mißtrauens durfte die allgemeine Fröhlichkeit trüben. Man besprach sich über die Vermählung des Prinzen von Béarn mit Margareten von Valois; alle Schwierigkeiten, die der Glaubensunterschied und das Zeremoniell der Vollziehung derselben in den Weg legten, mußten der Ungeduld des Königs weichen. Die Angelegenheiten Flanderns veranlaßten mehrere lange Konferenzen zwischen dem letzten und Coligny, und mit jeder schien die gute Meinung des Königs von seinem ausgesöhnten Diener zu steigen. Einige Zeit darauf erlaubte er ihm sogar, eine kleine Reise auf sein Schloß Chatillon zu machen, und als sich der Admiral auf den

ersten Rappell sogleich wieder stellte, ließ er ihn diese Reise noch in demselben Jahr wiederholen. So stellte sich das wechselseitige Vertrauen unvermerkt wieder her, und Coligny fing an, in eine tiefe Sicherheit zu versinken.

Der Eifer, mit welchem Karl die Vermählung des Prinzen von Navarra betrieb, und die außerordentlichen Gunstbezeugungen, die er an den Admiral und seine Anhänger verschwendete, erregten nicht weniger Unzufriedenheit bei den Katholischen als Mißtrauen und Argwohn bei den Protestanten. Man mag entweder mit einigen protestantischen und italienischen Schriftstellern annehmen, daß jenes Betragen des Königs bloße Maske gewesen, oder mit de Thou und den Verfassern der Memoires glauben, daß er für seine Person es damals aufrichtig meinte, so blieb seine Stellung zwischen den Reformierten und Katholischen in jedem Fall gleich bedenklich, weil er, um das Geheimnis zu bewahren, diese so gut wie jene betrügen mußte. Und wer bürgte selbst denjenigen, die um das Geheimnis wußten, dafür, daß die persönlichen Vorzüge des Admirals nicht zuletzt Eindruck auf einen Fürsten machten, dem es gar nicht an Fähigkeit gebrach, das Verdienst zu beurteilen? Daß ihm dieser bewährte Staatsmann nicht zuletzt unentbehrlich wurde, daß nicht endlich seine Ratschläge, seine Grundsätze, seine Warnungen bei ihm Eingang fanden? Kein Wunder, wenn die katholischen Eiferer daran Ärgernis nahmen, wenn sich der Papst in dieses neue Betragen des Königs gar nicht zu finden wußte, wenn selbst die Königin Katharina unruhig wurde und die Guisen anfingen, für ihren Einfluß zu zittern. Ein desto engers Bündnis zwischen diesen letztern und der Königin war die Folge dieser Befürchtungen, und man beschloß, diese gefährlichen Verbindungen zu zerreißen, wie viel es auch kosten möchte.

Der Widerspruch der Geschichtschreiber und das Geheimnisvolle dieser ganzen Begebenheit verschafft uns über die damaligen Gesinnungen des Königs und über

die eigentliche Beschaffenheit des Komplotts, welches nachher so fürchterlich ausbrach, kein befriedigendes Licht. Könnte man dem Capi-Lupi, einem römischen Skribenten und Lobredner der Bartholomäusnacht, Glauben zustellen, so würde Karln dem Neunten durch den schwärzesten Verdacht nicht zu viel geschehen; aber obgleich die historische Kritik das Böse glauben darf, was ein Freund berichtet, so kann dieses doch alsdann nicht der Fall sein, wenn der Freund (wie hier wirklich geschehen ist) seinen Helden dadurch zu verherrlichen glaubt und als Schmeichler verleumdet. „Ein päpstlicher Legat", berichtet uns dieser Schriftsteller in der Vorrede zu seinem Werk [1]), „kam nach Frankreich mit dem Auftrag, den Allerchristlichsten König von seinen Verbindungen mit den Sektierern abzumahnen. Nachdem er dem Monarchen die nachdrücklichsten Vorstellungen getan und ihn aufs Äußerste gebracht hatte, rief dieser mit bedeutender Miene: ‚Daß ich doch Eurer Eminenz alles sagen dürfte! Bald würden Sie und auch der heilige Vater mir bekennen müssen, daß diese Verheiratung meiner Schwester das ausgesuchteste Mittel sei, die wahre Religion in Frankreich aufrecht zu erhalten und ihre Widersacher zu vertilgen. Aber (fuhr er in großer Bewegung fort, indem er dem Kardinal die Hand drückte und zugleich einen Demant an seinem Finger befestigte), vertrauen Sie auf mein königliches Wort. Noch eine kleine Geduld, und der heilige Vater selbst soll meine Anschläge und meinen Glaubenseifer rühmen.' Der Kardinal verschmähte den Demant und versicherte, daß er sich mit der Zusage des Königs begnüge." — Aber, gesetzt auch, daß kein blinder Schwärmereifer diesem Geschichtschreiber die Feder geführt hätte, so kann er seine Nachricht aus sehr unreinen Quellen geschöpft haben. Die Vermutung ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß der Kardinal von Lothringen, der sich

[1]) Le Stratagême ou la Ruse de Charles IX roi de France contre les Huguenots, rebelles à Dieu et à lui, ecrit par le Seigneur Camille Capi-Lupi etc. 1574.

eben damals zu Rom aufhielt, dergleichen Erfindungen, wo nicht selbst ausgestreut, doch begünstigt haben könnte, um den Fluch des Pariser Blutbads, den er nicht von sich abwälzen konnte, mit dem König wenigstens zu teilen [1]).

Das wirkliche Betragen Karls des Neunten bei dem Ausbruch des Blutbades selbst zeugt unstreitig stärker gegen ihn als diese unerwiesenen Gerüchte; aber wenn er sich auch von der Heftigkeit seines Temperaments hinreißen ließ, dem völlig reifen Komplott seinen Beifall zu geben und die Ausführung desselben zu begünstigen, so kann dieses für seine frühere Mitschuldigkeit nichts beweisen. Das Ungeheure und Gräßliche des Verbrechens vermindert seine Wahrscheinlichkeit, und die Achtung für die menschliche Natur muß ihm zur Verteidigung dienen. Eine so zusammengesetzte und lange Kette von Betrug, eine so undurchdringliche, so gehaltene Verstellung, ein so tiefes Stillschweigen aller Menschengefühle, ein so freches Spiel mit den heiligsten Pfändern des Vertrauens scheint einen vollendeten Bösewicht zu erfordern, der durch eine lange Übung verhärtet und seiner Leidenschaften vollkommen Herr geworden ist. Karl der Neunte war ein Jüngling, den sein brausendes Temperament übermeisterte und dessen Leidenschaften ein früher Besitz der höchsten Gewalt von jedem Zügel der Mäßigung befreite. Ein solcher Charakter verträgt sich mit keiner so künstlichen Rolle, und ein so hoher Grad der Verderbnis mit keiner Jünglingsseele — selbst dann nicht, wenn der Jüngling ein König und Katharinens Sohn ist.

Wie aufrichtig oder nicht aber das Betragen des Königs auch gemeint sein mochte, so konnten die Häupter der katholischen Partei keine gleichgültigen Zuschauer davon bleiben. Sie verließen wirklich mit Geräusche den Hof, sobald die Hugenotten festen Fuß an demselben zu fassen schienen, und Karl der Neunte ließ sie unbekümmert ziehen. Die letztern häuften sich nun mit jedem

[1]) L'esprit de la Ligue. 2, 13 f.

Tage mehr in der Hauptstadt an, je näher die Vermählungsfeier des Prinzen von Béarn heranrückte. Diese erlitt indessen einen unerwarteten Aufschub durch den Tod der Königin Johanna, die wenige Wochen nach ihrem Eintritt in Paris schnell dahinstarb. Das ganze vorige Mißtrauen der Calvinisten erwachte aufs neue bei diesem Todesfall, und es fehlte nicht an Vermutungen, daß sie vergiftet worden sei. Aber da auch die sorgfältigsten Nachforschungen diesen Verdacht nicht bestätigten und der König sich in seinem Betragen völlig gleich blieb, so legte sich der Sturm in kurzer Zeit wieder.

Coligny befand sich eben damals auf seinem Schloß zu Chatillon, ganz mit seinen Lieblingsentwürfen wegen des niederländischen Kriegs beschäftigt. Man sparte keine Winke, ihn von der nahen Gefahr zu unterrichten, und kein Tag verging, wo er sich nicht von einer Menge warnender Briefe verfolgt sah, die ihn abhalten sollten, am Hofe zu erscheinen. Aber dieser gutgemeinte Eifer seiner Freunde ermüdete nur seine Geduld, ohne seine Überzeugungen wankend zu machen. Umsonst sprach man ihm von den Truppen, die der Hof in Poitou versammelte, und die, wie man behauptete, gegen Rochelle bestimmt sein sollten; er wußte besser, wozu sie bestimmt waren, und versicherte seinen Freunden, daß diese Rüstung auf seinen eigenen Rat vorgenommen werde. Umsonst suchte man ihn auf die Geldanleihen des Königs aufmerksam zu machen, die auf eine große Unternehmung zu deuten schienen; er versicherte, daß diese Unternehmung keine andere sei als der Krieg in den Niederlanden, dessen Ausbruch herannahe, und worüber er bereits alle Maßregeln mit dem König getroffen habe. Es war wirklich an dem, daß Karl der Neunte den Vorstellungen des Admirals nachgegeben und — war es entweder Wahrheit oder Maske — sich mit England und den protestantischen Fürsten Deutschlands in eine förmliche Verbindung gegen Spanien eingelassen hatte. Alle dergleichen Warnungen verfehlten daher ihren Zweck, und

so fest vertraute der Admiral auf die Redlichkeit des Königs, daß er seine Anhänger ernstlich bat, ihn fortan mit allen solchen Hinterbringungen zu verschonen.

Er reiste also zurück an den Hof, wo bald darauf im August 1572 das Beilager Heinrichs — jetzt Königs von Navarra — mit Margareten von Valois unter einem großen Zufluß von Hugenotten und mit königlichem Pompe gefeiert ward. Sein Eidam Teligny, Rohan, Rochefoucauld, alle Häupter der Calviniſten waren dabei zugegen, alle in gleicher Sicherheit mit Coligny und ohne alle Ahnung der nahe ſchwebenden Gefahr. Wenige nur errieten den kommenden Sturm und ſuchten in einer zeitigen Flucht ihre Rettung. Ein Edelmann, namens Langoiran, kam zum Admiral, um Urlaub bei ihm zu nehmen. „Warum denn aber jetzt?“ fragte ihn Coligny voll Verwunderung. „Weil man Ihnen zu ſchön tut,“ verſetzte Langoiran, „und weil ich mich lieber retten will mit den Toren, als mit den Verſtändigen umkommen.“

Wenn gleich der Ausgang dieſe Vorherſagungen auf das ſchrecklichſte gerechtfertigt hat, ſo bleibt es dennoch unentſchieden, inwieweit ſie damals gegründet waren. Nach dem Berichte glaubwürdiger Zeugen war die Gefahr damals größer für die Guiſen und für die Königin als für die Reformierten. Coligny, erzählen uns jene, hatte unvermerkt eine ſolche Macht über den jungen König erlangt, daß er es wagen durfte, ihm Mißtrauen gegen ſeine Mutter einzuflößen und ihn ihrer noch immer fortdauernden Vormundſchaft zu entreißen. Er hatte ihn überredet, dem flandriſchen Krieg in Perſon beizuwohnen und ſelbſt die Viktorien zu erkämpfen, welche Katharina nur allzugern ihrem Liebling, dem Herzog von Anjou, gönnte. Bei dem eiferſüchtigen und ehrgeizigen Monarchen war dieſer Wink nicht verloren, und Katharina überzeugte ſich bald, daß ihre Herrſchaft über den König zu wanken beginne.

Die Gefahr war dringend, und nur die ſchnellſte Entſchloſſenheit konnte den drohenden Streich abwenden.

Ein Eilbote mußte die Guisen und ihren Anhang schleunig an den Hof zurückrufen, um im Notfall von ihnen Hilfe zu haben. Sie selbst ergriff den nächsten Augenblick, wo ihr Sohn auf der Jagd mit ihr allein war, und lockte ihn in ein Schloß, wo sie sich in ein Kabinett mit ihm einschloß, mit aller Gewalt mütterlicher Beredsamkeit über ihn herfiel und ihm über seinen Abfall von ihr, seinen Undank, seine Unbesonnenheit die bittersten Vorwürfe machte. Ihr Schmerz, ihre Klagen erschütterten ihn; einige drohende Winke, die sie fallen ließ, taten Wirkung. Sie spielte ihre Rolle mit aller Schauspielerkunst, worin sie Meisterin war, und es gelang ihr, ihn zu einem Geständnis seiner Übereilung zu bringen. Damit noch nicht zufrieden, riß sie sich von ihm los, spielte die Unversöhnliche, nahm eine abgesonderte Wohnung und ließ einen völligen Bruch befürchten. Der junge König war noch nicht so ganz Herr seiner selbst geworden, um sie beim Wort zu nehmen und sich der jetzt erlangten Freiheit zu erfreun. Er kannte den großen Anhang der Königin, und seine Furcht malte ihm denselben noch größer ab, als er wirklich sein mochte. Er fürchtete — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — ihre Vorliebe für den Herzog von Anjou und zitterte für Leben und Thron. Von Ratgebern verlassen und für sich selbst zu schwach, einen kühnen Entschluß zu fassen, eilte er seiner Mutter nach, brach in ihre Zimmer und fand sie von seinem Bruder, von ihren Höflingen, von den abgesagtesten Feinden der Reformierten umgeben. Er will wissen, was denn das neue Verbrechen sei, dessen man die Hugenotten beschuldige, er will alle Verbindungen mit ihnen zerreißen, sobald man ihn nur überführt haben werde, daß ihren Gesinnungen zu mißtrauen sei. Man entwirft ihm das schwärzeste Gemälde von ihren Anmaßungen, ihren Gewalttätigkeiten, ihren Anschlägen, ihren Drohungen. Er wird überrascht, hingerissen, zum Stillschweigen gebracht und verläßt seine Mutter mit der Versicherung, inskünftige behutsamer zu verfahren.

Aber mit dieser schwankenden Erklärung konnte sich

Katharina noch nicht beruhigen. Dieſelbe Schwäche, welche ihr jetzt ein ſo leichtes Spiel bei dem Könige machte, konnte ebenſo ſchnell und noch glücklicher von den Hugenotten benutzt werden, ihn ganz von ihren Feſſeln zu befreien. Sie ſah ein, daß ſie dieſe gefährlichen Verbindungen auf eine gewaltſame und unheilbare Weiſe zertrennen müſſe, und dazu brauchte es weiter nichts, als den Empörungsgeiſt der Hugenotten durch irgend eine ſchwere Beleidigung aufzuwecken. Vier Tage nach der Vermählungsfeier Heinrichs von Navarra geſchah aus einem Fenſter ein Schuß auf Coligny, als er eben vom Louvre nach ſeinem Haus zurückkehrte. Eine Kugel zerſchmetterte ihm den Zeigefinger der rechten Hand, und eine andre verwundete ihn am linken Arm. Er wies auf das Haus hin, woraus der Schuß geſchehen war; man ſprengte die Pforten auf, aber der Mörder war ſchon entſprungen.

III. Vereinzeltes

Jesuitenregierung in Paraguay

In einer Aktion, welche der Schlacht bei Paraguay, die 1759 am 12. September zwischen der jesuitischen und der vereinigten spanisch-portugiesischen Armee geliefert wurde, vorherging, wurden unter andern indianischen Gefangenen auch zwei Europäer eingebracht, die mit verzweifelter Tapferkeit gefochten hatten. Beide waren von den übrigen Gefangenen ganz unterschieden gekleidet. Sie trugen einen roten Husarenhabit, an welchem von den Achseln zwei kleine Ärmel herabhingen. Ihr Helm war mit roten Federn eingefaßt, und beide trugen eine große Kette von Diamanten um den Hals. Ebenso reich waren ihre Pferde geschmückt. Ihre Waffen waren ein großer Säbel und eine Flinte; als man sie auskleidete, fand man einen sehr guten Brustharnisch auf ihrem Leibe und noch außerdem eine kurze Pistole und zwei Dolche. Die Indianer, welche mit ihnen gefangen waren, fielen, als sie sie ansichtig wurden, ehrerbietig auf die Knie vor ihnen nieder und schlugen sich an die Brust, wobei sie zu wiederholten Malen das Wort „Kau" aussprachen. Einer der Europäer schien diese Huldigung mit Verdruß anzunehmen; die Indianer aber ließen sich darum nicht stören. Kein Wort war aus ihm herauszubringen. Man schlug ihn, man brachte ihn auf die Tortur; einige unfreiwillige Laute in portugiesischer Sprache, die der Schmerz ihm auspreßte, waren alles, was man von ihm erhielt. Der andre zeigte sich offner und freier und gestand bald, daß

er ein Jesuit sei. Er habe, sagte er, seine Indianer als ihr Kaplan und geistlicher Assistent in die Schlacht begleitet, um, wie er vorgab, ihre unmäßige Wut in Schranken zu halten und ihnen gelindere Gesinnungen gegen den Feind einzupflanzen. Endlich entdeckte er, er nenne sich Pater Rennez, und der andre, den das Beispiel seines Kameraden gleichfalls gesprächiger machte, gestand nunmehr auch, daß er ein Jesuit und Kaplan der Indianer sei und Pater Lenaumez heiße. Als man ihre Taschen durchsuchte, fand sich ein kleines Buch, bei dessen Entdeckung sie äußerst unruhig wurden. Es war mit unbekannten Chiffern geschrieben, am Rande aber ein Schlüssel dazu in lateinischer Sprache beigefügt. Diese Schrift enthielt ein indianisches Kriegsrecht oder vielmehr die Hauptstücke der Religion, die der Orden seinen indianischen Untertanen einzupflanzen gesucht hatte. Ich teile sie hier mit, weil sie den Neugierigen interessieren dürften und vielleicht einigen Aufschluß über die Jesuitenregierung in Paraguay geben.

Höre, o Mensch! die Gebote Gottes und des heiligen Michaels:

1. Gott ist der Endzweck aller Handlungen.

2. Gott ist die Quelle aller Tapferkeit und Stärke.

3. Die Tapferkeit ist eine Tugend sowohl des Leibes als der Seele.

4. Gott tut nichts umsonst.

5. Die Tapferkeit ist den Menschen gegeben, daß sie sich verteidigen.

6. Die Menschen müssen sich wider ihre Feinde verteidigen.

7. Die Feinde sind die weißen Menschen, die aus fernen Gegenden kommen, Krieg zu führen, und sind von Gott verflucht.

8. Die Europäer, z. B. die Spanier und Portugiesen, sind solche von Gott verfluchte Leute.

9. Gottes Feinde können nicht unsere Freunde sein.

10. Gott befiehlt, daß wir seine Feinde ausrotten und in ihre Länder vorrücken, um sie auszurotten.

11. Damit ein von Gott Verfluchter, z. B. ein Spanier, ausgerottet werde, muß man auch das zeitliche Leben verlieren, damit man das ewige verdiene.

12. Wer mit einem Europäer redet oder ihre Sprache verstehet, wird zu dem hölliſchen Feuer verdammet werden.

13. Wer einen Europäer umbringt, wird ſelig werden.

14. Wer einen Tag zubringt, ohne eine Handlung des Haſſes und der Verfluchung wider einen Europäer vorgenommen zu haben, wird zum ewigen Feuer verdammet werden.

15. Gott erlaubt dem, der die zeitlichen Güter verachtet und immer bereit iſt, wider die Feinde des Teufels zu ſtreiten, alles mit einem Weibe anzufangen.

16. Wer in einem Treffen mit den Europäern umkömmt, wird ſelig werden.

17. Wer wider die Feinde Gottes eine Kanone losbrennt, wird ſelig, und ihm ſind alle Sünden ſeines Lebens vergeben.

18. Wer mit großer Gefahr des Todes die Urſache ſein wird, daß man ein Schloß und eine Feſtung wieder erobert, die von den Weißen unrechtmäßigerweiſe beſeſſen wird, der ſoll in dem Paradieſe unter allen Weibern des Himmels eine ſehr ſchöne Frau haben.

19. Wer Urſache ſein wird, daß unſer Reich über ſeine Grenzen ausgebreitet wird, der wird unter allen Töchtern Gottes vier ſehr ſchöne Weiber haben.

20. Wer Urſache ſein wird, daß ſich unſre Waffen nach Europa erſtrecken, der wird im Paradieſe viele ſchöne Mägdlein haben.

21. Wer den Früchten der Erde ergeben iſt, der ſoll keine Früchte des Himmels genießen.

22. Wer mehr Kinder zeugt, der wird mehr Ruhm im Himmel haben.

23. Wer Wein trinkt, der wird nicht ins Himmelreich kommen.

24. Wer ſeinem Kau nicht gehorchet und nicht demütig iſt, der kömmt in die Hölle.

25. Die Kau ſind Söhne Gottes, welche über Europa

aus dem Himmel kommen, daß sie den Völkern wider die Feinde Gottes helfen.

26. Die Kau sind Engel Gottes, welche zu den Völkern herabsteigen, sie zu lehren, wie man in den Himmel komme, und die Kunst, die Feinde Gottes auszurotten.

27. Den Kaus muß man alle Früchte des Landes geben und alle Arbeiten der Menschen, damit sie dieselben anwenden, die Völker, die des Teufels Freunde sind, auszurotten.

28. Wer in der Ungnade seines Kau stirbt, wird nicht selig.

29. Wer den höchsten Kau anrühret, wird selig.

30. Jedermann sei seinem Kau untertan und gehe hin, wohin er ihn gehen heißt, und gebe ihm, was er verlangt, und tue, was er befiehlt.

31. Die Menschen sind in der Welt, um mit dem Teufel und seinen Freunden zu streiten, damit sie in das Himmelreich kommen, wo ewige Freude und eine Wollust sein wird, die keines Menschen Herz fassen kann.

Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt im Jahr 1547

Indem ich eine alte Chronik vom sechzehnten Jahrhundert durchblättre (Res in Ecclesia et Politia Christiana gestae ab anno 1500 ad 1600 . . . propositae a J. Soeffing. Rudolst. 1670), finde ich nachstehende Anekdote, die aus mehr als einer Ursache es verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. In einer Schrift, die den Titel führt: Mausolea manibus Metzelii posita a Fr. Melch. Dedekindo 1638, finde ich sie bestätigt; auch kann man sie in Spangenbergs Adelspiegel Teil I, Buch 13, S. 445 nachschlagen.

Eine deutsche Dame aus einem Hause, das schon ehedem durch Heldenmut geglänzt und dem Deutschen

Reich einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiser Karl V. im Jahr 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwitwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborne Fürstin von Henneberg, einen Sauve-Garde-Brief bei ihm aus, daß ihre Untertanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brot, Bier und andre Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen und in einer größern Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzu große Nähe der Stadt ihre raubluſtigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, von Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt und bat sich durch einen Boten, den er voran schickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrot zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheers getan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; Seine Exzellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Sauve-Garde noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut besetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch

hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volks; was dem Ärmsten ihrer Untertanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Aufs äußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begibt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwidert ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch sei, und daß bei einem Durchmarsch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten stünden. „Das wollen wir doch sehen," antwortete sie aufgebracht. „Meinen armen Untertanen muß das Ihrige wieder werden, oder, bei Gott!" — indem sie drohend ihre Stimme anstrengte, „Fürstenblut für Ochsenblut!" Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Beim Eintritt dieser kampflustigen Schar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen und, auf welche Bedingungen es auch sei, die beleidigte Dame zu versöhnen? Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Lustige zu kehren, und hielt der Gräfin eine große Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Mut, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu ver-

halten, und nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu allem, was billig sei, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem letztern wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigentümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich aufs schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

Ohne Zweifel war es diese Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Beinamen der Heldenmütigen erworben. Man rühmt noch ihre standhafte Tätigkeit, die Reformation in ihrem Lande zu befördern, die schon durch ihren Gemahl, Graf Heinrich XXXVII., darin eingeführt worden, das Mönchswesen abzuschaffen und den Schulunterricht zu verbessern. Vielen protestantischen Predigern, die um der Religion willen Verfolgungen auszustehen hatten, ließ sie Schutz und Unterstützung angedeihen. Unter diesen war ein gewisser Kaspar Aquila, Pfarrer zu Saalfeld, der in jüngern Jahren der Armee des Kaisers als Feldprediger nach den Niederlanden gefolgt war und, weil er sich dort geweigert hatte, eine Kanonenkugel zu taufen, von den ausgelassenen Soldaten in einen Feuermörser geladen wurde, um in die Luft geschossen zu werden; ein Schicksal, dem er noch glücklich entkam, weil das Pulver nicht zünden wollte. Jetzt war er zum zweitenmal in Lebensgefahr, und ein Preis von 5000 Gulden stand auf seinem Kopfe, weil der Kaiser auf ihn zürnte, dessen Interim er auf der Kanzel schmählich angegriffen hatte. Katharina ließ ihn, auf die Bitte der Saalfelder, heimlich zu sich auf ihr Schloß bringen, wo sie ihn viele Monate verborgen hielt und mit der edelsten Menschenliebe seiner pflegte, bis er sich ohne Gefahr wieder sehen lassen durfte. Sie starb allgemein verehrt und betrauert im achtundfunfzigsten Jahr ihres Lebens und im neunundzwanzigsten ihrer Regierung. Die Kirche zu Rudolstadt verwahrt ihre Gebeine.

Vorrede zu Niethammers Bearbeitung der Geschichte des Malteserordens von Vertot

Der Tempelorden glänzte und verschwand wie ein Meteor in der Weltgeschichte; der Orden der Johanniter lebt schon sein siebentes Jahrhundert, und obgleich der politischen Schaubühne beinahe verschwunden, steht er für den Philosophen der Menschheit für ewige Zeiten als eine merkwürdige Erscheinung da. Zwar droht der Grund einzusinken, auf dem er errichtet worden, und wir blicken jetzt mit mitleidigem Lächeln auf seinen Ursprung hin, der für sein Zeitalter so heilig, so feierlich gewesen. Er selbst aber steht noch, als eine ehrwürdige Ruine, auf seinem nie erstiegenen Fels, und verloren in Bewunderung einer Heldengröße, die nicht mehr ist, bleiben wir wie vor einem umgestürzten Obelisken oder einem Trajanischen Triumphbogen vor ihm stehen.

Zwar wünschen wir uns nicht mit Unrecht dazu Glück, in einem Zeitalter zu leben, wo kein Verdienst wie jenes mehr zu erwerben, wo ein Kraftaufwand, ein Heroismus, wie er in jenem Orden sich äußert, ebenso überflüssig als unmöglich ist; aber man muß gestehen, daß wir die Überlegenheit *unsrer* Zeiten nicht immer mit Bescheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die *vergangenen* geltend machen. Der verachtende Blick, den wir gewohnt sind auf jene Periode des Aberglaubens, des Fanatismus, der Gedankenknechtschaft zu werfen, verrät weniger den rühmlichen Stolz der sich fühlenden *Stärke* als den kleinlichen Triumph der *Schwäche*, die durch einen ohnmächtigen Spott die Beschämung rächt, die das höhere Verdienst ihr abnötigte. Was wir auch vor jenen finstern Jahrhunderten voraus haben mögen, so ist es doch höchstens nur ein vorteilhafter *Tausch*, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten stolz zu sein. Der Vorzug hellerer Begriffe, besiegter Vorurteile, gemäßigterer Leidenschaften, freierer Gesinnungen —

wenn wir ihn wirklich zu erweisen im stande sind — kostet uns das wichtige Opfer praktischer Tugend, ohne die wir doch unser besseres Wissen kaum für einen Gewinn rechnen können. Dieselbe Kultur, welche in unserm Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Glut der Begeisterung in unseren Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die tatenreifende Energie des Charakters vernichtet. Die Heroen des Mittelalters setzten an einen Wahn, den sie mit Weisheit verwechselten, und eben weil er ihnen Weisheit war, Blut, Leben und Eigentum; so schlecht ihre Vernunft belehrt war, so heldenmäßig gehorchten sie ihren höchsten Gesetzen — und können wir, ihre verfeinerten Enkel, uns wohl rühmen, daß wir an unsre Weisheit nur halb so viel, als sie an ihre Torheit, wagen?

Was der Verfasser der Einleitung zu nachstehender Geschichte jenem Zeitalter als einen wichtigen Vorzug anrechnet — jene praktische Stärke des Gemüts nämlich, das Teuerste an das Edelste zu setzen und einem bloß idealischen Gut alle Güter der Sinnlichkeit zum Opfer zu bringen — bin ich sehr bereit zu unterschreiben. Derselbe exzentrische Flug der Einbildungskraft, der den Geschichtschreiber, den kalten Politiker an jenem Zeitalter irre macht, findet an dem Moralphilosophen einen weit billigern Richter, ja nicht selten vielleicht einen Bewunderer. Mitten unter allen Greueln, welche ein verfinsterter Glaubenseifer begünstigt und heiligt, unter den abgeschmackten Verirrungen der Superstition, entzückt ihn das erhabene Schauspiel einer über alle Sinnenreize siegenden Überzeugung, einer feurig beherzigten Vernunftidee, welche über jedes noch so mächtige Gefühl ihre Herrschaft behauptet. Waren gleich die Zeiten der Kreuzzüge ein langer trauriger Stillstand in der Kultur, waren sie sogar ein Rückfall der Europäer in die vorige Wildheit, so war die Menschheit doch offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen, als sie es damals war — wenn es anders entschieden ist, daß nur die Herrschaft seiner Ideen über seine

Gefühle dem Menschen Würde verleiht. Die Willigkeit des Gemüts, sich von übersinnlichen Triebfedern leiten zu lassen, diese notwendige Bedingung unsrer sittlichen Kultur, mußte sich, wie es schien, erst an einem schlechteren Stoffe üben und zur Fertigkeit ausbilden, bis dem guten Willen ein hellerer Verstand zu Hilfe kommen konnte. Aber daß es gerade dieses edelste aller menschlichen Vermögen ist, welches sich bei jenen wilden Unternehmungen äußert und ausbildet, höhnt den philosophischen Beurteiler mit allen rohen Geburten eines unmündigen Verstandes, einer gesetzlosen Sinnlichkeit aus, und um der nahen Beziehung willen, welche der bloße Entschluß, unter der Fahne des Kreuzes zu streiten, zu der höchsten sittlichen Würde des Menschen hat, verzeiht er ihm gern seine abenteuerlichen Mittel und seinen schimärischen Gegenstand.

Von dieser Art sind nun die Glaubenshelden, mit denen uns die nachfolgende Geschichte bekannt macht; ihre Schwachheiten, von glänzenden Tugenden geführt, dürfen sich einer weiseren Nachwelt kühn unter das Angesicht wagen. Unter dem Panier des Kreuzes sehen wir sie der Menschheit schwerste und heiligste Pflichten üben und, indem sie nur einem Kirchengesetze zu dienen glauben, unwissend die höhern Gebote der Sittlichkeit befolgen. Suchte doch der Mensch schon seit Jahrtausenden den Gesetzgeber über den Sternen, der in seinem eigenen Busen wohnt — warum diesen Helden es verargen, daß sie die Sanktion einer Menschenpflicht von einem Apostel entlehnen und die allgemeine Verbindlichkeit zur Tugend sowie den Anspruch auf ihre Würde an ein Ordenskleid heften? Fühle man noch so sehr das Widersinnige eines Glaubens, der für die Scheingüter einer schwärmenden Einbildungskraft, für leblose Heiligtümer zu bluten befiehlt — wer kann der heroischen Treue, womit diesem Wahnglauben von den geistlichen Rittern Gehorsam geleistet wird, seine Achtung versagen? Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erschöpft von

den Arbeiten eines blutigen Tages, diese Heldenschar heimkehrt und, anstatt sich die siegreiche Stirne mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienst eines Wärters vertauscht, — wenn diese Löwen im Gefechte hier an den Krankenbetten eine Geduld, eine Selbstverleugnung, eine Barmherzigkeit üben, die selbst das glänzendste Heldenverdienst verdunkelt — wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Christenheit führte und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften Kranken um Gottes willen die Speise reicht und sich keinem der verächtlichen Dienste entzieht, die unsre verzärtelten Sinne empören — wer, der die Ritter des Spitals zu Jerusalem in dieser Gestalt erblickt, bei diesen Geschäften überrascht, kann sich einer innigen Rührung erwehren? wer ohne Staunen die beharrliche Tapferkeit sehen, mit der sich der kleine Heldenhaufe in Ptolemais, in Rhodus, und späterhin auf Malta gegen einen überlegenen Feind verteidigt? die unerschütterliche Festigkeit seiner beiden Großmeister Isle Adam und La Valette, die gleich bewundernswürdige Willigkeit der Ritter selbst, sich dem Tode zu opfern? Wer liest ohne Erhebung des Gemüts den freiwilligen Untergang jener vierzig Helden im Fort St. Elmo, ein Beispiel des Gehorsams, das von der gepriesenen Selbstaufopferung der Spartaner bei Thermopylä nur durch die größere Wichtigkeit des Zwecks übertroffen wird! Es ist der christlichen Religion von berühmten Schriftstellern der Vorwurf gemacht worden, daß sie den kriegerischen Mut ihrer Bekenner erstickt und das Feuer der Begeisterung ausgelöscht habe. Dieser Vorwurf, wie glänzend wird er durch das Beispiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Taten des Johanniter- und Tempelordens widerlegt! Der Grieche, der Römer kämpfte für seine Existenz, für zeitliche Güter, für das begeisternde Phantom der Weltherrschaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlands,

das ihm den Lorbeer für sein Verdienst schon von ferne zeigte. — Der Mut jener christlichen Helden entbehrte diese Hilfe und hatte keine andre Nahrung als sein eigenes unerschöpfliches Feuer.

Aber es ist noch eine andre Rücksicht, aus welcher mir eine Darstellung der äußern und innern Schicksale dieses geistlichen Ritterordens Aufmerksamkeit zu verdienen schien. Dieser Orden nämlich ist zugleich ein politischer Körper, gegründet zu einem eigentümlichen Zweck, durch besondre Gesetze unterstützt, durch eigentümliche Bande zusammengehalten. Er entsteht, er bildet sich, er blüht und verblüht, kurz, er eröffnet und beschließt sein ganzes politisches Leben vor unsern Augen. Der Gesichtspunkt, aus welchem der philosophische Beurteiler jede politische Gesellschaft betrachtet, kann auch auf diesen mönchisch-ritterlichen Staat mit Recht angewendet werden. Die verschiedenen Formen nämlich, in welchen politische Gesellschaften zusammentreten, erscheinen demselben als ebenso viele von der Menschheit (wenn gleich nicht absichtlich) angestellte Versuche, die Wirksamkeit gewisser Bedingungen entweder für einen eigentümlichen Zweck oder für den gemeinschaftlichen Zweck aller Verbindungen überhaupt zu erproben. Was kann aber unserer Aufmerksamkeit würdiger sein, als den Erfolg dieser Versuche zu erfahren, als die Statthaftigkeit oder Unstatthaftigkeit jener Bedingungen für ihre Zwecke an einem belebenden Beispiele dargetan zu sehen? So hat das menschliche Geschlecht in der Folge der Zeiten beinahe alle nur denkbaren Bedingungen der gesellschaftlichen Glückseligkeit — wenn gleich nicht in dieser Absicht — durch eigene Erfahrung geprüft; es hat sich, um endlich die zweckmäßigste zu erhaschen, in allen Formen der politischen Gemeinschaft versucht. Für alle diese Staatsorganisationen wird die Welthistorie gleichsam zu einer pragmatischen Naturgeschichte, welche mit Genauigkeit aufzählt, wie viel oder wie wenig durch diese verschiedenen Prinzipien der Verbindung für das letzte Ziel des gemeinschaftlichen Strebens gewonnen worden

ist. Aus einem ähnlichen Gesichtspunkt lassen sich nun auch die souveränen geistlichen Ritterorden betrachten, denen der Religionsfanatismus in den Zeiten der Kreuzzüge die Entstehung gegeben hat. Antriebe, welche sich nie zuvor in dieser Verknüpfung und zu diesem Zwecke wirksam gezeigt, werden hier zum erstenmal zur Grundlage eines politischen Körpers genommen, und das Resultat davon ist, was die nachstehende Geschichte dem Leser vor Augen legt. Ein feuriger Rittergeist verbindet sich mit zwangvollen Ordensregeln, Kriegszucht mit Mönchsdisziplin, die strenge Selbstverleugnung, welche das Christentum fordert, mit kühnem Soldatentrotz, um gegen den äußern Feind der Religion einen undurchdringlichen Phalanx zu bilden und mit gleichem Heroismus ihrem mächtigen Gegner von innen, dem Stolz und der Üppigkeit, einen ewigen Krieg zu schwören.

Rührende erhabne Einfalt bezeichnet die Kindheit des Ordens, Glanz und Ehre krönt seine Jugend, aber bald unterliegt auch er dem gemeinen Schicksal der Menschheit. Wohlstand und Macht, natürliche Gefährten der Tapferkeit und Enthaltsamkeit, führen ihn mit beschleunigten Schritten der Verderbnis entgegen. Nicht ohne Wehmut sieht der Weltbürger die herrlichen Hoffnungen getäuscht, zu denen ein so schöner Anfang berechtigte — aber dieses Beispiel bekräftigt ihm nur die unumstößliche Wahrheit, daß nichts Bestand hat, was Wahn und Leidenschaft gründete, daß nur die Vernunft für die Ewigkeit baut.

Nach dem, was ich hier von Vorzügen dieses Ordens habe berühren können, glaube ich keine weitere Rechtfertigung der Gründe nötig zu haben, aus denen ich veranlaßt worden bin, das Vertotische Werk nach einer neuen Bearbeitung zum Druck zu befördern. Ob dasselbe auch der Absicht vollkommen entspricht, welche mir bei Anempfehlung desselben vor Augen schwebte, wage ich nicht zu behaupten; doch ist es das einzige Werk dieses Inhalts, was einen würdigen Begriff von dem Orden geben und die Aufmerksamkeit des Lesers daran

feſſeln kann. Der Überſetzer hat ſich, ſo viel immer möglich, beſtrebt, der Erzählung, welche im Original ſehr ins Weitſchweifige fällt, einen raſchern Gang und ein lebhafteres Intereſſe zu geben, und auch da, wo man an dem Verfaſſer die Unbefangenheit des Urteils vermißt, wird man die verbeſſernde Hand des deutſchen Bearbeiters nicht verkennen. Daß dieſes Buch nicht für den Gelehrten und ebenſo wenig für die ſtudierende Jugend, ſondern für das leſende Publikum, welches ſich nicht an der Quelle ſelbſt unterrichten kann, beſtimmt iſt, braucht wohl nicht geſagt zu werden; und bei dem letztern hofft man durch Herausgabe desſelben Dank zu verdienen. Die Geſchichte ſelbſt wird ſchon mit dem zweiten Bande beſchloſſen ſein, da der Orden mit dem Ablauf des ſechzehnten Jahrhunderts die Fülle ſeines Ruhms erreicht hat und von da an mit ſchnellen Schritten in eine politiſche Vergeſſenheit ſinkt.

Jena, im April 1792. Schiller.

Vorrede zu dem erſten Teile der merkwürdigſten Rechtsfälle nach Pitaval

Unter derjenigen Klaſſe von Schriften, welche eigentlich dazu beſtimmt iſt, durch die Leſegeſellſchaften ihren Zirkel zu machen, finden ſich, wie man allgemein klagt, ſo gar wenige, bei denen ſich entweder der Kopf oder das Herz der Leſer gebeſſert fände. Das immer allgemeiner werdende Bedürfnis, zu leſen, auch bei denjenigen Volksklaſſen, zu deren Geiſtesbildung von ſeiten des Staats ſo wenig zu geſchehen pflegt, anſtatt von guten Schriftſtellern zu edleren Zwecken benutzt zu werden, wird vielmehr noch immer von mittelmäßigen Skribenten und gewinnſüchtigen Verlegern dazu gemißbraucht, ihre ſchlechte Ware, wär's auch auf Unkoſten aller Volkskultur und Sittlichkeit, in Umlauf zu bringen. Noch immer ſind es geiſtloſe, geſchmack- und ſittenver-

derbende Romane, dramatisierte Geschichten, sogenannte Schriften für Damen und dergleichen, welche den besten Schatz der Lesebibliotheken ausmachen und den kleinen Rest gesunder Grundsätze, den unsre Theaterdichter noch verschonten, vollends zu Grund richten. Wenn man den Ursachen nachgeht, welche den Geschmack an diesen Geburten der Mittelmäßigkeit unterhalten, so findet man ihn in dem allgemeinen Hang der Menschen zu leidenschaftlichen und verwickelten Situationen gegründet, Eigenschaften, woran es oft den schlechtesten Produkten am wenigsten fehlt. Aber derselbe Hang, der das Schädliche in Schutz nimmt, warum sollte man ihn nicht für einen rühmlichen Zweck nutzen können? Kein geringer Gewinn wäre es für die Wahrheit, wenn bessere Schriftsteller sich herablassen möchten, den schlechten die Kunstgriffe abzusehen, wodurch sie sich Leser erwerben, und zum Vorteil der guten Sache davon Gebrauch zu machen.

Bis dieses allgemeiner in Ausübung gebracht oder bis unser Publikum kultiviert genug sein wird, um das Wahre, Schöne und Gute ohne fremden Zusatz für sich selbst lieb zu gewinnen, ist es an einem unterhaltenden Buch schon Verdienst genug, wenn es seinen Zweck ohne die schädliche Folgen erreicht, womit man bei den mehresten Schriften dieser Gattung das geringe Maß der Unterhaltung, die sie gewähren, erkaufen muß. Es verdrängt wenigstens, so lang' es gelesen wird, ein schlimmeres, und enthält es dann irgend noch einige Realität für den Verstand, streut es den Samen nützlicher Kenntnisse aus, dient es dazu, das Nachdenken des Lesers auf würdige Zwecke zu richten, so kann ihm, unter der Gattung, wozu es gehört, der Wert nicht abgesprochen werden.

Von dieser Art ist das gegenwärtige Werk, für dessen Brauchbarkeit ich veranlaßt worden bin ein öffentliches Zeugnis abzulegen, und ich glaube keine andre Gründe nötig zu haben, um die Herausgabe desselben zu rechtfertigen. Man findet in demselben eine Auswahl gerichtlicher Fälle, welche sich an Interesse der Hand-

lung, an künstlicher Verwicklung und Mannigfaltigkeit der Gegenstände bis zum Roman erheben und dabei noch den Vorzug der historischen Wahrheit voraus haben. Man erblickt hier den Menschen in den verwickeltesten Lagen, welche die ganze Erwartung spannen, und deren Auflösung der Divinationsgabe des Lesers eine angenehme Beschäftigung gibt. Das geheime Spiel der Leidenschaft entfaltet sich hier vor unsern Augen, und über die verborgenen Gänge der Intrige, über die Machinationen des geistlichen sowohl als weltlichen Betruges wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche sich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verstecken, treten bei solchen Anlässen, wo Leben, Freiheit und Eigentum auf dem Spiele steht, sichtbarer hervor, und so ist der Kriminalrichter im stande, tiefere Blicke in das Menschenherz zu tun. Dazu kommt, daß der umständlichere Rechtsgang die geheimen Bewegursachen menschlicher Handlungen weit mehr ins klare zu bringen fähig ist, als es sonst geschieht, und wenn die vollständigste Geschichtserzählung uns über die letzten Gründe einer Begebenheit, über die wahren Motive der handelnden Spieler oft genug unbefriedigt läßt, so enthüllt uns oft ein Kriminalprozeß das Innerste der Gedanken und bringt das versteckteste Gewebe der Bosheit an den Tag. Dieser wichtige Gewinn für Menschenkenntnis und Menschenbehandlung, für sich selbst schon erheblich genug, um diesem Werk zu einer hinlänglichen Empfehlung zu dienen, wird um ein großes noch durch die vielen Rechtskenntnisse erhöht, die darin ausgestreut werden und die durch die Individualität des Falls, auf den man sie angewendet sieht, Klarheit und Interesse erhalten.

Die Unterhaltung, welche diese Rechtsfälle schon durch ihren Inhalt gewähren, wird bei vielen noch mehr durch die Behandlung erhöht. Ihre Verfasser haben, wo es anging, dafür gesorgt, die Zweifelhaftigkeit der Entscheidung, welche oft den Richter in Verlegenheit setzte, auch dem Leser mitzuteilen, indem sie für beide entgegengesetzte Parteien gleiche Sorgfalt und gleich

große Kunst aufbieten, die letzte Entwickelung zu verstecken und dadurch die Erwartung aufs Höchste zu treiben.

Eine treue Übersetzung der Pitavalischen Rechtsfälle ist bereits in derselben Verlagshandlung erschienen und bis zum vierten Bande fortgeführt worden. Aber der erweiterte Zweck dieses Werks macht eine veränderte Behandlung notwendig. Da man bei dieser neuen Einkleidung auf das größere Publikum vorzüglich Rücksicht nahm, so würde es zweckwidrig gewesen sein, bei dem juristischen Teil dieselbe Ausführlichkeit beizubehalten, die das Original für Rechtsverständige vorzüglich brauchbar macht. Durch die Abkürzungen, die es unter den Händen des neuen Übersetzers erlitten, gewann die Erzählung schon an Interesse, ohne deswegen an Vollständigkeit etwas einzubüßen.

Eine Auswahl der Pitavalischen Rechtsfälle dürfte durch drei bis vier Bände fortlaufen; alsdann aber ist man gesonnen, auch von andern Schriftstellern und aus andern Nationen (besonders, wo es sein kann, aus unserm Vaterland) wichtige Rechtsfälle aufzunehmen und dadurch allmählich diese Sammlung zu einem vollständigen Magazin für diese Gattung zu erheben. Der Grad der Vollkommenheit, den sie erreichen soll, beruht nunmehr auf der Unterstützung des Publikums und der Aufnahme, welche diesem ersten Versuch widerfahren wird.

Jena, in der Ostermesse 1792. F. Schiller.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville

In den Geschichtbüchern, welche die merkwürdigen Zeiten Franz' des Ersten, Heinrichs des Zweiten und seiner drei Söhne beschreiben, hört man nur selten den Namen des Marschalls von Vieilleville. Dennoch hatte er einen sehr nahen Anteil an den größten Verhandlungen, und ihm gebührt ein ehrenvoller Platz neben den großen Staatsmännern und Kriegsbefehlshabern jener Zeiten.

Unter allen gleichzeitigen Geschichtschreibern läßt ihm der einzige Brantôme Gerechtigkeit widerfahren, und sein Zeugnis hat um so mehr Gewicht, da beide nach dem nämlichen Ziele liefen und sich zu verschiedenen Parteien bekannten.

Vieilleville gehörte nicht zu den mächtigen Naturen, die durch die Gewalt ihres Genies oder ihrer Leidenschaft große Hindernisse brechen und durch einzelne hervorragende Unternehmungen, die in das Ganze greifen, die Geschichte zwingen, von ihnen zu reden. Verdienste wie die seinigen bestehen eben darin, daß sie das Aufsehen vermeiden, das jene suchen, und sich mehr um den Frieden mit allen bewerben, als die Bewunderung und den Neid zu erwecken suchen. Vieilleville war ein Hofmann in der höchsten und würdigen Bedeutung dieses Worts, wo es eine der schwersten und rühmlichsten Rollen auf dieser Welt bezeichnet. Er war dem Throne, ob er gleich die Personen dreimal auf demselbigen wechseln sah, ohne Wanken mit gleicher Beharrlichkeit ergeben und wußte denselben so innig mit der Person des Fürsten zu vermengen, daß seine pflichtmäßige Ergebenheit gegen den jedesmaligen Thronbesitzer alle Wärme einer persönlichen Neigung zeigte. Das schöne Bild des alten französischen Adels und Rittertums lebt wieder in ihm auf, und er stellt uns den Stand, zu dem er gehört, so würdig dar, daß er uns augenblicklich mit den Mißbräuchen desselben aussöhnen könnte. Er war edelmütig, prächtig, uneigennützig bis zum Vergessen seiner selbst, verbindlich gegen alle Menschen, voll Ehrliebe, seinem Worte treu, in seinen Neigungen beständig, für seine Freunde tätig, edel gegen seine Feinde, heldenmäßig tapfer, bis zur Strenge ein Freund der Ordnung, und bei aller Liberalität der Gesinnung furchtbar und unerbittlich gegen die Feinde des Gesetzes. Er verstand in hohem Grade die Kunst, sich mit den entgegengesetzten Charakteren zu vertragen, ohne dabei seinen eigenen Charakter aufzuopfern, dem Ehrsüchtigen zu gefallen, ohne ihm blind zu huldigen, dem Eiteln angenehm zu sein, ohne ihm zu schmeicheln. Nie brauchte er, wie der herz- und willenlose Höfling, seine persönliche

Würde wegzuwerfen, um der Freund seines Fürsten zu sein, aber mit starker Seele und rühmlicher Selbstverleugnung konnte er seine Wünsche den Verhältnissen unterwerfen. Dadurch und durch eine nie verleugnete Klugheit gelang es ihm, zu einer Zeit, in der alles Partei war, parteilos zu stehen, ohne seinen Wirkungskreis zu verlieren, und im Zusammenstoß so vieler Interessen der Freund von allen zu bleiben, gelang es ihm, einen dreifachen Thronwechsel ohne Erschütterung seines eigenen Glücks auszuhalten und die Fürstengunst, mit der er angefangen hatte, auch mit ins Grab zu nehmen. Denn es verdient bemerkt zu werden, daß er in dem Augenblicke starb, wo ihn Katharina von Medicis mit ihrem Hofstaat auf seinem Schlosse zu Durestal besuchte, und er auf diese Art ein Leben, das sechzig Jahre dem Dienste des Souveräns gewidmet gewesen war, noch gleichsam in den Armen desselben beschließen durfte.

Aber eben dieser Charakter erklärt uns auch das Stillschweigen über ihn auf eine sehr natürliche Weise. Alle diese Geschichtschreiber hatten Partei genommen, sie waren Enthusiasten entweder für die alte oder für die neue Lehre, und ein lebhaftes Interesse für ihre Anführer leitete ihre Feder. Eine Person wie der Marschall von Vieilleville, dessen Kopf für den Fanatismus zu kalt war, bot ihnen also nichts dar, was sich lobpreisen oder verächtlich machen ließ. Er bekannte sich zu der Klasse der Gemäßigten, die man unter dem Namen der Politiker zu verspotten glaubte; eine Klasse, die von jeher in Zeiten bürgerlicher Gärung das Schicksal gehabt hat, beiden Teilen zu mißfallen, weil sie beide zu vereinigen strebt. Auch hielt er sich bei allen Stürmen der Faktion unwandelbar an den König angeschlossen, und weder die Partei des Montmorency und der Guisen, noch die der Condé und Coligny konnte sich rühmen, ihn zu besitzen.

Charaktere von dieser Art werden immer in der Geschichte zu kurz kommen, die mehr das berichtet, was durch Kraft geschieht, als was mit Klugheit verhindert wird, und ihr Augenmerk viel zu sehr auf entscheidende Hand-

lungen richten muß, als daß ſie die ſchöne ruhige Folge eines ganzen Lebens umfaſſen könnte. Deſto dankbarer ſind ſie für den Biographen, der ſich immer lieber den Ulyſſes als den Achilles zu ſeinem Helden wählen wird.

Erſt zweihundert Jahre nach ſeinem Tode ſollte dem Marſchall von Vieilleville die volle Gerechtigkeit widerfahren. In den Archiven ſeines Familienſchloſſes Dureſtal fanden ſich Memoires über ſein Leben in zehen Büchern, welche Carloix, ſeinen Geheimſchreiber, zum Verfaſſer haben. Sie ſind zwar in dem lobredneriſchen Tone abgefaßt, der auch dem Brantôme und allen Geſchichtſchreibern jener Periode eigen iſt; aber es iſt nicht der rhetoriſche Ton des Schmeichlers, der ſich einen Gönner gewinnen will, ſondern die Sprache eines dankbaren Herzens, das ſich gegen einen Wohltäter unwillkürlich ergießt. Auch wird dieſer Anteil der Neigung keineswegs verſteckt, und die hiſtoriſche Wahrheit ſcheidet ſich ſehr leicht von demjenigen, was bloß eine dankbare Vorliebe für ſeinen Wohltäter den Geſchichtſchreiber ſagen läßt. Dieſe Memoires ſind im Jahr 1757 in fünf Bänden das erſtemal im Druck erſchienen, obgleich ſie ſchon früher von einzelnen gekannt und zum Teil auch benutzt worden ſind.

Rezenſionen

Friedrich der Große. Verſuch eines hiſtoriſchen Gemäldes. IItes u. IIItes Heft. 1787. Weimar, b. Hoffmann. 194 S. 8°. (9 gr.)

Eine ſchöne und anſchauliche Auseinanderſetzung des vorbereitenden Verdienſtes, welches Friedrich Wilhelm um die Stärke und den Glanz des preußiſchen Staates unter ſeinem Nachfolger gehabt hat, zeichnet dieſen Verſuch unter dem großen Haufen der Broſchüren und Werke, die denſelben Gegenſtand behandeln, ſehr zu ſeinem Vorteile aus. Bis die gehörige Menge der Materialien zu einer vollſtändigen Geſchichte Friedrichs II. und ſeiner Zeit herbeigeſchafft ſein und die Konkurrenz aller übrigen

Erfordernisse einen großen Kopf genug begünstigt haben wird, dem größten Mann seines Jahrhunderts ein würdiges Denkmal zu stiften, ist kein Versuch ohne Nutzen, der nur eine neue Tatsache liefert oder eine schon vorhandene besser motivieret, anwendet oder ordnet; und der gegenwärtige hat vor den mehresten noch das Verdienst einer sehr lebhaften und gefälligen Schreibart voraus. Das zweite Heft endigt mit dem Breslauer, das dritte mit dem Dresdner Frieden.

Historische Nachricht von dem letzten Lebensjahre Königs Friedrich des Zweiten von Preußen (mit der Einleitung zu der von ihm selbst geschriebenen Geschichte seiner Zeit). Vorgelesen in der öffentlichen Versammlung der Akademie, den 25. Jenner 1787, von dem Herrn Grafen von Herzberg. (Aus dem Französischen übersetzt). 1787. Ohne Druckort. 79 S. 8°. (3 gr.)

Die Leser mit einer Schrift, die von dem Namen ihres Verf. einen so großen Wert empfängt, bekannt machen zu wollen, würde sehr überflüssig und jetzt auch zu spät sein, da sich das Original schon in den meisten Händen befindet. Die Zusammenstellung der 2 verschiedenen Vorreden, welche der König in zwei ganz verschiedenen Perioden seines Lebens, im Jahr 1746 und 1775, zu der Geschichte seiner Zeit verfaßte, ist äußerst interessant und kann zu der Geschichte seines Geistes einen merkwürdigen Beitrag geben. Die Übersetzung ist hart und schwerfällig: z. B. S. 40 heißt es: „... eine sehr wichtige Verzichtleistung, die ich so wie die Ansprüche auf den Danziger Hafen zu der Zeit in Vorschlag brachte, da ich den Teilungs- und Abtretungsvertrag mitten in einer sehr kritischen Krankheit, an der ich damals darniederlag, entwarf.“ Wie viele ich nach einander, und welche harte, unbiegsame Periode!

Anmerkungen

I. Aus den Vorlesungen (S. 3—104).

Schiller hat in Jena nur in den vier ersten Semestern seiner Professur historische Vorlesungen gehalten. Im Sommer 1789 las er ein zweistündiges übervolles Publicum: Einleitung in die Universalgeschichte, begann am 26. Mai (s. u.) und schloß am 15. September, vermutlich mit Alexander dem Großen (an Lotte und Karoline, 1. September 1789). Das mäßig besuchte fünfstündige Privatkolleg des Winters 1789/90 über Universalgeschichte von Karl dem Großen bis Friedrich den Großen begann am 26. Oktober und wurde nach mannigfachen Unterbrechungen durch literarische Abhaltungen und die Hochzeit des Dichters (22. Februar) Ende März 1790 geschlossen. Ein gleichzeitig angekündigtes einstündiges Publicum über römische Geschichte von der Gründung der Stadt bis zum Untergang des weströmischen Reiches war dagegen noch Ende November „ziemlich voll". Bis zu welchem Zeitpunkte Schiller in beiden Vorlesungen vorgedrungen ist, wissen wir nicht. Das Privatkolleg des Sommers 1790, erster Teil der Universalgeschichte bis zur Gründung der fränkischen Monarchie, scheint teilweise eine Wiederholung des vorjährigen Sommerkollegs (und des Winter-Publicum?) gewesen zu sein. Stundenzahl (5?) und Frequenz sind unbekannt. Wir wissen nur, daß er früher als im Jahre 1789 begann (10.? Mai) und später schloß (Ende September). Der Schwerpunkt seiner akademischen Tätigkeit lag in diesem Semester in einem einstündigen Publicum über Theorie der Tragödie. Die Ankündigung für den Winter 1790/91 ist ganz unklar. Neben einem einstündigen Publicum über die Kreuzzüge wollte Schiller privatim über europäische Staatengeschichte und über Universalgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit lesen. Die Universalgeschichte war offenbar als eine Wiederholung des vorjährigen Winterkollegs gedacht, wurde aber auf dem Anschlagzettel (absichtlich?) vergessen. Die Staatengeschichte,

die er fünfstündig vor 20 „eingeschriebenen Hörern" las (Brahm, Schiller 2, 181), kann ebenfalls kaum etwas anderes als teilweise Wiederholung oder Ergänzung gewesen sein. Lediglich die Ankündigung eines Publicum über Universalgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts für den Sommer 1791 läßt darauf schließen, daß Schiller auf dem Katheder das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges nie erreicht hat. Denn schon im Januar 1791 machte seine Erkrankung den Ende Oktober 1790 angefangenen Vorlesungen, und damit seiner historischen Lehrtätigkeit überhaupt, ein Ende. Vgl. außer den Briefen bei Jonas auch B. Litzmann, Schiller in Jena 132 ff. und Fester im Schillerheft des Euphorion 1905.

Leider hat es allem Anschein nach keiner der Jenenser Hörer Schillers der Mühe wert gefunden, in seinen historischen Kollegien nachzuschreiben oder Erinnerungsnotizen zu machen. Abweichend von der akademischen Sitte seiner Zeit las Schiller nicht nach einem universalhistorischen Grundriß (Schlözer, Meusel u. a.), sondern „ex propriis dictatis", anfangs nach völlig ausgearbeiteten Heften, seit Januar 1790 „frei und aus dem Stegreif". Seine eigenen Veröffentlichungen aus dem Gebiete seiner Vorlesungen sind daher sämtlich aus dem ersten ausgearbeiteten, im Sommer 1790 teilweise wiederholten Sommer-Publicum und der ersten Hälfte des Winterkollegs 1789/90 geschöpft und mögen sich zu der läßlicheren Form des Heftes verhalten wie die ästhetischen Briefe in den „Horen" zu den ursprünglichen Briefen an den Augustenburger (vgl. Bd. 12, S. 359), wenn auch der Vorlesungscharakter nicht ganz verwischt ist (s. u. S. 300. 303). Weitere Spuren der Vorlesungen findet man in den Einleitungen zu den „Memoires", weniger in der ersten universalhistorischen Übersicht über die Kreuzzüge, die noch vor dem Kreuzzugskolleg erschien, als in der zweiten universalhistorischen Übersicht über das Zeitalter Friedrichs I. (S. 311).

Über Schillers Vorbereitung auf seine Vorlesungen unterrichtet hauptsächlich sein Brief an Körner vom 26. März 1789. Zum „Führer, der ihn auf eine nicht gar zu ermüdende Art durch die Universalhistorie leitete", erkor er sich die „Élémens d'histoire générale" des Exjesuiten Abbé Claude François Xavier Millot (1726—85) in der zwölfbändigen Übersetzung des Kieler Professors W. E. Christiani (Leipzig bei Crusius 1777 ff., Schillers Handexemplar jetzt auf der Ham-

burger Stadtbibliothek). Die „Anleitung zur Kenntnis der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte für Studirende" des Leipziger Philologen Christian Daniel Beck (Leipzig 1787 ff.) fand er „gar zu beschwerlich eingerichtet, der Noten wegen, die den Text weit übersteigen" — eine Methode, die ihm „äußerst zuwider" war. Unter der Weltgeschichte des Wittenberger Historikers Johann Matthias Schröckh (1733—1808), die er am 26. März noch aus Leipzig erwartete, haben wir wohl das „Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte" (Berlin 1774 und öfter), nicht die „Weltgeschichte für Kinder" (Leipzig 1779) zu verstehen. „Aus diesen dreien" dachte er „in Verbindung mit Robertson, Gibbon, Bossuet und Schmidt schon eine interessante eigene — für das erstemal — herauszuheben", wollte sich aber schon vom Sommer 1789 an „mit den besten Quellen selbst bekannt machen". Von Gibbons „History of the decline and fall of the Roman Empire" besaß er damals seit kurzem „die zwei ersten Teile" der in Leipzig erscheinenden Übersetzung (1779 ff., sein Exemplar jetzt in Hamburg, Stadtbibliothek). Bossuets „Discours sur l'histoire universelle" mochte er auf einer der thüringischen Bibliotheken gefunden haben. Von Schmidts Deutscher Geschichte (vgl. Bd. 15, S. 448) konnte er für seine Vorlesung nur den ersten Band, von Robertson wohl nur die Einleitung des ersten Bandes der übersetzten „Geschichte Kaiser Karls V.", seiner Fiesco-Quelle (vgl. S. 308 f. u. Anmerkungen zu Bd. 3) gebrauchen, von Spittlers „Handbuch der Kirchengeschichte", das ihn damals beschäftigte, die Kapitel über die Anfänge des Christentums.

Für erschöpfend kann diese Aufzählung Schillers nicht gelten. Voltaires „Essay sur les Moeurs" hatte er schon für den „Abfall" benutzt (vgl. Bd. 14, S. 63, 36 ff. und 419). Mit Schlözers „Vorstellung seiner Universalhistorie" (1772) war er aus der Zeit seiner medizinischen Abhandlung „Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" (1780, s. Bd. 11, S. 41 ff.) vertraut. Montesquieus „Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains" hatte er Anfangs Dezember 1788 kennen gelernt (an die Lengefelds, 4. Dezember) und „recht dazu gemacht" gefunden, „um studiert zu werden". Der Lengefeldsche Plutarch (in Schirachs Übersetzung) tat ihm noch vor Semesterschluß bei Alkibiades und Alexander „gar gute Dienste", während er auf Xenophon und Thukydides als

ſchlechter Grieche in Ermanglung deutſcher Überſetzungen ungern Verzicht leiſtete. Auf andere kürzere Hilfsmittel (S. 302) hat ihn wohl die Not des Augenblickes geführt. Welchen Gebrauch er von der Literatur machte, die ihm Körner am 31. März 1789 aufſchrieb (zum erſten Male abgedruckt in L. Geigers Ausgabe des Briefwechſels 2, 55), muß dahingeſtellt bleiben. Wenigſtens Fiſcher und Anderſon waren ihm längſt bekannt (vgl. Bd. 14, S. 419 unter 18 und 19). Körners „ſogenannten Hißmann", d. h. die „Neue Welt- und Menſchengeſchichte", eine von dem Göttinger Philoſophen Michael Hißmann mit Zuſätzen und Anmerkungen verſehene Überſetzung der anonymen „Histoire nouvelle de tous les peuples du monde" (Alte Geſchichte, 5 Bde., Münſter und Leipzig 1781 ff.) hätte er gern für ſein Publicum nochmals eingeſehen, weil das Buch „einige ſinnreiche Hypotheſen enthalte, die ſich mitnehmen ließen, um hier und da eine trockene Materie aufzuheitern". Rollins „Histoire Romaine jusqu'à la fin de la république" (1739 und öfter), die er im Sommer 1789 durchleſen wollte, wird er auch ohne Inanſpruchnahme Körners aufgetrieben haben. Mit Livius, den er im September 1789 zum erſten Male mit „überaus viel Vergnügen" las, ſollte ſie zugleich der Vorbereitung für das Winter-Publicum dienen.

In Anbetracht des Vorleſungszweckes, der kurzen Vorbereitungszeit und der Schwierigkeiten der Beſchaffung wird man dieſen Apparat weniger dürftig finden, als er dem modernen zünftigen Auge auf den erſten Blick erſcheint. Profeſſor Schiller prahlt vor dem Freunde nicht mit den Titeln nie geſehener Bücher. Körner glaubt ihm ſogar etwas „Charlatanerie" auf dem Katheder empfehlen zu müſſen. Schon die Tatſache, daß Schiller nicht einmal in den drei Bibliotheken Jenas das nötigſte Handwerkszeug vorfand, obwohl der Ordinarius der Geſchichte Chriſtoph Gottlob Heinrich ebenfalls über Univerſalgeſchichte las, gibt zu denken. Ein Göttinger hiſtoriſcher Maßſtab war 1789 in Jena unmöglich. Das entſchuldbare Minus an Gelehrſamkeit des Anfängers wird bei Schiller überdies durch ein Plus an Ideen ausgeglichen, um das ihn die meiſten ſeiner univerſalhiſtoriſchen Kollegen auf deutſchen Kathedern beneiden durften. Der Horizonterweiterung durch Schlözer und Gibbon entſpricht die aus Voltaire und namentlich aus Montesquieu erlernte über den Dingen ſchwebende Betrachtungsweiſe.

Die kräftige Anpackung des universalhistorischen Problemes aber hat er nächst Schlözer vor allem seiner ersten Bekanntschaft mit Kant, der in den August 1787 fallenden Beschäftigung mit der „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" und dem „Mutmaßlichen Anfang der Menschengeschichte" zu verdanken gehabt, weniger Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", deren vierter und letzter Teil über das Mittelalter erst Ende 1791 erschienen ist. An seinem eigenen Ideale, „Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Kunst, der Sitten und Geschichte des Handels mit der politischen in Eins zusammenzufassen", nicht an den Leistungen einer durch Rankes Schule gegangenen Generation wollen auch die folgenden Vorlesungsfragmente gemessen sein.

Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? (S. 3—24.)

Die Rede erschien im November 1789 in Wielands „Teutschem Merkur" und in einem Sonderdruck der akademischen Buchhandlung in Jena mit dem Zusatz: „Eine akademische Antrittsrede bei Eröffnung seiner Vorlesungen gehalten von Friedrich Schiller, Professor der Geschichte in Jena." In einer zweiten Auflage des Sonderdruckes mit dem Erscheinungsjahr 1790 hatte sich der „Professor der Geschichte" infolge des bekannten Einspruches des Jenenser Ordinarius für Geschichte Heinrich (s. u. S. 298 und Briefe II, 365. 367) in einen „Professor der Philosophie" verwandelt. Unserer Ausgabe liegt der Wiederabdruck im ersten Bande der „Kleineren prosaischen Schriften" (1792) zu Grunde. — Die Einsetzung von „hoffentlich" vor „nicht mehr zerfleischen" (13, 18) und die Änderung der Lesart von 1789 „ewig" in „Jahrhunderte" (15, 17) tragen den weniger hoffnungsvollen Zeitverhältnissen von 1792 Rechnung.

Bei der Revision für den Druck glaubte Schiller „dem Publikum etwas mehr Ausgearbeitetes schuldig zu sein als einem Haufen unreifer Studenten", ließ aber, indem er aus den zwei ersten Vorlesungen vom 26. und 27. Mai mit deutlich erkennbarer Naht (9, 6) eine Rede machte, die Disposition und den Gedankengang unberührt. Das Mißverständnis eines Hörers, daß Schiller die Universalgeschichte mit der Völkerwanderung anfangen lasse, erklärt sich sehr

einfach daraus, daß Schiller nach Schlözers Disposition Einleitung in die Universalgeschichte angekündigt hatte und seinen Hörern vermutlich als Thema seiner Sommereinleitung gleich zu Beginn die alte Geschichte nannte, diese also scheinbar von der eigentlichen Universalhistorie ausschloß. (Vgl. das Briefsfragment aus Niethammers Nachlaß vom 26./27. Mai 1789 in der Gratulationsschrift Erich Schmidts für Karl Weinhold zum 26. Oktober 1893.) Die Vermutung von Kükelhaus (in Bellermanns Ausgabe XIV, 15 f.), Schiller habe, angeregt durch eine 1788 im Oktoberheft des „Merkur" abgedruckte Vorlesung des Jenenser Juristen Gottlieb Hufeland „Über den Wert und Nutzen der Geschichte des Mittelalters", ursprünglich über Mittelalter lesen wollen, ist daher hinfällig.

Älteren Datums ist das Mißverständnis der berühmten Unterscheidung zwischen dem Brotgelehrten und dem philosophischen Kopfe (4, 28 ff.). Schon Vater Schiller berichtete am 6. März 1790: kein schwäbischer Gelehrter „will Brotgelehrter sein, die meisten aber fühlen gar zu sehr, daß sie keine Genie-Gelehrten sind. Vermutlich wird es in Jena ebenso sein, und dann kann sich mein lieber Fritz übel empfohlen haben. Es sei! ich weiß, er wird sich zu helfen wissen." Schillers eigene Klagen über die an kleinen Hochschulen besonders lästigen Kollisionen besuchter Vorlesungen, sein Ausruf „Jede Wissenschaft muß Brotwissenschaften weichen" scheinen in der Tat seinen Ausführungen die Bedeutung einer Kriegserklärung gegen den ganzen akademischen Betrieb zu geben, wenn nicht gar eines persönlichen Ausfalles gegen Professor Heinrich, den mutmaßlichen „Professor Historiarum" der Xenien (s. Bd. 2, S. 122, Nr. 269), den der berühmte Konkurrent für sein „Brot" besorgt gemacht hatte. Allein man verkennt doch ganz und gar Schillers Art, wenn man Nebenmomente betont und darüber das, was ihm die Hauptsache sein mußte, übersieht. Denn nicht mit seinen Kollegen, sondern mit den Studenten und ihrem „Studierplan" (4, 28) hat er es zu tun. Jede Wissenschaft kann von Banausen zur Brotwissenschaft degradiert werden, und jede Wissenschaft sollte von ihren Jüngern zunächst doch um ihrer selbst willen studiert werden. Nicht auf „die mit dreifachem Erz umpanzerte Brust des Gelehrten", sondern auf die durch Jenas Gassen „mit Schritten eines Niebesiegten" wandelnden Studenten zielen Schillers Pfeile. Wie

früher die Erziehung der Nation durch die Bühne, wie später die ästhetische Erziehung faßt er hier zu Beginn seiner akademischen Laufbahn die wissenschaftliche Erziehung im höchsten und reinsten Sinne und inauguriert damit die Blütezeit Jenas, wo „die schläfrige Völlerei der Landesuniversitäten" (Worte des jungen Treitschke an G. Freytag) und das nur an das spätere Brot der Berufsversorgung denkende Banausentum bis dahin die Oberhand hatten.

Auch der Charakter der zweiten Vorlesung über den „Begriff der Universalgeschichte" (9, 6 bis 24, 7) pflegt verkannt zu werden. Die frischen Spuren der obengenannten Quellen des jungen Universalhistorikers sind unverkennbar. (Vgl. Fester, Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie S. 98 ff.) Neben Schlözer, Gibbon, Herder, Huseland hat vor allem Kant ältere Gedankenreihen des Dichters zur Entwicklung gebracht. Die Hauptsache ist ganz Schillers Eigentum. Auf dem Katheder erwacht in ihm der Systematiker und beginnt sein Geschäft mit einer scharfen Begriffsbestimmung der Universalgeschichte, wie er um dieselbe Zeit als Herausgeber der „Memoires" sich bemüht, zunächst den Begriff dieser Literaturgattung festzustellen (vgl. S. 108, 31 ff.). Gegen Kuno Fischer (Schiller als Philosoph S. 195 ff.) muß jedoch betont werden, daß dabei der Philosoph noch ganz hinter den Historiker zurücktritt. Die teleologischen Fragen nach dem Zweck unseres Daseins werden nur gestreift. Wichtiger ist die Verknüpfung der fernsten Vergangenheit mit der Gegenwart, der Nachweis, daß die Universalhistorie, soweit es die Überlieferung ihr gestattet, die Wurzeln unserer Existenz aufsucht, ihr Studium daher durch die Einsicht in die vorausgegangene, den heutigen Weltzustand bedingende Arbeit der Generationen unser Dasein erweitert. Huseland hatte gezeigt, daß die Neuzeit ohne das Mittelalter undenkbar wäre, das Mittelalter also schon deshalb ein eingehenderes Studium verdiene. Schiller verfolgt die Wurzeln des Zeitalters der Aufklärung noch weiter zurück bis in die Anfänge menschlicher Kultur und gelangt so zu einer Definition der Universalgeschichte, die man mit den dürftigen Auseinandersetzungen Millots, Becks und Schröckhs, mit den fruchtbaren, aber kurzen und weniger geordneten Andeutungen Schlözers vergleichen muß, um sein wissenschaftliches Verdienst zu ermessen. Über das Studium der Geschichte der einzelnen Völker und Staaten will seine Rede nichts

aussagen. Ihren Zweck, von der Wichtigkeit des Studiums der Universalgeschichte zu überzeugen, erfüllt sie vollkommen.

Welchen Anteil an dem noch heute lebendigen Eindruck der Rede ihre Form hat, kann hier nur gestreift werden. Die stilistische Unsicherheit des historischen Prosaisten (vgl. Bd. 14, S. 421 und die Einleitung zu Bd. 13) verschwindet auf dem Katheder. Der Dramatiker darf sich als Monologsprecher selbst spielen. Schiller denkt auch bei der Bearbeitung für den Druck mehr an Hörer als an Leser. Die Sperrung gewisser Worte und Satzteile hat hier wie auch sonst wohl in Schillers Prosa als Anweisung zu gehöriger Betonung die Bedeutung eines Regievermerkes. Die poetische Färbung des Ausdruckes erinnert an Rousseau, stört aber nirgends die Klarheit des Gedankenganges und läßt die Rede als Vorstudie zum „Eleusischen Fest" (vgl. 10, 21 ff. mit Bd. 1, S. 170, 9—16) und zum „Spaziergang" (11, 15 ff.) erscheinen. Der Begriff „Prunkrede" würde ihren Charakter nicht umschreiben. Sie ist das Muster einer Festrede und stellt sich auch dadurch an den Anfang des größten Jahrzehnts in der Geschichte Jenas.

Etwas über die erste Menschengesellschaft (S. 24—42).

Erschien 1790 im 11. Hefte der „Thalia". Unsere Ausgabe nach dem wenig veränderten Wiederabdruck im ersten Bande der „Kleineren prosaischen Schriften" 1792. An das Kollegienheft erinnern noch zwei stehengebliebene Überschriften (36, 31. 37, 23), die Schiller weder in Sätze verwandelt noch durch Sperrdruck hervorgehoben hat. Zu dem Titel hatte der Verfasser in der „Thalia" die 1792 weggelassene Anmerkung gemacht: „Es ist wohl bei den wenigsten Lesern nötig, zu erinnern, daß diese Ideen auf Veranlassung eines Kantischen Aufsatzes in der Berliner Monatschrift entstanden sind."

Trotz dieser ausdrücklichen Bezugnahme auf Kants Aufsatz über den „mutmaßlichen Anfang der Menschengeschichte" (Berliner Monatschrift, Januar 1786) will die Abhandlung Schillers innerhalb des universalhistorischen Rahmens und als das Erzeugnis der Phantasie eines Dichters gewürdigt sein. Die Metamorphosen der menschlichen Urpflanze waren seit Locke ein Lieblingsthema des philosophischen Jahrhunderts. Während heute Sprachwissenschaft und Anthropologie versuchen, den Schleier der Vorzeit ein wenig zu lüften,

fing man wie die vorausgegangenen scholastischen Jahrhunderte mit Adam an und konstruierte aus der Mosaischen Schöpfungsgeschichte eine Genesis, die je nach dem Standpunkte des Betrachters aus der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechts" mehr den philosophischen, poetischen oder religiösen Gehalt herausholte. Als Universalhistoriker hat Schiller nach seiner eigenen Definition (17, 20 ff. 33 f.) nicht nur von der noch unentwickelten Anthropologie, sondern auch zu W. v. Humboldts Verwunderung von dem Problem der Entstehung der Sprache keine Notiz genommen. Als Dichter kann er es sich nicht versagen, wenigstens in der Einleitung zur Universalhistorie wie Kant „auf den Flügeln der Einbildungskraft" das für die Weltgeschichte verlorene Vacuum zu durchmessen. Während es aber dem Philosophen lediglich auf „die Entwickelung des Sittlichen im Tun und Lassen" der ersten Menschen ankommt, läßt der Dichter den anfangs festgehaltenen ethischen Leitfaden Kants (24, 8 bis 28, 5) bald fallen, um sich ganz der poetischen Ausmalung der Urzustände der Menschheit zuzuwenden, die erst am Schlusse (42, 7 ff.) durch Vergleich mit historischen Ereignissen wieder in eine lockere Beziehung zu seinem Vorlesungsthema gesetzt werden. Seine alten Ideen über den Dualismus der geistigen und tierischen Natur des Menschen (Bd. 11, S. 41 ff.) haben durch Kant neuen Nahrungsstoff empfangen. Die Form, in die er sie kleidet, erinnert weit mehr an Rousseau, den er sachlich überwunden hat, und verbindet den Aufsatz mit Schillers rein poetischen Phantasien über das Kulturproblem („Spaziergang", „Die vier Weltalter", „Das eleusische Fest", hie und da auch „Die Künstler").

Die Sendung Moses (S. 43—67).

Erschien noch vor der „Ersten Menschengesellschaft" 1790 im 10. Hefte der „Thalia" und wurde im ersten Bande der „Kleineren prosaischen Schriften" 1792 wieder abgedruckt.

Mit dem folgenden Aufsatze teilt dieser wie alle älteren Darstellungen aus der alten Geschichte heute das Schicksal, sachlich völlig veraltet zu sein. Die Wissenschaft der Aegyptologie setzt erst mit der Entzifferung der Hieroglyphen durch Champollion 1822 ein. Die Befreiung der hebräischen Urgeschichte aus der Umklammerung der Theologie ist noch jüngeren Datums. Nichtsdestoweniger ist es auch heute noch

in hohem Maße beachtenswert, wie sich der Universalhistoriker Schiller seinen Weg sucht. In dem Streben, „aus der Summe der Begebenheiten diejenigen herauszuheben, welche auf die heutige Gestalt der Welt einen wesentlichen Einfluß gehabt haben“ (18, 21 ff.), kann er dem Problem der „Gründung des jüdischen Staats durch Moses“ wegen seines Zusammenhanges mit dem Christentum, dem Islamismus und dem Zeitalter der Aufklärung (S. 43) nicht wie sein Millot (1, 87) respektvoll ausweichen. Von der Profangeschichte im Stich gelassen, von einer blindgläubigen Theologie durch den weltlichen Wissenstrieb geschieden, greift er nach einem Surrogat, dem 67, 24 f. zitierten Büchlein seines Jenenser Kollegen, des Philosophen Reinhold, dessen genauerer Titel lautet: „Die Hebräischen Mysterien oder die älteste religiöse Freymaurerey. In zwey Vorlesungen, gehalten in der □ zu **** von Br. Decius. Leipzig. G. J. Göschen 1788.“ Der Freimaurerpoesie gründlich abhold (vgl. Bd. 1, S. 290 f.), wird er das Opfer der Freimaurerwissenschaft, die im Aufspüren unmöglicher Zusammenhänge Großes geleistet hat. Bei alledem hält er aber den universalhistorischen Faden fest und legt hier wie in dem Aufsatz über die erste Menschengesellschaft Wert darauf, jedesmal genau anzumerken, wann etwas historisch Wirksames zum ersten Male in die Erscheinung tritt (67, 4). Dies und die Herausarbeitung der Gestalt des Religionsstifters und Verschwörers gegen die Aegypter, weniger der Gedanke an die Erziehung des Menschengeschlechtes, den Reinhold wie Lessing aus Warburtons „Divine legation of Moses“ herübernahm, ist dem Universalhistoriker Schiller die Hauptsache, während der poetische Niederschlag dieser Studie, abgesehen von dem durch den „Geisterseher“ vorbereiteten Einblick in das ganz unschillerische Reich der Mysterien, sich auf „Das verschleierte Bild von Sais“ beschränkte (vgl. 53, 23 und 54, 18 nach Decius 54 und 74 mit Bd. 1, S. 208, 28 f. 210, 74 ff.).

Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon (S. 67—104).

Der Aufsatz folgte im 11. Hefte der „Thalia“ auf die „Erste Menschengesellschaft“ und wurde von Körner in Schillers Werke aufgenommen, weil er selbst während seines Besuches in Jena (10.—18. August 1789, also am 11. oder

12.) die Vorlesung des Freundes über Lykurg gehört hatte und auch nach Schillers brieflichen Mitteilungen (18. Oktober 1790) an dessen Autorschaft nicht zweifeln konnte. Erst 1863 bemerkte Nagel (Herrigs Archiv 33, 165—196) die nahezu wörtliche Übereinstimmung des „Lykurgus" mit einer Rede „Über die Vorzüge und Gebrechen der Lykurgischen Gesetzgebung und Staats-Verfassung", die Schillers Lehrer im Griechischen Joh. Jak. Heinrich Nast (1751—1822) bei Niederlegung des Prorektorates der Karlsschule 1792, zwei Jahre nach der Thaliaveröffentlichung, in Gegenwart des Herzogs Karl Eugen gehalten und 1820 in den ersten Teil seiner „Kleinen akademischen und gymnastischen Gelegenheits-Schriften" S. 95—114 aufgenommen hat. Während Nagel annahm, daß Schiller aus Manuskriptnot nach einem von der Karlsschule stammenden Musteraufsatze (Nasts) griff, stellte Goedeke in der historisch-kritischen Ausgabe der Werke 9, XI f. die Hypothese auf, daß Schiller einen für die „Thalia" eingesandten Aufsatz Nasts über Lykurg und Solon erweitert und in dieser Gestalt den Lykurg Körner vorgelesen habe. Obwohl seitdem die Nastsche Autorschaft wenigstens des „Lykurg" für erwiesen gilt, bin ich bei erneuter Vergleichung zu der Überzeugung gelangt, daß Schiller nicht der Bearbeiter, sondern der Autor ist. Der Charakter der Vorlesung ist auch in dieser wie in den vorhergehenden Abhandlungen nicht ganz verwischt. Die erste Vorlesung über Lykurg schloß effektvoll 78, 18—23 mit einem bei Nast fehlenden aus Millot 1, 213 geschöpften Absatz. Denn der ebenfalls bei Nast fehlende Absatz 78, 24—35 leitet unverkennbar die folgende Vorlesung ein (vgl. besonders 78, 28 f.). Im „Solon" ist 96, 37 eine saloppe Katheder-phrase stehen geblieben (vgl. auch 81, 36 f.). Der selbst für eine Vorlesung etwas eilige Schlußsatz 104, 27 f. illustriert das briefliche Geständnis an die Lengefelds vom 1. September 1789 aus einem wenig späteren Vorlesungsstadium: „Ich eile jetzt ganz gewaltig, und meine Studenten freuen sich ordentlich, wie schnell es geht. Ganze Jahrhunderte fliegen hinter uns zurück." Auch wenn Schiller in seiner Vorlesungsnot einen alten Aufsatz benutzt hätte, sind doch die bei Nast fehlenden Sätze so erheblich (68, 18—20. 28—38; 69, 11—13. 15—18. 28—30; 71, 7—20. 25—30. 35 f.; 72, 4—10. 20—22. 26 f.; 73, 4—6. 12—15; 74, 1—20. 32—37; 75, 12—16. 24—38; 76, 1—3. 13—17. 21—33. 37 f.; 77, 1—2. 31—34. 37 f.; 78,

3—11. 18—35. 38; 79, 1—4. 23—38; 80, 24—33. 81, 26 bis 38; 82, 1—4. 7—16; 83, 1—10) und selbständig, ist die Beziehung auf die Vorlesung über Moses (76, 37 bis 77, 2) so unverkennbar, daß man Schiller unmöglich die Aneignung einer fremden Arbeit zutrauen kann, aus der er nicht nur Tatsachen oder Hypothesen wie im Moses, sondern auch eine fest formulierte mit W. v. Humboldts Ideen übereinstimmende Staatsansicht (79, 8 ff.) wörtlich herübergenommen und lediglich weiter ausgesponnen hätte (u. a. 79, 23—38). Vgl. Fester im Schillerheft des Euphorion 1905.

Wie dem aber auch sei, wie man namentlich, wenn Schiller die Priorität gebührt, die Anleihe Nasts aus der „Thalia" deuten mag, so steht doch fest, daß der Aufsatz ein Stück von Schillers Vorlesungen ist und daß auch ein so tüchtiger Philologe wie Nast das Lykurg-Problem um dieselbe Zeit nicht anders anpackte als sein einstiger Schüler. Der Vergleich Spartas und Athens durch Gegenüberstellung ihrer Heroen der Gesetzgebung, des halbmythischen Lykurg und der historisch deutlicheren Gestalt Solons war schon im Altertum ein beliebtes Thema historischer Rhetorik. Das Streben, in der Gesetzgebung den Gesetzgeber zu suchen, charakterisiert das achtzehnte Jahrhundert. Schiller versteht es jedoch, die biographische Tendenz des Dramatikers und Plutarchschülers in den Dienst der universalhistorischen Tendenz zu stellen, indem er statt nach den Anfängen des Königtums nach dem ersten König (S. 39), statt nach der ersten Theokratie nach dem ersten priesterlichen Staatsmann (66, 5), statt nach dem „Meisterstück der Staats- und Menschenkunde" (78, 37) nach dem Meister fragt. Wenn ihm dagegen die Verkörperung Athens in Solon weniger gelungen ist, so bedeutet der leise Tadel Körners eher ein Lob für den Universalhistoriker, der, mit einem deutschen Plutarch umgehend, doch die Unmöglichkeit einsah, den Reichtum einer schon im hellen Tageslichte der Geschichte liegenden Periode in das begrenzte Schema der Biographie zu zwängen.

Die Quellen dieses Aufsatzes bedürfen noch näherer Untersuchung. Voran steht Plutarch, und zwar nachweisbar in der deutschen Übersetzung Gottlob Benedikts von Schirach (Bd. 1, Berlin und Leipzig 1777). Die französische Form Salamine für Salamis (89, 2 und „Phädra" V. 95) fand Schiller sowohl bei diesem (1, 320) als auch bei Millot 1, 215 u. ö. Einzelne Angaben stammen aus anderen Quellen,

ſo 74, 32—38 vielleicht aus Beck 1, 240, Anm. o. Zwiſchen Plutarch und den Dichter tritt wie ſchon früher einmal (Bd. 14, S. 438 zu 73, 3) Shakeſpeares Schatten und gibt dem Coriolan 80, 25 das Pränomen Cajus für Cnejus. Ob und wie weit, allerdings erſt für die Druckfertigmachung, die Voyage du jeune Anacharsis von Barthélemy benutzt worden iſt, laſſe ich dahingeſtellt, während die Spuren Montesquieus (vgl. 100, 23) ſich hier noch ſtärker als in den vorausgehenden Aufſätzen in dem Herausholen des „esprit des lois“ zu erkennen geben.

Das poetiſche Erträgnis der Studie läßt ſich mehr in Einzelzügen als in Geſamtkompoſitionen nachweiſen. Vgl. 72, 4 ff. und 104, 8 f. mit „Tell“ V. 1514 und 2387—89; 78, 21 f. mit dem „Spaziergang“ V. 96 ff.; 82, 33 ff. und 83, 1 f. erinnern an die „Künſtler“ V. 147—49 und 397.

II. Aus der Sammlung hiſtoriſcher Memoires

(S. 105—269).

Vorbericht (S. 105—109).

Die von Schiller herausgegebene „Allgemeine Sammlung hiſtoriſcher Memoires vom zwölften Jahrhundert bis auf die neueſten Zeiten, durch mehrere Verfaſſer überſetzt, mit den nötigen Anmerkungen verſehen, und jedesmal mit einer univerſalhiſtoriſchen Überſicht begleitet“ erſchien in Jena bei J. M. Mauke in zwei Abteilungen, die erſte, dem Mittelalter gewidmete in 4 Bänden 1790—95, die zweite mit dem Zeitalter Heinrichs IV. von Frankreich einſetzende (109, 25 ff.) in 29 Bänden 1791—1806. Als Mitherausgeber wurde auf dem Titel von I, 4 der Jenenſer Hiſtoriker Woltmann, der Fortſetzer der Geſchichte des Dreißigjährigen Krieges, genannt. Den Schlußband (II, 29) beſorgte nach Schillers Tod laut Angabe des Titels ſein Landsmann, der Orientaliſt H. E. G. Paulus. Schillers eigene redaktionelle Tätigkeit erſtreckte ſich nur auf die bis 1793 erſchienenen drei Bände der erſten und fünf Bände der zweiten Abteilung. Aus I, 1 und 3, ſowie aus II, 1—5 ſind die in unſerer Ausgabe vereinigten Vorberichte und Einleitungen Schillers entnommen. Trotz ſeiner angeblichen öffentlichen Losſagung von dem Unternehmen (vgl. an Goethe, 12. Februar 1796)

ſcheint er gegen eine kleine Tantieme auch über die von II, 6 ab von Paulus beſorgten Bände eine Art Oberaufſicht ausgeübt zu haben, weil ſich ein Teil der in den ſpäteren Bänden überſetzten oder von Paulus benutzten Memoiren in ſeinem Beſitze befand. (Jetzt durch Legat auf der Hamburger Stadtbibliothek. Vgl. den antiquariſchen Katalog der Bibliothek Schillers von Stargardt 1859 und A. Köſter im Hamburger Korreſpondent 1891, Nr. 419.)

Die Anregung zu dieſer groß angelegten Publikation entnahm Schiller der Collection universelle des mémoires particuliers relatifs à l'histoire de France (105, 2 ff.), deren erſter Band 1785 in London erſchienen war (bis 1790 67 Bände). Die ſchon unter Ludwig XV. eingetretene Ebbe in der Memoirenproduktion hatte am Vorabend der neuen revolutionären Memoirenflut franzöſiſche Hiſtoriker zu einer erſten Muſterung und Sammlung der vorhandenen Literatur veranlaßt, und Schiller erkannte ſofort, daß auch in Deutſchland die Zeit für ein ähnliches Unternehmen gekommen ſei. Von vornherein ging ſein Plan weiter, als er ſelbſt ihn zur Ausführung brachte. Als er ſeinen erſten „Vorbericht" ſchrieb, war er ſich ſchon darüber klar, daß die Memoiren des Kardinals von Retz (109, 11; vgl. Bd. 14, 441 zu 122, 4) in ſeine Sammlung gehörten, während die Mémoires de la maison de Brandebourg Friedrichs des Großen (109, 7) auszuſchließen ſeien. Schon als dramatiſcher Stoffſucher ein eifriger Memoirenleſer, wird er ſich freilich erſt bei ernſterer Erwägung einer Publikation (im November 1788) einen ſyſtematiſchen Überblick über die ganze Literaturgattung, ſo gut er es mit ſeinen Hilfsmitteln vermochte, verſchafft haben. Was ihm ſelbſt dabei vorſchwebte, haben Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke und K. Ritter tatſächlich geleiſtet, als ſie „Die Geſchichtſchreiber der deutſchen Vorzeit in deutſcher Bearbeitung" herausgaben. Für ihn ſelbſt und ſeine Publikation wurde es verhängnisvoll, daß er auf einen fruchtbaren populärwiſſenſchaftlichen Gedanken, deſſen Ausführung Geld, Zeit und eine Menge tüchtiger Mitarbeiter erheiſcht hätte, ohne alle dieſe Vorausſetzungen ſeine materielle Exiſtenz als unbeſoldeter, bald verheirateter Profeſſor gründen wollte. Wenn er geglaubt hatte, die angekündigten univerſalhiſtoriſchen Überſichten aus ſeinen univerſalhiſtoriſchen Vorleſungen und die Vorleſungen durch die aus ſeiner Quellenlektüre ihm zuſtrömenden Ideen ſpeiſen zu

können, so sollte ihm bald, seine Kränklichkeit zur Krankheit steigernd, der Stoff derart über den Kopf wachsen, daß der allmähliche Rückzug von einem so heterogenen Zwecken dienstbar gemachten Unternehmen für ihn ein einfaches Gebot der Selbsterhaltung wurde. Die versprochene Fortsetzung der universalhistorischen Übersicht über das Zeitalter der Kreuzzüge überließ er, weil ihm seine Vorlesung zu wenig vorgearbeitet haben mochte, Woltmann. Die Geschichte der französischen Unruhen hat er bis 1793 fortgesetzt trotz der Ende 1790 eingetretenen vorübergehenden Insolvenz des Verlegers und trotz der Verbesserung seiner eignen pekuniären Lage durch die Augustenburgische Pension, weil ihm diese Studie bei geringerem Zeitverlust reichere Ausbeute für seine wiederaufgenommenen dramatischen Pläne verhieß. Über den Charakter der reinen Geldspekulation erheben sich auch die leichter fundamentierten Einleitungen Schillers. Bei alledem würde der Gesamteindruck der Sammlung erfreulicher sein, wenn die philologische Arbeit nicht so minderwertig wäre. Mit seinen Feldherrngaben für subalterne Übersetzerarbeit am wenigsten vorbereitet, hat Schiller doch gleich in die einem Studenten anvertraute Bearbeitung der Ἀλεξιάς der byzantinischen Kaiserstochter Anna Komnena (108, 13. 17) in noch nicht genauer festgestellter Weise selbst eingreifen müssen, um schließlich sehr gegen seine strengen redaktionellen Grundsätze dem Unheil seinen Lauf zu lassen. Man tut daher gut, wie es unsere Ausgabe ermöglichen will, die Intentionen Schillers für sich ins Auge zu fassen. In der „Sammlung" verschwanden seine Aufsätze wie schlecht aufgehängte Bilder in einer mittelmäßigen Galerie. Herausgenommen reihen sie sich von selbst als Kabinettsstücke wieder in den universalhistorischen Zusammenhang ein, den wir oben für die Aufsätze aus den Vorlesungen nachwiesen.

Die äußere Geschichte der Sammlung übersieht man jetzt am vollständigsten in einem Programm der dritten Berliner Realschule von G. Lücking (Schiller als Herausgeber der Memoirensammlung 1901). Die Würdigung der Leistung Schillers hat hier wie bei den Vorlesungen mit der literarhistorischen Kleinkrämerei nicht gleichen Schritt gehalten.

Mit der Vorrede der Herausgeber der Collection hat Schillers Vorbericht manche Berührungspunkte. Vgl. 106, 23 ff. mit Collection V; 107, 13 mit Collection IX: „dans

l'histoire, le héros n'est trop souvent qu'un héros; dans ces Mémoires, il est homme, c'est-à-dire, un composé bizarre, mais vrai, de perfections et de défauts, de vices et de vertus qu'il ne peut plus cacher sous un habit de théatre". Schillers Eigentum ist die Begriffsbestimmung (108, 32 ff. Vgl. oben S. 299).

Universalhistorische Übersicht der vornehmsten an den Kreuzzügen teilnehmenden Nationen (S. 110—133).

Aus I, 1 der „Memoires", wo der Aufsatz auf den „Vorbericht" folgend die Einleitung zur Übersetzung der „Alexias" bildete. Ein Fragment (110, 25 bis 122, 21) nahm Schiller 1792 auf in den ersten Band der kleineren prosaischen Schriften unter dem Titel: „Über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter", ein Beweis seiner eigenen Einschätzung dieser Arbeit (vgl. auch an Karoline, 3. November 1789; an Körner, 1. Februar, 16. Mai 1790) und zugleich ein Fingerzeig, daß er selbst damals, schon um das Unternehmen nicht zu schädigen, an eine Herausschälung seines Anteils an den Memoires nicht gedacht hat. In dieser Gestalt ging der Aufsatz in die erste Gesamtausgabe der Werke über, doch brachte Körner auch einen Wiederabdruck der zweiten Hälfte (122, 29 bis 133, 12) unter dem mit dem verfassungsgeschichtlichen Inhalt schlecht zusammenstimmenden Verlegenheitstitel: „Übersicht des Zustands von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges". Erst die Herstellung des ursprünglichen Textes läßt Schillers Disposition erkennen. Von den Nationen, die sich an den Kreuzzügen beteiligten, hat er nur die occidentalischen Christen (110, 6 f.) behandelt. Noch fragmentarischer ist die 122, 24 ff. angekündigte Schilderung der Kultur des Occidentes im Zeitalter der Kreuzzüge. Der kulturhistorische Querschnitt blieb der für den zweiten Band in Aussicht genommenen Fortsetzung vorbehalten (136, 27 ff.). Die von Schiller kurz charakterisierte Lehnsverfassung ist nicht mehr als die Voraussetzung des Zustandes, den er eigentlich schildern wollte.

Erleichtert wurde Schiller seine universalhistorische Auseinandersetzung mit den Problemen der Völkerwanderung und der Kreuzzüge durch den meisterhaften „Abriß vom Wachstume und Fortgange der Gesellschaft in Europa", den W. Robertson (1721—93) seiner Geschichte Karls V. vorausge-

schickt hatte (Übersetzung von Mittelstedt, Braunschweig 1770. 1, 3 ff.). Auch der substantielle Kern der Erörterungen über das Benefizialwesen stammt hauptsächlich aus den „Erläuterungen" derselben Quelle (1, 270 ff.) Von der berühmtesten Strophe der „Worte des Glaubens" (Bd. 1, S. 163, V. 7—12) läßt sich über 121, 1—4 hinaus die Gedankenspur zurückverfolgen bis zu der von Robertson 1, 51 f. mitgeteilten Ordonanz Ludwigs X. von 1315, daß alle Leibeignen des Königreichs Frankreich freizulassen seien, da „alle Menschen von Natur frei geboren wären". Was die Lektüre Montesquieus, Voltaires, Gibbons, Spittlers (Bd. 15, S. 455 zu 88, 8), Pütters (Bd. 15, S. 450), des anonymen Esprit des croisades (Dijon und Paris 1780, 4 Bände, Schillers Exemplar jetzt in Weimar, Goethe-Schiller-Archiv) und anderer zur Ergänzung Robertsons beigetragen haben mag, läßt sich im einzelnen schwer feststellen. Die leise Modifikation des Urteils der Aufklärung über das mittelalterliche Papsttum (122, 3 ff.) mag auf J. v. Müllers „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft" 3 (1788), 10 bis 14 zurückzuführen sein. Mit allen historischen Repräsentanten der Weltanschauung seines Jahrhunderts teilt Schiller das Urteil über „die Torheit und Raserei" (111, 25) der Kreuzzüge (vgl. u. a. Robertson 1, 32 f., Schlözer a. a. O. 184). Ganz original, wenn auch durch Hufeland und Kant angeregt (s. oben S. 297 f.) ist die kausale Verknüpfung zwischen Völkerwanderung, Kreuzzügen (113, 24 ff. 119, 25 ff.) und der noch nicht abgeschlossenen Periode der Renaissance, die für Schiller wie für Robertson (1, 16) mit dem „schönen Jahrhundert" (116, 16 f.), d. h. dem sechzehnten (116, 31), beginnt. Dabei entfernt er sich auf der einen Seite von dem „Bewunderer" seiner universalhistorischen Übersicht, Herder, der in den Kreuzzügen nur eine Nebenursache des Überganges vom Mittelalter zur Neuzeit sehen wollte, während er auf der anderen Seite durch die größere Spannweite seiner Ideen verführt wird, die Gedanken des Erdgeistes am sausenden Webstuhle der Zeit (112, 9 ff.) mit jener Sicherheit zu enträtseln, in der die deutsche Geschichtsphilosophie bald der Theologie nichts nachgeben sollte. Die Renaissance aber faßt Schiller nicht im Sinne einer bloßen Erneuerung, sondern als höhere Stufe der Weltkultur durch Gegenüberstellung des antiken Bürgerrechtes mit der modernen Menschenfreiheit (112, 22 bis 113, 12) und führt damit weiter aus, was er schon im

„Solon" (96, 3—36; vgl. auch 99, 30—33) angedeutet hatte und vermutlich gleichzeitig zu einem Leitmotiv seiner Vorlesung über römische Geschichte machte.

Auch stilistisch ist die Abhandlung merkwürdig. Wie im Eingang des „Abfalls" (vgl. Bd. 14, S. 421) wird Schillers Stil durch die Fülle der Ideen gehoben. Dort aber ist seine Diktion pseudopoetisch, während hier zuweilen wirklich der Dichter eines Epos über die Völkerwanderung zu sprechen scheint (vgl. Bd. 15, S. 455 zu 98, 18; S. 459 zu 304, 36). Die Abänderung der ursprünglichen Lesart „Eine Wüste von Gewässern, von Bergen und wilden Sitten" (115, 18 f.) wurde wahrscheinlich durch das stilkritische Bedenken eines Rezensenten in der „Allgemeinen Literaturzeitung" vom 22. Februar 1792 (bei Braun I, 1, 321) veranlaßt.

Vorerinnerung zu Bohadins Saladin (S. 133—137).

Aus I, 3 der „Memoires", wo sie zur Einführung diente in die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Al Malich Al Nasir Saladins, Sultans von Egypten, beschrieben durch Bohadin, Sjeddads Sohn [133, 33], seinen Vertrauten". In I, 2 hatte Schiller außer dem Schluß der „Alexias" die Gesta Friderici Ottos von Freising und seines Fortsetzers Ragewin (133, 14) veröffentlicht. Auf Beha'eddin von Aleppo wurde Schiller vielleicht durch das Exemplar der Ausgabe von Schultens (133, 32) geführt, das sein Vorgänger J. G. Eichhorn 1775 der Jenaer Universitätsbibliothek geschenkt hatte (jetzt Jena, Phil. or. III, f. 3). Wie die deutsche Bearbeitung der guten lateinischen neben den arabischen Originaltext gedruckten Übersetzung folgte, schließt sich auch Schiller eng an die Praefatio des Herausgebers Schultens an, der sich darin auch über die in demselben Bande veröffentlichten Auszüge aus Abulfeda (134, 17) und Amadoddin (134, 1) ausspricht. Der Hinweis auf Lessings „Nathan" (136, 25) ist nicht nur auf das Publikum berechnet, sondern bezeugt das Interesse des Dramatikers an dem Idealisierungsprozesse, den historische Urbilder unter den Händen anderer Dichter durchmachen mußten.

Univerſalhiſtoriſche Überſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiſer Friedrichs I.

(S. 137—165).

Ebenfalls aus I, 3, wo ſie ſich der „Vorerinnerung" anſchloß. Da die Arbeit am „Dreißigjährigen Krieg" Schiller keine Zeit ließ zu der in I, 1 verſprochenen Fortſetzung und auch der Plan eines hiſtoriſchen Geſpräches (an Karoline, 5. Oktober 1790) aus Zeitmangel aufgegeben werden mußte, benutzte er zu dieſer Überſicht offenbar die noch wörtlich ausgearbeiteten Vorleſungen des Winters 1789/90 (ſ. oben S. 294). Das für den Winter 1790/91 angekündigte Kreuzzugskolleg (ſ. oben S. 293) ſollte dem verſprochenen Supplementband (136, 34) vorarbeiten, worin auch das Zeitalter Friedrichs I. behandelt worden wäre, da Schiller in I, 3 über Lothar und Konrad III. nicht hinauskam. Tatſächlich hat dann Woltmann in I, 4 die Fortſetzung von I, 3 bis 1158 geliefert, während die Überſicht aus I, 1 ein Torſo blieb.

In der Darſtellung der Regierungen Lothars und Konrads III. folgte Schiller, wie zuerſt Borberger erkannt hat (Schnorrs Archiv für Literaturgeſchichte 4, 57—78), dem zweiten Bande der „Geſchichte der Deutſchen" von M. J. Schmidt (2. Aufl., Ulm 1786; vgl. Bd. 15, S. 448). Der Abſchnitt über die Normannen (146, 31 bis 160, 11) iſt im weſentlichen eine freie Paraphraſe der entſprechenden Kapitel in Voltaires „Essay sur les Moeurs" (chap. 25. 40. 41, in der von Schiller benutzten Ausgabe der Oeuvres von 1756 Bd. 11, Essay 1, chap. 16. 30. 31. Vgl. Bd. 14, S. 63, 36 f.). Einzelheiten ſtammen aus anderen Quellen, die Form „Normänner" aus Schlözer 185 (Schmidt ſchreibt „Normänner"), 159, 24 ff. aus J. F. Le Bret, Staatsgeſchichte der Republik Venedig (Leipzig und Riga 1769, 1, 311 f.), 148, 22 ff. aus unbekannter Quelle ꝛc. Der Hinweis auf Anna Komnena und Otto von Freiſing (146, 34 f.) bezieht ſich auf I, 1, 32. 124 ff. I, 2, 125 f. 154 f. der „Memoires". Das Zitat aus Anna Komnena 157, 13 ff. hat auch Voltaire am Schluſſe von chap. 40. Deutlicher als 158, 25 f. iſt Voltaire chap. 41: „ce fameux droit qu'on appelle la *Monarchie de Sicile*, c'est-à-dire le droit attaché à cette Monarchie."

In der Auffaſſung iſt Schiller von den genannten Quellen abhängig, führt aber häufig Beobachtungen ſeiner Vorgänger weiter aus und ſetzt ſie dadurch erſt ins rechte

Licht, wie namentlich ein Vergleich des vortrefflichen Abschnittes 145, 28 bis 146, 21 mit Schmidt 2, 481 (2. Aufl. 522) lehrt. Die größere Nähe des historischen Objekts bändigt seine Neigung zu abstrakten Reflexionen und befruchtet die Phantasie des Dichters. Die unübertroffene plastische Schilderung der Kulturmischung Siziliens (149, 22 bis 151, 17) läßt uns einen Blick in die Entstehungsgeschichte der „Braut von Messina" tun, deren kulturhistorischer Hintergrund (s. „Braut von Messina" V. 190—227; die Vorrede dazu in Bd. 16; an Körner, 10. März 1803) Schiller eher gereizt hat als die aus seinem alten Motiv der Bruderfeindschaft entwickelte eigentliche Handlung. Vgl. Fester im Schillerheft des Euphorion 1905.

149, 19 f. Rom an dem Bosporus = Konstantinopel. Herzog = Wilhelm der Eroberer.

155, 33. Papst: Alexander VI. durch den Vertrag von Tordesillas zwischen Spanien und Portugal von 1494.

156, 15. Kaiser: Heinrich IV.

162, 35. Nach Schmidt 2 (2. Aufl.), 557. In Breitenwang bei Reutte im Lechtal.

162, 37. Unfehlbar = ohne Zweifel.

Vorbericht zu Sully (S. 165—167).

Aus II, 1 der „Memoires". Dem Vorbericht wie der von dem sächsischen Rittmeister Karl Wilhelm Ferdinand v. Funk besorgten sehr mäßigen Übersetzung legte Schiller die Umarbeitung zu Grunde, die zuerst 1745 erschienen ist unter dem Titel Memoires de Maximilien de Bethune duc de Sully, mis en ordre avec des remarques par M. L. D. L. D. L. (l'Ecluse de Loges). Schillers Exemplar (Liege 1788) nur von Bd. 5—10 auf der Hamburger Stadtbibliothek, weil Funk vermutlich die ersten Bände nicht zurückgegeben hat. Daß die Kürzungen von de Loges nicht tendenzlos waren, ist Schiller, wenn er das Original überhaupt kannte (vgl. Bd. 15, S. 454 zu 53, 29), entgangen. Aus der Charakteristik des Originals folgt diese Kenntnis nicht. Denn sie ist ganz aus der Préface von de Loges, beziehungsweise einer Züricher Übersetzung dieser Ausgabe von 1783 entnommen. Auch die Materie der folgenden Einleitung Schillers wurde durch die Bemerkung des französischen Herausgebers bestimmt, daß die Memoiren quelque connoissance des Troubles précedens voraussetzen. Über die 167, 22 ff. genannten Quellen s. unten.

Geschichte der französischen Unruhen (S. 167—269).

Unter diesem Titel erschienen 1791 in II, 1 der „Memoires" S. 167 bis 195, 38; 1792 in II, 2: S. 196 bis 221, 37. Die dritte Fortsetzung von 1792 in II, 3 (S. 221, 38 bis 234, 34) war überschrieben „Bürgerkriege in Frankreich vom Jahre 1562—69", die vierte von 1792 in II, 4 (S. 234, 35 bis 246, 30) „Bürgerliche Unruhen in Frankreich in den Jahren 1568 und 1569", die fünfte und letzte von Schiller verfaßte von 1793 in II, 5 (S. 246, 31 bis 269) „Bürgerliche Unruhen ... 1569 bis 1572". Die sachlich und stilistisch schwache Einleitung zu II, 8 von 1794 über die Jahre 1572 bis 1574 hat Paulus (oder, wie Lücking vermutet, Woltmann?) zum Verfasser und hätte von wirklichen Kennern Schillers nie diesem zugeschrieben werden dürfen.

„In Anordnung der Materie" (167, 23) war Schillers Führer Louis Pierre Anquetil (1723—1808) und zwar, wie das Zitat 265, 37 beweist, in der zweiten Pariser Ausgabe. (L'esprit de la ligue, ou histoire politique des troubles de France pendant les XVI et XVII^e siécles. 3 Bände, Paris 1771. München. Staatsbibliothek. Gall. g. 47.) De Thou (167, 23) hatte er seit Ende Dezember 1790 wieder aus Weimar entliehen (vgl. Bd. 14, S. 418. 420. 449). Les memoires de Michel de Castelnau besaß er in der schönen kommentierten Ausgabe von J. Le Laboureur. 3 Folianten, Bruxelles 1731 (Hamburg. Stadtbibliothek). Den Philipp II. aus den Vies des hommes illustres von Pierre de Bourdeille, Herrn v. Brantôme (1527—1614) hatte er schon am 27. März 1783 von Reinwald erbeten. Für die Einleitung zu Sully kämen von Brantômes Memoires in Betracht: Les vies des hommes illustres et grands capitaines françois de son temps. A Leyde 1699 und Les vies des dames illustres de son temps. Ebenda 1699. Genauer angesehen hat Schiller sie sich jedenfalls erst 1796, nachdem Paulus 1795 in II, 10 der „Memoires" den Anfang einer 1797 in II, 12 und 13 fortgesetzten Übertragung gebracht hatte (vgl. an Goethe, 12. Februar 1796), doch fand er in dem genannten Kommentare von Le Laboureur längere Auszüge. In der Hauptsache aber entnahm er nicht nur die „Anordnung", sondern die Materie selbst aus Anquetil, so daß auch hier das ihm zu voreilig gespendete Lob seiner Auffassung vielmehr der Quelle zukommt. Kükelhaus bei Bellermann XIV, 519 ist den Beweis schuldig geblieben,

daß Schiller nicht ausschließlich Anquetil zu Grund gelegt habe. Wahrscheinlich verhält sich die Sache so, daß der aus der Ostermesse (4. April) 1791 datierte Vorbericht früher verfaßt wurde als die folgende Einleitung. (Am 4. Juni war II, 1 erschienen.) Schiller hatte nach flüchtiger Orientierung den 167, 22 ff. angekündigten Vorsatz, die Materie aus Brantôme, Castelnau, de Thou und anderen zu entnehmen, mußte sich aber aus Rücksicht auf seine Kränklichkeit, um das Erscheinen von II, 1 nicht aufzuhalten, mit einer Bearbeitung Anquetils begnügen, die aus einer zuverlässigen und gut geschriebenen Vorlage durch konzentriertere Darstellung und Aufsetzung von Lichtern ein farbenreiches Meisterstück machte. Auch in den Fortsetzungen konnte er sich nicht von Anquetil emanzipieren, weil der „Dreißigjährige Krieg" bis 1792 ganz seine gesunderen Tage in Anspruch nahm und für die fünfte Fortsetzung von 1793 in Anbetracht seiner erschöpften Kraft eine Änderung seines Verfahrens nicht mehr angezeigt scheinen mochte.

169, 22. jetzt: 1791 noch im Hinblick auf die Herstellung der Glaubenseinheit durch Ludwig XIV. geschrieben.

171, 36 bis 172, 11. Nach dem Zitate de Thous bei Anquetil 1, 15 f. Zu 172, 15 f. vgl. Anquetil 1, 16: celles qui tentoient de s'échapper par les fenêtres, étoient repoussées à coups de crocs et de piques.

174, 23 ff. Nach Castelnau 1, 2.

175, 21. Die französische Satzkonstruktion („fehlte ihm" für „hatte er nicht") stammt weder aus Anquetil 1, 89 ff. noch aus Brantôme, Castelnau oder Laboureurs Kommentar.

176, 6. „austere" Konjektur J. Meyers für das sinnlose „äußere" der „Memoires". Schiller entnahm das Wort aus Anquetil 1, 25 f. (Montmorenci, disoient-ils, étoit un vieillard austere), hat es aber auch sonst (Bd. 11, S. 220, 17; Bd. 12, S. 34, 23) gebraucht.

177, 29. verborgner = hinterhaltiger.

183, 29 ff. Auch hier liegt keine unmittelbare Benutzung de Thous vor. Schillers Quelle, Anquetil 1, 49 f., begnügt sich ebenfalls, den Inhalt der im 24. Buche de Thous mehrere Seiten füllenden Rede zusammenzufassen, und führt nur die Schlußworte in direkter Rede an. Vgl. 184, 12 f. mit Anquetil: Pour moi, ajouta la Renaudie avec véhémence". . . .

184, 27 ff. Vgl. auch 183, 25—28. Charakteristischer

Beweis, daß Schiller seine eigene Darstellung im „Abfall" nicht nachgeschlagen hat. Seine Erinnerung hielt die Bd. 14, S. 122, 4 ff. entwickelten Gedanken fest, während ihm die Tatsache entschwunden war, daß nicht der spätere Geusenbund, sondern Oranien, Egmont und Hoorne, allerdings auf den Adel gestützt, Granvella zu stürzen suchten. Vgl. Bd. 14, S. 116, 12 ff.

188, 28 ff. Die Reden nach Anquetil 1, 64. Mit 188, 38 bis 189, 2 vgl. a. a. O. 65: Ainsi finit, par une scène presque comique, un des plus tragiques événements que fournisse notre histoire.

190, 29. „kein Ziel" Konjektur Körners für den Druckfehler „keine Zeit" in den „Memoires".

194, 22 ff. Aus Anquetil 1, 57.

197, 13. plumper Pinsel: im Hinblick auf Franz Moor wohl auch ein Stück Selbstkritik.

197, 14 ff. Boxberger bei Kürschner verweist auf diese Schilderung der Sittenverderbnis als Vorstudie zum „Spaziergang". Vgl. namentlich Bd. 1, S. 138, V. 149 ff. mit 198, 5 ff. Schillers Quelle hier vermutlich wieder Voltaires Essai (chap. 171). Vgl. u. a.: Ce mélange de galanterie et de fureurs, de voluptés et de carnage, forme le plus bizarre tableau où les contradictions de l'espèce humaine se soient jamais peintes.

203, 8 f. erkennen = anerkennen. Vgl. Bd. 14, S. 434 zu 27, 17; Bd. 15, S. 453 zu 34, 18 u. ö.

214, 36 ff. Anquetil 1, 142: nous sommes plongés si avant, qu'il faut boire ou se noyer. Er flog: il vole avec ses troupes.

217, 21. „Bürgerschaft" nach Vermutung der Ausgabe von Bellermann Druckfehler für „Bürgerschlacht"; wir haben das Überlieferte gehalten, da auch dieses möglich ist.

218, 22 ff. Der „Blick in das Menschenherz" und die lebhafte Vorstellung des Bürgerkriegs gehören zu den Entschädigungen, die Schiller bei dieser mehr stilistischen als sachlichen Arbeitsleistung festhielten. Für den Sohn des achtzehnten Jahrhunderts ist es charakteristisch, daß er außer Religions- und Bürgerkriegen nur Kabinettskriege (219, 4) kennt.

230, 13 ff. Anquetil 1, 188 nennt die Tat Poltrots une tache dans la vie de l'Amiral. Wenn Schiller den ausführlichen Bericht de Thous im 24. Buche gelesen hätte, würde er wohl die Rechtfertigungsschrift Colignys auf das ihm zugeschickte gravierende Verhör Poltrots erwähnt haben.

Aus demſelben Grunde wie hier Coligny hat er Granvella und den Herzog von Lauenburg gegen Verleumdung in Schutz genommen. Vgl. unten 264, 6—11 über Karl IX. und Bd. 14, S. 441 zu 126, 5; Bd. 15, S. 459 zu 315, 19 ff. Als erwieſen darf heute gelten, daß Coligny Poltrot nicht angeſtiftet hat, aber den Anſchlag nicht verhinderte, obwohl er ihn kannte.

232, 2 ff. Vgl. Bd. 14, S. 299, 8 ff.

232, 18. Stratagem: Kriegsliſt. Vgl. 264, 35 u. ö.

233, 22 ff. Vor der Hinrichtung Ludwigs XVI. (21. Januar 1793) geſchrieben.

236, 14. Anquetil 1, 265: Exemple peut-être unique etc.

237, 4. unreifen Frieden: la paix boiteuse et mal-assise, et la petite paix. Anquetil 1, 269 nach Laboureur zu Caſtelnau.

237, 35. Das Zitat Laboureurs bei Anquetil 1, 272.

244, 18. dieſes Werkes: der Memoiren Sullys.

255, 12 ff. Voltaire, Essay sur les Moeurs, chap. 171: cette paix ne fait que la préparation de la Saint-Barthélemi etc. Die Anklage des Vorbedachts der Bartholomäusnacht hat Baumgarten endgültig beſeitigt („Vor der Bartholomäusnacht", Straßburg 1882).

255, 35 bis 256, 3. Quelle mir unbekannt.

263, 11 ff. Vgl. Anquetil 2, 14. „Verfaſſern der Memoires" ebenda 14 f.: les Mémoires du temps, faits par les personnes les mieux instruites, tels que ceux de Brantôme, de la Reine Marguerite, de Cheverni, de Villeroi, de Castelnau, sur-tout de Tavannes, d'après lesquels se sont décidés Dupleix, le Laboureur, l'Auteur des Commentaires et les meilleurs Historiens etc.

264, 3. Auch Capilupi hat Schiller nur aus dem Zitat bei Anquetil 2, 13 f. gekannt. Den etwas modernisierten Titel 264, 35 ff. gibt er nach dem Quellenverzeichnis Anquetils 1, XXXVII. Ein Originaldruck der von Anquetil benutzten ſehr ſeltenen franzöſiſchen Überſetzung der italieniſchen Schrift Capilupis, zuſammengebunden mit einer Pariſer Überſetzung des Principe Machiavellis: München. Staatsbibl. Polit. g. 582.

III. Vereinzeltes (S. 270—290).

Jeſuitenregierung in Paraguay (S. 270—273).

Schiller entnahm dieſe 1788 im Oktoberheft des „Teutſchen Merkur" veröffentlichte Miszelle der aus dem Spaniſchen

übersetzten „Neuesten Relation von der Schlacht in Paraguai 1759. 1. Oct. zwischen der jesuitischen und den vereinigten spanisch- und portugiesischen Armeen", auf die er in der „Pragmatischen Geschichte des Ordens der Jesuiten" des Lehrers am Braunschweiger Carolinum Johann Christoph Harenberg (Halle u. Helmstädt 1760. Zweiter Teil, S. 2243 ff.) gestoßen war. In der Eile übersah er, daß nach der Relation die beiden Jesuiten in zwei verschiedenen Treffen, am 12. und 18. September, gefangen genommen wurden. Das „indianische Kriegsrecht" (271, 14) ist mit unwesentlichen Änderungen wörtlich aus der Relation herübergenommen. Die Jesuitenregierung in Paraguay wurde trotz der Feindseligkeit Pombals gegen den Orden auch in der protestantischen Welt des achtzehnten Jahrhunderts nach dem Vorgange der französischen Aufklärer (Raynal, Montesquieu im „Esprit des lois" IV, 6) nicht ungünstig beurteilt. Den „Aufschluß" (271, 18), den Schiller aus dem zelotischen Jesuitengegner Harenberg, wenn auch nicht ungetrübt, in Bd. 1, S. 596—627 gewinnen konnte, holt sich der moderne Leser am besten bei E. Gothein, „Der christlich-soziale Staat der Jesuiten in Paraguay", Leipzig 1883, in Schmollers Staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen IV, 4.

Herzog von Alba auf dem Schlosse zu Rudolstadt (S. 273—276).

Aus demselben Merkurheft wie die „Jesuitenregierung". Seine Quellen führt Schiller in umgekehrter Reihenfolge an. Die „alte Chronik vom sechzehnten Jahrhundert" (273, 20) ist natürlich Spangenbergs Adels-Spiegel (Schmalkalden 1591, S. 455) in dem 32. Kap. „von Schwäbischen, Schweizerischen, Flandrischen, Seeländischen und Holländischen streitbaren Weibern". Da Cyriakus Spangenberg die „Anekdote" 1552 aus Katharinas eigenem Munde gehört hat, wiegt die Bestätigung durch die ganz kurze entlegene Notiz in den bei Dedekind gedruckten Mausolea des Pastors Walther von 1638 (Bogen C 3, Bibliothek Rudolstadt) sehr leicht, während Söffing (Jena, Univ.-Bibliothek, Hist. eccl. III, o. 8) sich begnügt, nach Erwähnung Walthers einen Auszug aus Spangenberg zu bringen, der aber u. a. die Pointe des dramatischen Höhepunktes „für Ochsenblut" (275, 22) wegläßt („oder es müßte Fürstenblut gelten" Söffing 202). Ein Vergleich Spangenbergs mit Schiller zeigt uns auch in dieser

kleinen Huldigung vor dem Genius loci Rudolstadts und der „guten Küche" (274, 37) der chère mère in spe den auf den Effekt hinarbeitenden Dramatiker; doch hat Schiller, wie er die Quellen verwechselt, in der Eile auch den Braunschweiger die soeben aus dem Zimmer gegangene Gräfin anreden lassen (275, 23. 36 ff.) und den Gegenkönig Karls IV., Günther von Schwarzburg, zum Kaiser gemacht (274, 1). Die Notiz über Aquila 276, 19—26 stammt aus einer noch nicht nachgewiesenen anderen Quelle. Zu 276, 30—33 vgl. Spangenberg 423, Söffing 222.

Vorrede zu Niethammers Bearbeitung der Geschichte des Malteserordens von Vertot (S. 277—283).

Die „Geschichte des Malteserordens nach Vertot, von M[agister] N[iethammer] bearbeitet und mit einer Vorrede versehen von Schiller" (2 Bde., Jena bei Christ. Heinr. Cunos Erben 1792/93) verfolgte den doppelten Zweck, das deutsche Publikum für einen Stoff zu interessieren, der Schiller seit 1788 zur dramatischen Behandlung einlud (s. Bd. 8), und dem Dichter selbst eine bequemere Übersicht über das weitschweifige Original (283, 2 f.) zu verschaffen. Schillers Bekanntschaft mit der 1726 erschienenen, oft aufgelegten Histoire des chevaliers hospitaliers de S. Jean de Jerusalem des Abbé René Aubert de Vertot (1655—1735) datiert schon aus der Carlos-Zeit (vgl. V. 2909 ff., Bd. 4, S. 146). Er selbst besaß (seit wann?) die siebenbändige Pariser Ausgabe von 1772 (jetzt Hamburg, Stadtbibliothek. Vgl. den S. 306 zitierten Aufsatz Kösters), deren Lesespuren wie für den Malteser-Plan auch für die Geschichte der Bearbeitung Vertots wertvolle, noch nicht benutzte Fingerzeige enthalten werden. Sowohl der erste unbrauchbare Bearbeiter Studiosus Berling (vgl. „Thalia", Heft 10) als Schillers Landsmann Magister Friedrich Immanuel Niethammer (1766—1848) haben nach Schillers Weisungen gearbeitet und sich in Gedanken und Diktion sichtlich das Kreuzzugskolleg ihres Lehrers (s. S. 293) zum Muster genommen (vgl. 278, 19 mit 117, 6), so daß wir aus der Vorrede Schillers mit Heranziehung der Einleitung Niethammers (278, 16) und einzelner Partien der Bearbeitung entnehmen können, wie ungefähr die Fortsetzung der universalhistorischen Übersicht über die Kreuzzüge (vgl. S. 308) ausgefallen wäre. Namentlich die merkwürdige Einleitung Niethammers bestätigt durch das stärkere Hervortreten Voltaires den Ein-

druck der Vorrede, daß der Hiſtoriker Schiller das Mittelalter und ſeine großartigſte Manifeſtation, die Kreuzzüge, immer noch vom Standpunkte ſeines Jahrhunderts betrachtet (277, 23 f. 29). Der Dichter aber wächſt, wie ſo oft bei Schiller, auch hier über den Hiſtoriker hinaus und würde in den Chören der Malteſer wie in dem Gedichte „Die Johanniter" (Bd. 1, S. 262; vgl. oben 279, 37 bis 280, 20) dem chriſtlichen Heroismus auch ein poetiſches Denkmal geſetzt haben; doch begreift man ſchon hier, daß die mit der ganzen Kraft ſeiner Phantaſie erfaßte konkrete ſizilianiſche Welt (S. 312) die aus dem Ordensideal entwickelten Abſtraktionen zurückdrängte und unter Zurückſtellung der „Malteſer" den Ausſchlag zu Gunſten der „Braut von Meſſina" gab.

277, 14. Trajaniſcher Triumphbogen: in Ancona.

279, 26 f. „Geſetzgeber" im „eigenen Buſen": Kants kategoriſcher Imperativ.

282, 14. der Phalanx: vgl. Bd. 14, S. 447 zu 300, 17.

283, 13 ff. Der zweite Band ſchloß mit der berühmten Belagerung Maltas unter La Valette, nicht etwa aus Rückſicht auf das Publikum, ſondern weil Schillers Intereſſe an den Orden ſich nicht über die Handlung der „Malteſer" und ihre Vorgeſchichte hinaus erſtreckte.

Vorrede zu Pitaval (S. 283—286).

Gleichzeitig mit der Bearbeitung Vertots erſchienen bei demſelben Verleger „Merkwürdige Rechtsfälle als ein Beitrag zur Geſchichte der Menſchheit. Nach dem franzöſiſchen Werk des Pitaval durch mehrere Verfaſſer ausgearbeitet und mit einer Vorrede begleitet herausgegeben von Schiller. Erſter Teil" (Bd. II, 1792. III, 1793. IV, 1795). Schon 1782—92 hatte derſelbe Verlag eine vierbändige Auswahl (286, 3—5) aus der von dem Pariſer Parlamentsadvokaten Gayot de Pitaval bearbeiteten Sammlung der Causes celebres et interessantes, avec les jugemens qui les ont decidées (zuerſt Paris 1734 ff.) gebracht. Wer den Anſtoß zu der neuen, auf das juriſtiſche Mäntelchen Pitavals verzichtenden Bearbeitung (286, 12 ff.) gegeben hat, Schiller oder der Verleger, (284, 34) iſt unbekannt. Verlegerintereſſen finden in der Vorrede ihren Ausdruck, erklären aber nicht allein das Widerſpruchsvolle dieſes ſeltſamen Denkmals der Schillerſchen Geiſtesgeſchichte. Indem er den Geſchmack des gemeinen Leſepöbels an den „Geburten der Mittelmäßigkeit"

(284, 7) wie in „Shakespeares Schatten" (Bd. 1, S. 129) scharf charakterisiert, gibt er diesem Publikum doch sorglos ein Buch in die Hand, das auf dieselben niederen Instinkte spekuliert wie die Berichte unsrer Zeitungen über Sensationsprozesse, weil die „schlechte Ware" (283, 30) für den Haufen unter den Händen des Dramatikers, dem nichts Menschliches fremd bleiben darf, sich in Werke von unvergänglichem Gehalt verwandeln kann. Dabei vergißt er nur, daß seine dramatischen Pläne (die Polizei, die Kinder des Hauses, der Graf von Saint Geran, vgl. Bd. 8) insoweit sie nicht auf breiter kulturhistorischer Basis ruhen (wie „Das Mädchen von Orleans" in Bd. 4 der Rechtsfälle, vgl. Bd. 6, S. XIX), einer Vorbereitung des Publikums entbehren können, ja daß es gerade für diese Pläne wünschenswert wäre, das Publikum in die Werkstatt des Dichters nicht hineinschauen zu lassen. Für uns aber hat diese Verirrung den Wert, daß sie die fragmentarische Kunde über nie ausgeführte Pläne ergänzt, wie auch das Geständnis nicht zu übersehen ist, daß der gute Schriftsteller von dem schlechten lernen kann, wodurch man bei Hörern und Lesern Effekt macht (284, 13 bis 17).

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville (S. 286—289).

Unter diesem Titel brachten die „Horen" 1797 im 6.—9. und im 11. Stück eine Bearbeitung der Mémoires de la vie de François de Scepeaux Sire de Vieilleville et Comte de Duretal, Maréchal de France; contenants plusieurs Anecdotes des Regnes de François I, Henri II, François II et Charles IX. Composés par Vincent Carloix, son secretaire nach der ersten 1757 von dem Jesuitenpater Griffet besorgten fünfbändigen Ausgabe, nicht nach der Ausgabe der Collection des Mémoires (vgl. S. 306) Bd. 28 ff. Als Verfasser nannte das Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 1797 für das 6. Stück Schiller, doch hat er nur die Einleitung, und zwar am 18. Juni 1797, verfaßt, während sich sein Anteil an der unmittelbar anschließenden Bearbeitung seines Schwagers W. v. Wolzogen auf redaktionelle Eingriffe beschränkte, die sich im einzelnen nicht mehr feststellen lassen. Auch in diesem Falle zeigte Schiller als Herausgeber keine glückliche Hand. Ihm wie Goethe entging es, daß zu einer Neubearbeitung, von der Konkurrenz mit der Sammlung der „Memoires"

ganz abgesehen, kein Bedürfnis vorlag, weil die „Literatur- und Völkerkunde“ von J. W. v. Archenholtz schon 1786/87 im 9. Bande und im 1. der neuen Folge ausführliche „Auszüge“ aus Vieilleville gebracht hatte. Auch war es gewagt, einen größeren Lückenbüßer auf Goethes Cellini-Übersetzung unmittelbar folgen zu lassen, zumal Cellini vor Vieilleville mindestens den Reiz der Selbstbiographie voraus hatte. Die Einleitung aber, Schillers Abschied von der Historie, zeigt ihn, wie die Belagerung von Antwerpen (vgl. B. 14, S. 449), in seiner künstlerischen Vollreife. Nicht gehetzt wie in den Jahren seines historischen Lehramtes (vgl. die Vorrede zu Sully und S. 312), sondern in Muße hat er die Memoiren gelesen und faßt seinen Eindruck in eine Charakteristik von höchster Feinheit zusammen. In seiner Bemerkung, daß der Biograph dem Ulysses vor dem Achilles den Vorzug gebe (289, 3 f.), wird man ebensowenig den Einfluß Goethes verkennen wie die ästhetische Einsicht des deutschen Plutarch, daß die Gewaltmenschen der Weltgeschichte auf die Bühne gehören, während den gemäßigten Charakteren nur die Biographie ganz gerecht werden kann.

287, 2. Brantôme in den inzwischen (S. 313) in die „Memoires“ aufgenommenen Vies des hommes illustres et des grands capitaines françois.

287, 13 ff. Vielleicht Anspielung auf den „Cortegiano“ des Baldassare Castiglione von 1528.

288, 14. Duretal im Departement Maine-et-Loire.

Rezensionen (S. 289—290).

Das Kapitel „Rezensionen“, so klein es ist, vervollständigt erst das Bild der historischen Tätigkeit Schillers. Wie jeder historische Anfänger suchte der Verfasser des Abfalls, als er mit den Herausgebern der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung in Verbindung trat, kritisierend seinen eigenen Horizont zu erweitern, um schon sehr bald im Gedränge produktiver Arbeit den Geschmack an einem Handwerk zu verlieren, das bei hohen Ansprüchen an die eigene kritische Leistung mit unverhältnismäßigem Zeitverluste verknüpft ist. So hatte es auf historischem Gebiete sein Bewenden bei den zwei nachfolgenden Rezensionen, an denen die Nachgeschichte bemerkenswerter ist als die Vorgeschichte, weil sie Schiller erst veranlaßten, sich näher mit „dem größten Mann seines Jahrhunderts“ (290, 2) zu befassen,

und zwischen ihm und Körner zu einem Austausch über die Anregung des Freundes zu einem Friedrichsepos führten. Vgl. an Schiller 14. Oktober, an Körner 20. Oktober 1788; an die Lengefelds 26. Januar 1789 nach Lektüre der Histoire de mon temps; an Körner 9. und 10. März 1789, 26. März 1790, 28. November 1791; endlich „Die deutsche Muse" V. 7 ff. (Bd. 1, S. 204. 339 f.).

289, 23 ff. Aus der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung 1788 vom 30. April, Rubrik: Geschichte. Schillers Vorlage scheint ein Separatabdruck eines Teiles der im „Teutschen Merkur" im September, Oktober, Dezember 1786, Januar, Februar, März 1787 erschienenen Artikel zu sein, die ihr Verfasser Friedrich Schulz 1788 unter dem Titel „Gemälde aus dem Leben Friedrichs des Einzigen" in zwei Heften mit Kupfern (Berlin und Frankfurt a. O. bei Kunze) umgearbeitet herausgab. Über Friedrich Schulz (1762—98), der 1790 in Mitau Professor der Geschichte wurde, und seine im Winter 1787 angeknüpften Beziehungen zu Schiller vgl. u. a. die Briefe an Huber 26. Oktober 1787, an Körner 25. April 1788, an die Lengefelds 30. Oktober 1789. Das Lob der „gefälligen Schreibart" verdient seine Arbeit auch heute noch, und es wäre nicht unmöglich, daß Schiller selbst zwischen ihr und ihrer im Merkur genannten Quelle, der anonymen dreibändigen „Lebens- und Regierungs-Geschichte Friedrichs des Anderen" (Leipzig 1783 ff. Von Joh. Friedrich Seyfart), Vergleiche angestellt hat und die Bemerkung des Autors über den „altmodischen, unkorrekten Vortrag" jener Quelle bestätigt fand.

290, 10 ff. Aus der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung vom 8. Mai 1788, Rubrik: Literarische Nachrichten.

Die Akademierede des bekannten preußischen Staatsmannes Ewald Friedrich Graf von Hertzberg (1725—95) interessierte Schiller, wie er noch prägnanter gegen Körner am 20. Oktober 1788 hervorhob, wegen der Mitteilung der beiden Vorreden zu der 1788 zum ersten Male publizierten Histoire de mon temps Friedrichs, die ihn in stand setzte, „die Fortschritte des Geistes, schriftstellerischen Geschmacks und Charakters Friedrichs aus der Art seiner Verbesserungen zu ermessen". Eine Ausführung dieses Gedankens besitzen wir jetzt in W. Wiegands Untersuchung über „Die Vorreden Friedrichs des Großen zur Histoire de mon temps", Straßburg 1874.

Inhalt des dreizehnten Bandes

Seite

Einleitung in Schillers historische Schriften V

Historische Schriften. Erster Teil

Kleine historische Schriften

I. Aus den Vorlesungen

Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? 3
Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde 24
Die Sendung Moses 43
Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon 67

II. Aus der Sammlung historischer Memoires

Vorbericht 105
Universalhistorische Übersicht der vornehmsten an den Kreuzzügen teilnehmenden Nationen 2c. . . . 110
Vorerinnerung zu Bohadins Saladin 133
Universalhistorische Übersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I. 137
Vorbericht zu den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully 165
Geschichte der französischen Unruhen, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen 167

III. Vereinzeltes

Seite

Jesuitenregierung in Paraguay 270
Herzog von Alba zu Rudolstadt 1547 273
Vorrede zu Niethammers Bearbeitung der Geschichte des Malteserordens von Vertot 277
Vorrede zu dem ersten Teile der merkwürdigsten Rechtsfälle nach Pitaval 283
Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville 286
Rezensionen 289

Anmerkungen 291

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
Los Angeles
This book is DUE on the last date stamped below.

Form L9–Series 444

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 001 054 584 6